// Nr. 54 Wahre Verbrechen

Crime

DIE FALLE
Er sucht Frauen. Sie sucht Verbrecher

EIN SAMMLER
Er hat eine Mission. Und dafür braucht er Menschen

+

DON WINSLOW
Der Starautor über seine Kindheit unter Mafiosi

Der Spielgefährte

Er sagte, er könne ihnen etwas Magisches zeigen

– Der Fall Jürgen Bartsch –

APRIL/MAI 2024 DEUTSCHLAND €6,50 / ÖSTERREICH €7,30 / SCHWEIZ CHF 10,50 / BENELUX €7,70 / ITALIEN, SPANIEN, FRANKREICH, PORTUGAL (cont.) €8,70 / DÄNEMARK DKR 84,95 / TSCHECHIEN CZK 235 / SLOWENIEN €8,70

4 190180 906509 54

#MITEINANDER FÜR DEMOKRATIE

Demokratie lebt von Vielfalt, Toleranz und Offenheit. Sie sind das Fundament unserer freiheitlichen Gesellschaft. Wir lassen keinen Spaltbreit für Rechtsextremismus und Rassismus zu. Dafür stehen führende Unternehmen der Kreativ- und Medienwirtschaft in unserem Land.

Mehr Infos unter: www.gwa.de

AdAlliance

gwa Deutschlands **führende** Agenturen



Giuseppe Di Grazia,
stern-Crime-Chefredaktion

POLIZISTEN …

… und Polizistinnen sorgen nicht nur dafür, dass Menschen gefasst werden, die anderen das Leben genommen haben. Manchmal retten sie auch Leben. In diesem Heft erzählen wir von einem besonders bewegenden Fall. Der Täter war der Ehemann des Opfers. Und genau genommen gab es nicht nur einen Retter, sondern auch eine Retterin. Denn es war die kleine Tochter des Paares, die den Notruf tätigte und sagte: „Meine Mama wird gerade umgebracht." Das Glück der Frau: Einer der Polizisten, die herbeieilten, war früher als Soldat in Afghanistan gewesen. Er wusste, wie man in extremen Stresssituationen ruhig bleibt und wie man auch schwerste Verletzungen versorgt.

Unsere Autorin Katrin Bischoff hat die Frau mit dem Beamten zusammengebracht. Es ist ein Text entstanden, der nicht nur eine Heldengeschichte erzählt. Er handelt auch vom Unglück, das der Tat vorausgegangen war, von einem Ehemann, der immer die Kontrolle haben will und mit vernichtender Gewalt reagiert, wenn er diese Kontrolle verliert. Und von einer Frau, die auf beeindruckende Weise mit ihren körperlichen und seelischen Verletzungen und dem Trauma ihrer Kinder umgeht. Sie setzt sich heute dafür ein, dass weniger Frauen das gleiche Schicksal erleiden müssen wie sie. Es ist eine Geschichte über eine furchtbare Tat, aber es ist auch eine Geschichte vom Überleben.

Von tragischen, aber manchmal auch von Mut machenden Momenten handeln die neuen Folgen unseres Podcasts „Wahre Verbrechen", dessen neunte Staffel mittlerweile angelaufen ist. Exklusiv bei Audible und bei *stern* PLUS hören Sie die stärksten Fälle aus unserem Heft. Nicht nur Autorinnen und Autoren kommen zu Wort, sondern auch Beteiligte der Taten. Erzählt werden die Geschichten auf bewährte Weise von dem Schauspieler Christian Redl mit seiner eindringlichen Stimme. Hören Sie doch mal rein.

Foto: Andra

Wie gefällt Ihnen Crime? Ihre Meinung interessiert uns: info@stern-crime.de



108

Leonard Lake nahm nicht nur sich selbst auf Video auf

88

Sie hatte meist die Schlüssel in der Hand. Doch manchmal verliert man einfach die Kontrolle



// inhalt

06/ MEIN HELD, DER MÖRDER
Manchmal finden wir die Bösen gut. Das macht unser Leben einfacher. Ein Essay

08/ DER SPIELGEFÄHRTE
Er sagte, er könne ihnen etwas Magisches zeigen. Dann tötete er sie. Die Geschichte eines Mörders, der das Land zum Nachdenken brachte

22/ AUS DER ASSERVATENKAMMER
Vater, Sohn, der Familien-Mercedes und Mutters Kochkünste

24/ „PAPA, PAPA, HÖR AUF“
Ein Notruf bei der Polizei. Die Anruferin ist ein kleines Mädchen

36/ DIE MACHT DER PATINNEN
Strafjustizexpertin Mara Garavini Seisselberg über die Rolle der Frauen in der Organisierten Kriminalität

42/ KEIN GEWÖHNLICHER DIEB
Stéphane Breitwieser ging nicht sehr raffiniert vor. Und reich wurde er auch nicht. Dennoch gilt er als größter Kunstdieb der Welt

52/ DIE FALLE
Eine Begegnung im Netz: Er sucht Frauen, sie sucht Verbrecher

64/ WO BIST DU?
Entführungen hatten auf Sardinien eine lange Tradition. Valeria Cherchi hat für ihr Kunstprojekt Überlebende getroffen – und Kidnapper

80/ EINES MORGENS IM MAI
Ein Mann stiehlt einen Wagen und verursacht einen tödlichen Unfall. Eine Geschichte über vier Schicksale

Titel: Foto-Illustration durch KI unterstützt: Gesche Wendt/stern; Inhalt: Illustration: Sabine Israel/stern; Fotos: Monti Bild/Keystone; Valeria Cherchii; Maximilian Gödecke/stern



08

Die Deutschen hielten Jürgen Bartsch für ein Monster.
Doch er war einer von ihnen



64

In den Felsen des sardischen Hinterlands
gibt es viele Verstecke



24

Auch wo Gartenzwerge
Nachtwache halten,
kann Schlimmes passieren

88/ **DER SOMMER MIT IHM**
Sie hatte viel Pech in der Liebe. Dann lernt sie einen Mann kennen, der ihr Leben verändern wird

98/ **SCHMUCKLOSES GEBEIN**
Auf einem Friedhof in Paraguay bekommen die Toten mehr Besuch von Dieben als von Verwandten. Eine Fotoreportage

108/ **EIN SAMMLER**
Er hat eine Vision. Und dafür braucht er Menschen

124/ **MEIN BILD**
Erst als er aus dem Fenster seines Hotelzimmers blickte, begriff Gene Blevins das Ausmaß des Schreckens

126/ **„SEIT DER ANTIKE KÄMPFEN WIR MIT DEN GLEICHEN THEMEN“**
Starautor Don Winslow über die Zeitlosigkeit seiner Werke und über seine Kindheit unter Mafiosi

138/ **EIN PROMINENTER FALL**
Travis Scott versetzt seine Fans gern in Rage. Nicht ohne Risiken

133/ **BÜCHER UND FILME**

03/ **EDITORIAL**

134/ **LESERBRIEFE**

136/ **MITARBEITER, IMPRESSUM**

MEIN HELD, DER MÖRDER

Manchmal finden wir die Bösen richtig gut. Das macht unser Leben einfacher

VON **FRANK OCHMANN**

Schon als kleine Kinder wurden die zwei Brüder getrennt. Die Polizei hatte sie buchstäblich im Blut ihrer Mutter gefunden. Sie war mit einer Kettensäge ermordet worden. Ganz unterschiedlich wuchsen die Brüder danach auf: Behütet in einer Pflegefamilie der Jüngere, in einer psychiatrischen Anstalt der Ältere. Beide aber spürten schon bald den unbändigen Drang zu töten. Und beide gaben diesem Impuls immer wieder nach.

Der jüngere der beiden Brüder aber hatte von seinem Adoptivvater, einem Polizisten, gelernt, wenigstens einer Regel zu folgen: Nur Mörder sollten zu seinen Opfern werden. Denn leider könne die Polizei nun einmal nicht alle fangen. Eine Art Ehrenkodex für einen Serienmörder.

Als sich die Brüder nach vielen Jahren zum ersten Mal wiederbegegneten, gerieten sie schnell aneinander.„Du kannst aber nicht Killer und Held sein!“, hielt der Ältere dem Jüngeren vor. „Denn so läuft das leider nicht!“

Manchmal offenbar doch. Denn tatsächlich erlangte der mordende Bruder mit dem makabren Kodex im Laufe von insgesamt neun TV-Staffeln einen Heldenstatus: Nach der ersten Ausstrahlung 2006 übertraf „Dexter“ mit seiner Doppelexistenz als polizeilicher Blutspurenanalytiker und Serienkiller Zuschauerrekorde und wurde mit Preisen überhäuft. Nicht nur ein Millionenpublikum kam weltweit ins Schwärmen über den „absurden Racheengel“, wie ihn dessen Serienbruder einmal bezeichnete. Auch Kritikerinnen stimmten in den Chor der Lobpreisung ein.



Diese Hand nahm Leben. Der Brasilianer Pedro Rodrigues Filho wurde für 71 Morde verurteilt

Die Gerichtsmedizin in der Serie sei oft nur ein Feigenblatt für geradezu pornografische Gewaltdarstellungen, räumte Alessandra Stanley von der „New York Times“ ein – trotzdem könne sie die nächste Folge „Dexter“ kaum abwarten. Und Bambi Haggins, Professorin für Film- und Medienstudien an der University of California, Irvine, bekannte gar, sie liebe Dexter. Und selbst wenn das moralisch falsch sei, werde sie nicht von ihm ablassen.

Natürlich ist Dexter Morgan, so der volle Name, eine Kunstfigur. Seine Persönlichkeit ist so zugeschnitten, dass sie die Seele des Publikums an genau der richtigen Stelle mal streichelt, mal quält. Doch es gibt ein reales Vorbild, dem die Figur des Dexter nachgebildet

wurde, wenn auch ohne einen gleichfalls mordenden Bruder.

In seiner Heimat Brasilien war Pedro Rodrigues Filho schon als Jugendlicher ein schillernder Star. Als „Pedrinho Matador“ (deutsch etwa: „Killer-Peterle“) war er bekannt. Er fand seine Opfer vor allem in Drogenbanden, Mörder und Vergewaltiger waren darunter, kaum jemand hatte Mitleid mit ihnen. Für 71 Morde wurde er verurteilt, mehr als 100 gab er selbst an. Ohne Reue. „Ich tue Gutes für die Gesellschaft, indem ich die Welt von Feiglingen reinige“, brüstete sich der Serienkiller einmal in einem Fernsehinterview. 128 Jahre hätte er insgesamt absitzen müssen, das brasilianische Gesetz ließ damals aber nur eine maximale Haftzeit von 30 Jahren zu.

Nach seiner Freilassung beendete Pedrinho Matador seine kriminelle Karriere und kommentierte auf seinem gleichnamigen Youtube-Kanal aktuelle Verbrechen, sprach sich gegen Bandenkriminalität aus und warnte davor, seinem Beispiel zu folgen und Selbstjustiz zu üben. Im März vergangenen Jahres wurde er schließlich selbst zum Opfer. Vermutlich im Auftrag einer Bande erschoss ihn ein Unbekannter auf offener Straße in einem Vorort von São Paolo.

Aber darf man einen Menschen wie Pedrinho Matador, einen Massenmörder und seine Taten, im fiktiven wie im realen Leben, rechtfertigen, gar verehren?

Unser Gehirn mag es gern simpel. Denn dann ist der Aufwand gering, in dieser Welt zu bestehen. Das hat nichts mit Faulheit zu tun, sondern mit Effizienz. Evolutionsbiologisch bedeutet es vor allem, die zur Verfügung stehende Energie sparsam zu nutzen. Und da natürlich auch unser Gewissen im Gehirn entsteht, bevorzugt es ebenfalls schlichte Muster: Gut die einen, böse die anderen.

Natürlich sehen wir uns selbst am liebsten auf der Seite der Guten. Was das aber genau ist, das Gute, hängt immer auch von den Umständen ab, unter denen wir leben. Da gibt es nichts Absolutes. Denn für soziale Wesen, die wir von Natur aus sind, bestimmt vor allem das Urteil der anderen, was „gut“ ist und was nicht. Das fängt schon im frühen Kindesalter an. Belohnt wird, was den anderen – da vor allem Eltern und Lehrern – gefällt. Was aber deren Vorstellungen widerstrebt, hat Strafe zur Folge und wird darum gemieden.

So werden soziale Regeln eingeschärft, so bildet sich ein Gewissen. Bewegen wir uns dann innerhalb dieses von unserem Umfeld gesetzten Rahmens, sollte es uns gut gehen. Denn das ist das Ziel.

Damit haben wir jene Theorie der „moralischen Gefühle“ umrissen, die der schottische Philosoph Adam Smith bereits im 18. Jahrhundert formulierte. Die modernen Neurowissenschaften haben diese Vorstellungen von Moral mithilfe von Hirnscannern und ausgeklügelten moralpsychologischen Experimenten weitgehend bestätigt, wenngleich wir natürlich mehr als nur „Gefühl“ sind. Der Verstand spielt ebenfalls eine wichtige Rolle.

Die Impulse aber, die uns als Erste antreiben, stammen aus unserer Gefühlsküche im Hirn. Es sind Emotionen, mit denen wir auch das Verhalten anderer spontan beurteilen. Denn nicht nur wir selbst erfahren tagtäglich Lob und Tadel, Belohnung und Bestrafung für unser Tun. Wir sind immer auch die Richter der anderen.

Was uns dabei im Tiefsten eint, ist der Wunsch nach einem Paradies auf Erden. Denn in dem ginge es durch und durch gerecht zu, und unser Gehirn müsste sich bei der Bewältigung des Lebens nicht unnötig anstrengen. Natürlich prallt hier das Ideal sehr schnell auf die Wirklichkeit. Denn etliche Übeltäter bekommen durchaus nicht die Strafe, die sie verdienen oder die wir uns, vielleicht nur insgeheim, für sie wünschen.

Genau an diesem Punkt aber treten der fiktive Dexter wie auch der reale Pedrinho Matador auf die Bühne – und die Konturen von Gut und Böse verschwimmen.

Man muss sich dafür nur einmal vergegenwärtigen, was sich vor US-amerikanischen Exekutionsgefängnissen abspielt, wenn dort einer der Insassen hingerichtet wird. Während drinnen ein Mensch stirbt, versammelt sich draußen nicht selten eine Schar von Befürwortern der Todesstrafe, die in Beifall oder gar ungehemmten Jubel ausbricht, sobald ein Verbrecher für tot erklärt wird. Wir mögen solche Kundgebungen und auch die Todesstrafe für widerwärtig halten. Doch sind uns solche Gefühle ganz und gar fremd?

Man stelle sich nur vor, ein furchtbares Verbrechen geschieht oder ein terroristischer Anschlag. Haben wir uns dann nicht schon selbst dabei erwischt, dass wir den Tätern den Tod wünschen?

Auch wenn wir diesem Wunsch nie nachgeben würden – so wollen wir es hier jedenfalls annehmen –, bedeutet dies ja nicht, dass wir nicht Genugtuung empfinden können, wenn uns andere abnehmen, was wir uns selbst nicht zubilligen, zutrauen oder zumuten.

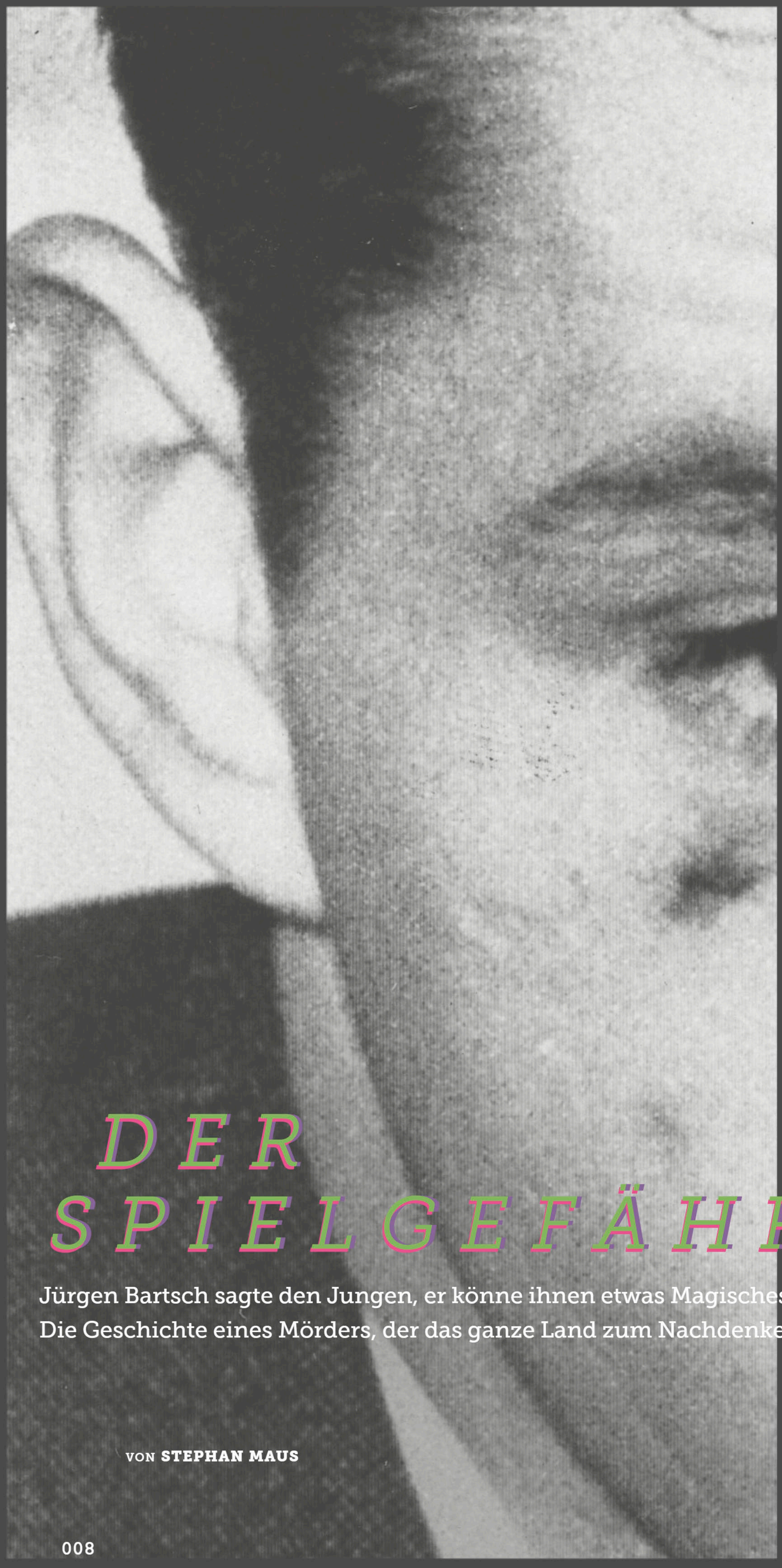
Vor dieser Seelenlage überrascht es nicht, was die Medienwissenschaftlerin Joanna Ioannidou von der Universität Utrecht bereits vor einigen Jahren herausgearbeitet hat: nämlich, dass fiktive Serientäter wie Dexter Morgan nicht etwa trotz, sondern gerade wegen ihrer Morde attraktiv sind. Dasselbe gilt offenbar für reale Killer wie Pedrinho Matador. Eine Vergeltung, die wir uns selbst aus moralischen Gründen versagen, führen sie in gnadenloser Selbstjustiz aus – stellvertretend.

So werden kaltblütige Mörder zu bewunderten Helden: Sie lassen die Welt ein wenig gerechter erscheinen. Und wir, das Publikum, verzeihen diesen Mördern nicht nur. Wir sind ihnen sogar dankbar für ihr Morden. Und wenn auch nur klammheimlich. ●



Auch Frank Ochmann spürt gelegentlich Vergeltungswünsche in sich aufsteigen. Er dankt seinem Stirnhirn dafür, dass es diese zähmt und zurück ins Reich der Fantasie drängt

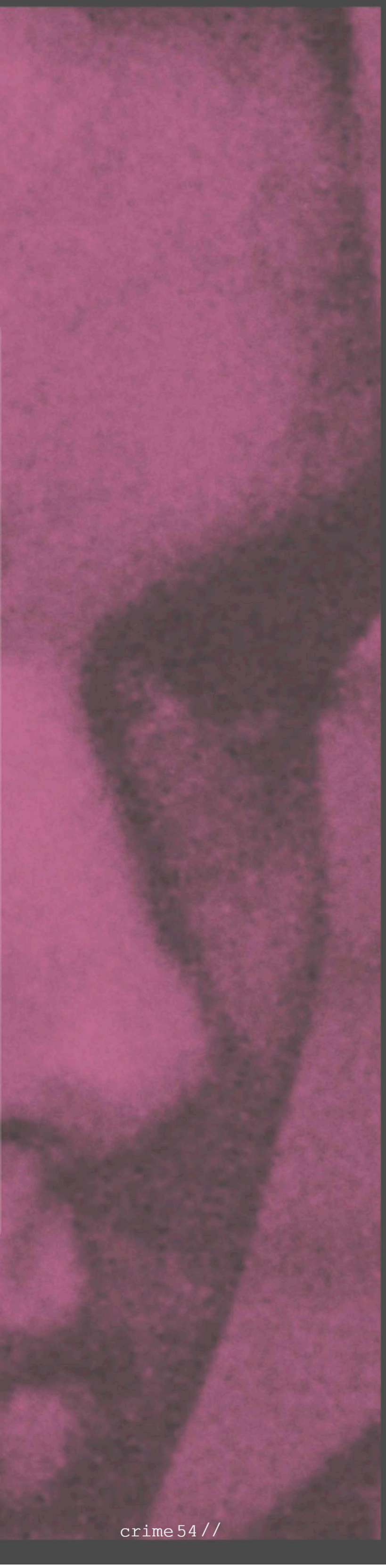
Foto: Robson Ventura/Folhapress



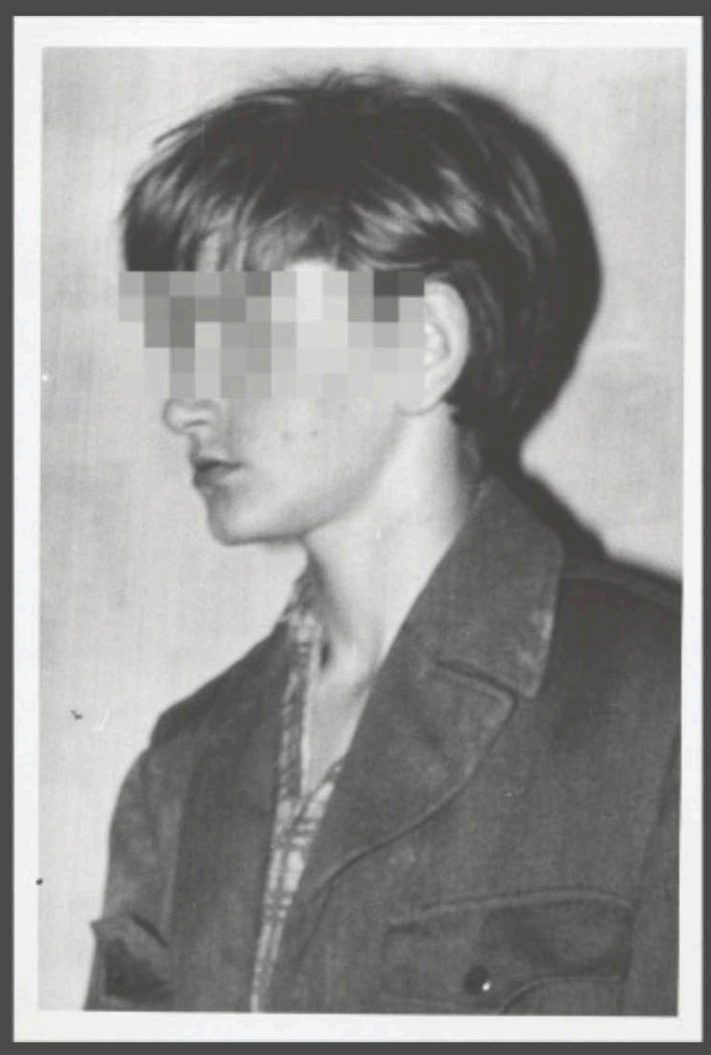
DER SPIELGEFÄHRTE

Jürgen Bartsch sagte den Jungen, er könne ihnen etwas Magisches zeigen. Dann tötete er sie. Die Geschichte eines Mörders, der das ganze Land zum Nachdenken brachte

VON **STEPHAN MAUS**







Peter F. folgte Bartsch in dessen Höhle. Er überlebte, weil der Mörder zum Abendbrot musste

Als Peter und der andere die Höhle betraten, war da dieser Geruch. Seltsam roch das. Süßlich. Aber auch eklig. Leichen aus dem Krieg, sagte der andere. Damals habe man diesen geheimen Stollen als Bunker benutzt. Der Geruch schien ihn nicht zu stören. Also weiter, hinter ihm her, rein in den Stollen, tief ins Schwarz.

Der andere hatte ihm 50 Mark gegeben. Viel Geld. Konnte man immer gebrauchen. Sie hatten sich eben erst in Wuppertal kennengelernt, beim Herumstromern. Der andere war älter als er. Ein Großer. Er konnte gut reden. Was er sagte, klang interessant. Er war wohl intelligent. Sie hatten etwas getrunken, nun sollte es etwas zu sehen geben. Irgendwo da hinten gab es einen Schatz, wenn er das richtig verstanden hatte. Ein Schatz! In einer geheimen Höhle!

Plötzlich sagte der andere, er solle sich ausziehen. Peter zögerte. Der andere drängte. Also legte Peter seine Jacke ab. Widerwillig. Der andere wollte, dass er mehr auszöge. Aber Peter wollte nicht. Da war der andere plötzlich nicht mehr freundlich. Er wurde grob. Riss ihm das Hemd vom Leib. Dann wurde er brutal. Peter spürte, wie die Faust ihn im Gesicht traf. Er prallte mit dem Kopf gegen eine Felswand. Benommen sank er nieder.

Als er sich wieder gesammelt hatte, lag er auf dem Boden. Er war jetzt nackt. Steine bohrten sich in seine Haut. Seine Hände und Füße waren gefesselt. Neben ihm stand eine Kerze und warf flackerndes Licht an die Höhlenwände. Der andere sagte, er müsse jetzt zum Essen. Dann verschwand er.

All das sollte Peter später in einem Interview erzählen. Eines war klar: Er war in einem Albtraum gestrandet. Er wusste, dass er sofort aus dieser Höhle musste. Wenn der andere wieder zurückkäme, durfte er hier auf keinen Fall noch im Geröll liegen. Nackt und gefesselt. Er musste raus aus diesem stinkenden Höllenschlund. Nach einigem Strampeln gelang es ihm, seine Fußfesseln zu lösen. Aber aus den Handfesseln konnte er sich nicht herauswinden. Die Kerze! Er führte seine Gelenke an die Flamme. Die Kerze ging aus.

Er brauchte Streichhölzer. Hatte er nicht eben noch irgendwo da drüben welche im Geröll gesehen? Er tastete herum und fand die Schachtel. Ungelenk entzündete er die Kerze. Nach mühevollen Verrenkungen gelang es ihm, die Handfesseln zu durchbrennen. Irgendwo leuchtete seine Unterhose im Dunkeln. Hastig zog er sie an. Das musste reichen. So schnell er konnte, rannte er aus der Höhle. Nicht allzu weit vom Stolleneingang standen Häuser. Er lief darauf zu, klingelte. Man öffnete ihm. Er hatte es geschafft. Er war in Sicherheit.

Während sich der 14-jährige Peter F. von seinen Fesseln befreite, saß sein Peiniger bei seinen Eltern zu Hause. Wie jeden Abend hatte Jürgen Bartsch sich beeilt, pünktlich um 19 Uhr zurück zu sein. Bloß nicht zu spät kommen! Sonst war wieder die Hölle los. Immer dasselbe Programm: Gemeinsam aß man Abendbrot. Dann durfte Jürgen noch ein wenig Fernsehen gucken. Im Bett seiner Eltern. Jeder auf seinem Platz: auf der einen Seite der Vater, auf der anderen die Mutter. Und in der Mitte der 19-jährige Sohn.

Er lag zwischen seinen Eltern. Doch in seiner geliebten Höhle wartete jemand auf ihn. Sobald er heute Nacht wieder rauskam, würde ihm der Junge zur freien Verfügung stehen. Er konnte mit ihm machen, was er wollte. Wie mit all den anderen. Er konnte ihn missbrauchen, quälen, töten, ausweiden, zerstückeln. Und all das würde ihm unendliche Lust bereiten.

Aber als er nachts in die Höhle zurückkam, war dort niemand mehr. Tags darauf mähte Bartsch den Rasen vor seinem Elternhaus. Seine Mutter schaute ihn an und sagte: „Du siehst so blass aus, Jürgen. Bist du krank?“ Zwei Tage später, um sechs Uhr morgens, standen Polizisten vor der Haustür und nahmen Bartsch fest. Aus der Bevölkerung waren Hinweise auf den seltsamen jungen Mann eingegangen. Und in dem alten Stollen hatten sie nicht nur Kerzen, Streichhölzer, Kleidung und Fesseln gefunden, so wie es nach Peters Erzählungen zu erwarten gewesen war. Sondern auch menschliche Überreste. Der Verwesungsgeruch in der Höhle stammte nicht von Kriegsopfern.

Als man Jürgen Bartsch mit den Leichenfunden konfrontierte, gab er alle anfänglichen Widerstände auf und bekannte bereitwillig, vier Menschen ermordet zu haben. Sein letztes Opfer konnte ihm nur entkommen, weil er es erst nachts töten wollte, wie er gleich in seiner ersten Vernehmung zugab.

Jürgen Bartsch war der erste deutsche Serientäter, der ein umfassendes Geständnis ablegte. Seine eloquenten ⟶

Vorherige Seite: Stern Montage: Fotos: dpa; AP

Ausführungen zu seinen Taten und Motiven sollten der Justiz und der Psychologie helfen, das Phänomen „Triebtäter" mit völlig neuen Augen zu betrachten. Die hitzigen Debatten über seinen Fall sollten dazu führen, dass das Rechtsverständnis der damals noch jungen Bundesrepublik modernisiert wurde.

Zwei Jahre hatte der pädophile, sadistische Serienmörder das Ruhrgebiet und das Bergische Land durchstreift. Sobald er sich der Kontrolle seiner tyrannischen Eltern entziehen hatte können, war er durchs Kellerfenster nach draußen geklettert und auf Beutezug gegangen. Er sprach Jungen im Alter zwischen acht und 14 Jahren an. Er wusste, wie man das Vertrauen von Kindern gewinnt. Denn nichts wünschte er sich mehr – Vertrauen

Im Laufe der Jahre, so schätzte er selbst, trat er an über 100 minderjährige Jungen heran. Manche davon konnte er überreden, ihn in eine Höhle zu begleiten, die er in seiner Jugend im Wald entdeckt hatte und von der er wie besessen war. Dort missbrauchte er sie. Mit Gewalt und Geld konnte er verhindern, dass sie ihn verrieten. Dann kippte irgendetwas in ihm. Und vier Kinder bezahlten ihr Vertrauen mit dem Leben.

Bartsch tat ihnen unbeschreibliche Gewalt an. Seinen ersten Mord beging er mit 15, seinen letzten mit 19. Erst als seinem fünften Entführungsopfer die Flucht gelang, endete die Gewaltserie des Metzgergesellen Jürgen Bartsch.

Am 27. November 1967 begann der Prozess vor dem Landgericht Wuppertal. Es wurde einer der aufsehenerregendsten der Bundesrepublik. Täglich füllten Menschenmengen den Gerichtssaal. Das Publikum nahm die Boulevard-Berichterstattung voller schrecklicher Details gierig auf. Es schien, als wäre die deutsche Nachkriegsgesellschaft dankbar, nach all den Gräueltaten des Nationalsozialismus das Ungeheuerliche an der düsteren Psyche eines Einzelnen festmachen zu können und nicht mehr am Mordrausch eines Kollektivs. Die Gesellschaft war sich einig: Sie war jetzt normal, Bartsch war das Monster.

Das Gericht schien das zu bestätigen. Obwohl er bei seinen ersten Taten erst 15 Jahre alt gewesen war, verurteilte es Bartsch nach dem Erwachsenenstrafrecht zu einer lebenslangen Gefängnisstrafe. Der Angeklagte sei voll schuldfähig, habe eine intakte Persönlichkeit und sei somit in der Lage, „seine Triebe" zu beherrschen.

Damit hätte das Schicksal des Jürgen Bartsch besiegelt sein können. Doch seine Geschichte war zu wertvoll für die Medien. Deshalb hatte sich der Kriminalreporter Friedhelm Werremeier von Bartschs Adoptiveltern die Exklusivrechte an dem Fall gesichert. Und dieser Werremeier überzeugte einen vielversprechenden Anwalt davon, mit dem Prozess um den eloquenten Mörder in Revision zu gehen. Rolf Bossi war ein ehrgeiziger Münchner Strafverteidiger, der schon mit einigen Fällen Aufsehen erregt hatte. Instinktiv spürte er, dass die Gesellschaft der Bundesrepublik inzwischen fortschrittlicher war als ihr Justizsystem, das noch auf altmodischen psychologischen Vorstellungen ruhte. Bossi wollte Rechtsgeschichte schreiben. Und die Justiz spielte mit. Der Bundesgerichtshof hob das Wuppertaler Urteil auf: Bartsch hätte damals auch von einem Sexualwissenschaftler untersucht werden müssen. Der Fall musste neu verhandelt werden.

Der ehrgeizige Bossi sammelte progressive Gutachter wie den Psychiater Wilfried Rasch und den Psychoanalytiker Tobias Brocher, um zu zeigen, dass dieser junge Täter nicht das Monster war, als das man ihn in der Presse behandelt und vor Gericht verurteilt hatte. Vielmehr sei er ein Produkt seiner Erziehung und seiner biografischen Umstände, die ihn so sehr geprägt hätten, dass er nicht die volle Verantwortung für seine Taten übernehmen könne.

So sollte dieser zweite Prozess zu einem wahren Wendepunkt in der deutschen Justiz- und Moralgeschichte werden. Von nun an war es nicht mehr möglich, das Böse, das in jeder Gesellschaft schlummert, mithilfe eines vermeintlichen Monsters zu externalisieren. Bossis scharfsinnige Herleitung von Bartschs Verbrechen konfrontierte die Menschen mit fundamentalen Fragen der Moral: Was kann der Mensch dafür, dass er ist, wie er ist? Ist nicht die Gesellschaft verantwortlich für das Böse, das in ihr wütet? Hätten wir nicht alle ebenso böse wie Bartsch werden können? Sind wir nicht alle für die Bartschs unserer Welt mitverantwortlich? Und vor allem: Hätten wir uns all diese Fragen nicht schon angesichts der nationalsozialistischen Verbrechen stellen müssen? Wie konnten wir als Gesellschaft bloß so lange die wahre Natur des Bösen verkennen? Sind wir damit nicht alle zusammen viel schuldiger, als es ein Einzeltäter wie Jürgen Bartsch überhaupt sein kann?

Bartsch war überaus intelligent. Und da er verstand, dass er auf das Wohlwollen der Öffentlichkeit angewiesen war, vertraute er sich immer wieder Journalisten, Filmemachern, Psychologen, Gutachtern und Buchautoren an. Anhand all dieser Zeugnisse lässt sich bis heute sein Innenleben nachzeichnen. Und es lässt sich eine Lebensgeschichte rekonstruieren, die den Deutschen wie nie zuvor vor Augen führte, auf welche Art ein Mensch zum sadistischen Serienmörder werden kann.

Jürgen Bartsch wurde am 6. November 1946 in Essen als Karl-Heinz Sadrozinski geboren. Er ging aus einer kurzen Affäre seiner Mutter mit einem belgischen Bergarbeiter hervor. Sie sah sich außerstande, ein Kind großzuziehen, und ließ das Baby nach der Geburt im Krankenhaus zurück. Nur wenige Wochen später verstarb sie an Tuberkulose. Das Kind verblieb im Krankenhaus.

Der Kleine war auffallend hübsch. „Er war ein ausgesprochener Wonneproppen", erinnert sich eine Krankenschwester in Rolf Schübels ausgezeichnetem Dokumentarfilm über Jürgen Bartsch („Nachruf auf eine Bestie", 1983). Der Waisenknabe wurde bald der Liebling der Station. Dort entdeckte ihn Gertrud Bartsch, Frau des wohlhabenden Essener Metzgermeisters Gerhard Bartsch. Sie hatte sich in dem Krankenhaus die Gebärmutter entfernen lassen müssen. Und da die Bartschs noch keine Kinder hatten und nun auch keine mehr bekommen konnten, nahmen sie den Kleinen im Alter von elf Monaten als Pflegekind bei sich auf. Von nun

Foto: Peter Thomann/stern-Fotoarchiv/Bayerische Staatsbibliothek

an sollte der Junge nicht mehr Karl-Heinz heißen, sondern Jürgen. Der Name gefiel ihnen besser.

In den deutschen Behörden herrschte noch immer der Geist der Vergangenheit. Den Ämtern galt die Herkunft des Kleinen als moralisch anrüchig. So verweigerte man dem Waisenkind lange eine reguläre Adoption. Erst im Alter von sieben Jahren sollte der kleine Jürgen auch rechtlich in seiner neuen Familie ankommen.

Die Bartschs waren überaus streng. Mutter Gertrud neigte zu cholerischen Anfällen. Das Kind war hin- und hergeworfen zwischen Zärtlichkeiten und Gewalt. Bartsch selbst sollte sich später erinnern: „Meine Mutter fand absolut nichts dabei, mich in einer Minute in den Arm zu nehmen und zu küssen, und in der nächsten Minute sah sie, dass ich aus Versehen die Schuhe anbehalten hatte, nahm einen Kleiderbügel aus dem Schrank und zerschlug ihn auf mir."

Vater Bartsch sagte in jenen Jahren zu einer Bekannten: „Ich muss nach Hause, sonst schlägt sie mir das Kind tot." Aber auch der Metzgermeister selbst war ein kaltherziger Mensch. Für den fremden Jungen hatte er keine Zeit. Er hatte die Ideologie des deutschen Wirtschaftswunders vollkommen verinnerlicht. Für ihn war beruflicher Erfolg alles. Manchmal blieb er bis 23 Uhr in seinem Geschäft. Und da Familie Bartsch fürchtete, die Nachbarskinder könnten ihrem Pflegesohn dessen uneheliche Herkunft offenbaren, hielten sie den Kleinen wie einen Gefangenen. Seine Kinderjahre verbrachte Jürgen Bartsch in einem Zimmer bei Kunstlicht. Durch vergitterte Fenster fiel sein Blick auf nichts als eine nahe Mauer.

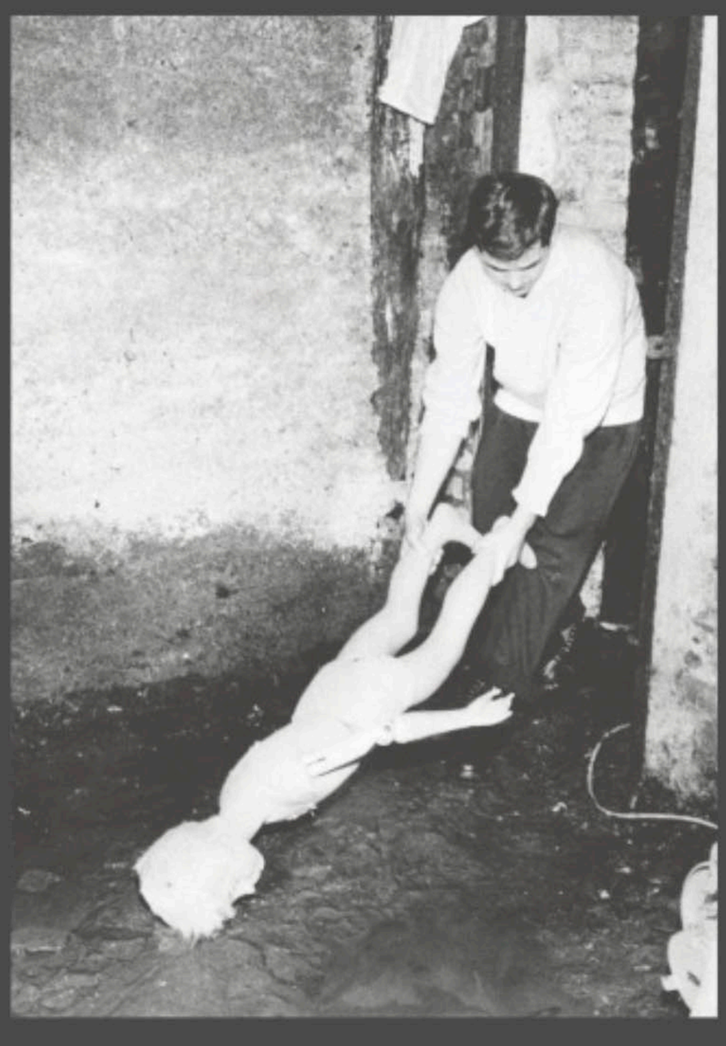
Jürgen Bartsch erzählte später, seine Eltern hätten niemals mit ihm gespielt. Vater und Mutter blieben immer auf Distanz. „Über allem lag ein Hauch von Eis", sollte er vor Gericht erklären. Mutter Bartsch war wie besessen von Sauberkeit. Sie verbot ihrem Sohn, draußen zu spielen. Schließlich hätte er sich schmutzig machen können. Bis zu seiner Verhaftung wurde er gebadet. Er selbst durfte sich nur Hände und Füße waschen. Den restlichen Körper reinigte seine Mutter. Und das, bis er 19 Jahre alt war.

Ein Nachbar, der den Kleinen öfter im Hausflur traf, sollte sich später erinnern: „Er sprach von sich oft in der dritten Person: ‚Wenn er doch auch mal so spielen könnte wie die anderen Kinder.'" Die wenigen Worte, die Jürgens Vater später im Prozess aussagte, sollten ein unerbittliches Bild seiner Frau zeichnen: „Sie wollte eine Puppe haben, kein Kind", sagte Metzgermeister Bartsch.

So wenig Zuneigung der Junge auch bekam, so freigiebig wurde er mit Spielsachen überhäuft. In seinem Gefangenenzimmer häuften sich die Schätze des Wirtschaftswunderlandes. Stofftiere bevölkerten den düsteren Raum. Als er ein kleines Radio geschenkt bekam, wurde der Apparat schnell zu seiner Traummaschine. Sobald ein Lied von Freddy Quinn gespielt wurde, ließ sich Bartsch von dem Gerät geradezu einsaugen. Der erfolgreichste Unterhaltungskünstler der jungen Bundesrepublik formulierte in seinen Schlagern die vagen Sehnsüchte dieses vernachlässigten Kindes.

Als Jürgen schließlich in die Schule kam, hatten die Kinder aus der Nachbarschaft ihn noch nie gesehen. Er war sofort der Außenseiter. Seine Klassenkameraden verprügelten ihn und steckten ihn in die Aschentonne. Auf dem Nachhauseweg lauerten sie ihm auf und verprügelten ihn dann gleich noch einmal. Später sollte er sagen: „Ich hätte sie zerfleischen können, wenn ich nur den Mut dazu gehabt hätte."

Jürgen hatte unablässig Wut im Bauch. Einmal, so erzählte er, saß er in der Straßenbahn und malte sich aus, wie ⟶





Bartsch demonstrierte der Mordkommission anhand einer Puppe, wie er getötet hatte. Anwalt Rolf Bossi, posierend auf einer Kanone: Der Fall Bartsch machte ihn endgültig zum Star





Eine Kindheit unter ehrbaren Bürgern: Pater Gerhard Pütz bläute Bartsch Sittsamkeit ein; in der Metzgerei der Eltern lehrte man ihn Fleiß

er sich gegen all seine Peiniger zur Wehr setzen würde. Da saß ein kleiner Junge in der Tram und boxte und schlug im Geiste mit geballten Fäusten um sich. Als er etwas größer wurde, kam ihm eine Idee: In der Metzgerei seiner Eltern klaute er Geld aus der Kasse und bezahlte fortan größere Jungs, damit sie ihn beschützten.

Im Alter von zehn Jahren wurde Jürgen immer zappeliger. Die Bartschs waren überfordert. Wie sollte das erst in der Pubertät werden? Sie gaben ihn in Dr. Dawos Anstalt für verhaltensgestörte Kinder in Rheinbach bei Bonn. Erst fühlte sich Jürgen abgeschoben. Doch schon bald entpuppte sich das Heim als ein Ort der Befreiung. Die Kinder waren in einem schönen Bruchsteinhaus untergebracht, das an eine richtige kleine Burg erinnerte. Das Heim war von einem großen Grundstück umgeben, durch das sich ein Bach schlängelte. Zum ersten Mal in seinem Leben durfte Bartsch allein raus in die freie Natur und sich richtig schmutzig machen. Blätter, Erde, Humus – Dreck: Er konnte es kaum glauben. Er genoss es, mit Gleichaltrigen zu spielen – ein noch nie da gewesenes Gefühl. Aber das eigentlich Unfassbare: Hier wurde man nicht geschlagen – oder kaum. Ein wahres Paradies.

Doch die Eltern sahen ihren Sohn nicht gern im Paradies. Es war ihnen zu schmutzig, zu zuchtlos. Sie wollten mehr Drill. Sie gaben den Jungen in ein Haus des Salesianer-Ordens. Im Don-Bosco-Internat in Aulhausen am Rhein herrschte Zucht und Ordnung wie beim Militär. Und es wurde viel geschwiegen. Wer das Silentium der Ordensgemeinschaft durchbrach, wurde bestraft. Manche Pater zerschlugen ganze Rohrstöcke auf den Körpern der Kinder. Masturbation und Zärtlichkeiten wurden ebenfalls mit Prügel sanktioniert. Selbst Freundschaft war den Kindern verboten. Am strengsten von allen Erziehern war Pater Gerhard Pütz. Er wurde zur wahren Schreckensfigur der Zöglinge. Manche attestierten ihm später reinen Sadismus.

Und doch gelang es Jürgen Bartsch, in dieser Zuchtanstalt zum ersten Mal in seinem Leben einen echten Freund zu finden: Detlev. Und weil dies sein erster Freund überhaupt war, erdrückte er ihn mit Erwartungen und Eifersucht. So sollte er es später seinem psychologischen Gutachter erzählen.

Er wusste nicht, wohin mit seiner Liebe. Tatsächlich war Detlev seine erste große Liebe. Aber Jürgen hatte keine Erfahrung mit diesem seltsamen Gefühl. Überhaupt war es eine unbegreifliche Sache mit diesen Gefühlen. Sie rüttelten und zerrten an einem und machten, was sie wollten. Irgendwann öffneten sich in dem Jungen verborgene Schleusen, und all die Liebe entfesselte Gewalt.

Rückblickend erklärte Bartsch diesen Wendepunkt seiner Biografie mit einem Schlüsselereignis. Er schilderte einen Tag, an dem sich die verlogene Sexualmoral des Internats in ihrer ganzen Grausamkeit offenbarte: Bartsch war krank, hatte schweres Fieber und durfte sich im Gebäude der Erzieher ausruhen. Dort habe sich der sadistische Pater Gerhard Pütz an ihm vergangen, so erzählte es Bartsch später.

Gleich nach diesem Missbrauch habe er es nicht mehr länger in dem Internat ausgehalten. Er unternahm mehrere



und Disziplin; und die Mutter achtete auf die Reinlichkeit

Fluchtversuche. Einmal gelang es ihm, seine große Liebe Detlev zu überzeugen, mitzugehen. Auf ihrem nächtlichen Marsch wanderten sie auf einem Bahndamm am Rhein entlang. Ein Zug näherte sich, und plötzlich überkam Jürgen ein unerklärlicher Drang: Er versuchte, Detlev unter den fahrenden Zug zu schubsen. „Wenn er jetzt tot ist, kannst du ihn ganz nackt sehen“, so schilderte er später die Gedanken, die ihn damals überwältigt hätten. Detlev wurde nicht vom Zug erfasst. Doch von nun an war es um Bartsch geschehen: Begehren und Mordlust waren für immer vermischt.

Weil er nicht mehr ins Internat zurückmochte, brachte er seine Schulzeit in Langenberg zu Ende, wo seine Eltern – Aufstieg verpflichtet – ein Haus gebaut hatten. Bartsch wusste nicht, was er einmal werden wollte. Also machte er, was er immer tat: das, was ihm seine Eltern vorschrieben. Er ging bei seinem Vater in die Lehre. Lernte, Schnitte richtig zu setzen, Fleisch sauber zu zerteilen, totes Gewebe von Knochen zu lösen. Doch die Metzgersarbeit war ihm nicht angenehm. Nur ungern begleitete er seinen Vater zum Schlachthof. Besonders schlecht konnte er die Erschießung der Kälber ertragen, das würde er später erzählen. Diese jungen Tiere schauten einen immer so vertrauensvoll an. Manchmal leckten sie einem sogar die Hand.

Mutter Bartsch war noch immer besessen von Sauberkeit. Ihre cholerischen Anfälle konnten urplötzlich über ihren Sohn hereinbrechen. Später sollte Bartsch sich an einen besonders heftigen Ausbruch erinnern: „Wir haben im Geschäft einen Spiegel sauber gemacht. Ich die eine Seite, meine Mutter die andere. Als ich fertig war, war der Mutter der Spiegel nicht sauber genug, und sie befahl mir, alles noch einmal zu machen. Ich weigerte mich! Da ergriff sie ein Messer und warf es nach mir. Sie spuckte mir ins Gesicht und sagte, dass ich ein Stück Scheiße sei.“

Die Tyrannei seiner Eltern war unerbittlich. Kaum war seine Arbeit in der Metzgerei abends erledigt, rief sein Vater zu Hause an, um der Mutter zu vermelden, dass Jürgen nun losfahren würde. Zu Hause wurde der Junge schon erwartet. Bloß nicht zu spät kommen. Sonst war wieder die Hölle los.

Für Gefühle gab es keine Sprache in diesem Haushalt. Vor Gericht sagte Bartsch: „Meine Adoptiveltern hätten erst gar nicht heiraten sollen. Wenn zwei Menschen, die jeder für sich keine Gefühle zeigen können, eine Familie gründen, so muss es irgendwie ein Unglück geben.“

Jürgen Bartsch lebte nur noch für die Momente, in denen er sich aus dem Klammergriff seiner Eltern befreien konnte. Dann machte er sich auf die Suche nach Jungen, die er in seine Höhle im benachbarten Wald lockte. Im Zweiten Weltkrieg hatte der Stollen bei Langenberg als Luftschutzbunker gedient. 20 Meter tief ging es in einen bewaldeten Berg hinein, dann kam ein Querstollen, 120 Meter lang. Dunkel war das, geheimnisvoll und abgeschieden. Diese verborgene Höhle war nun sein Reich. Hier herrschte nicht das Gesetz strenger Eltern oder perverser Geistlicher. Hier herrschte sein eigenes Gesetz. Hier blitzten keine polierten Metzgerei-Fliesen. Hier gab es Blätter, Erde, Humus – Dreck. Waren die Jungen erst einmal in dem alten Stollen, zwang er sie unter Androhung von Gewalt, sich auszuziehen. Er betrachtete sie, streichelte sie, onanierte und hatte Gewaltfantasien. Irgendwann wollte er mehr.

Dem Dokumentarfilmer Rolf Schübel versuchte er später zu erklären, was ihn damals getrieben hatte: „Da ist so ein Gefühl, das einen dahintreibt. Das Gefühl, du musst es tun. Auf kurze Zeit kann man es lassen. Aber auf lange Zeit hin nicht. Ich würde es als Zwang bezeichnen. Es ist ja nicht so, dass man sagt: ‚Jetzt hast du nichts zu tun. Jetzt gehst du los und bringst mal einen Menschen um.‘ So einfach ist es nicht. In meiner Fantasie war sofort die Höhle da.“

Am 31. März 1962 streifte Jürgen Bartsch über eine Kirmes in Essen. Dort fiel ihm der achtjährige Klaus Jung auf. Er sprach ihn an und spendierte ihm eine Fahrt mit dem Autoscooter. Er sagte, er sei Detektiv. Der Junge staunte. Zusammen streiften sie über die Kirmes. Dann überredete Bartsch den Jungen, mit in sein Reich zu kommen. Er kenne ein Geheimversteck, dort gebe es echte Gewehre und Maschinenpistolen. Er versprach dem Jungen, er könne dort auch einmal schießen. Klaus folgte dem Detektiv gespannt. Bartsch erschlug ihn in seiner Höhle mit einer Schreckschusspistole.

Später sagte er, er habe nach der Tat unter Schock gestanden. In den folgenden Monaten habe er versucht, gegen seinen Trieb anzugehen. Er habe gebetet und geschworen, ganze Kapellen bauen zu lassen, sollte Gott ihn doch bloß von seinem Trieb erlösen. Nachts habe er seine Bettdecke an sich gedrückt, sie umklammert und sich daran gepresst, sich vorgestellt, dieses tote Ding sei ein lebender Junge. ⟶

Fotos: dpa (2); AP

Aber das seien keine sexuellen Umarmungen gewesen, die er sich ausgemalt habe, sondern eine unschuldige Wiedergutmachung und tröstende Zärtlichkeiten. So stellte er es dar.

Mit seiner Tat ging er so um, wie er es bei den Salesianern gelernt hatte: Er gestand sie einem Priester. Der respektierte das Beichtgeheimnis. Der minderjährige Mörder blieb unbehelligt. Nach seinem ersten Mord gelang es ihm, sein Verlangen drei Jahre lang zu unterdrücken. Doch der Zwang wurde stärker und stärker. Sobald er sich zurückmeldete, grübelte Bartsch, wie er seine Methoden perfektionieren könnte. Wie konnte er seine Lust hinauszögern? Wie konnte er sie steigern und steigern? Er hatte Ideen.

Am 6. August 1965 streifte er durchs Essener Umland. In Holsterhausen fiel ihm ein Junge auf, der ziellos umherirrte. Er folgte ihm. Immer wieder sprach dieses verlorene Kind Passanten an. Es hatte sich offenbar verlaufen. Doch keiner schien ihm helfen zu können. Als der Junge an einer Polizeiwache vorbeikam, zögerte er kurz. Doch er war wohl zu schüchtern, um hineinzugehen, und setzte seinen Irrweg fort. Ein Fehler. Bartsch sprach ihn an. Der Junge hatte sich tatsächlich mit der Bahn verfahren. Bartsch nahm ihn im Auto mit. Unterwegs zwang er ihn, sich auszuziehen. Nackt trug er ihn in seine Höhle, wo er ihn quälte und umbrachte. Der Junge hieß Peter Fuchs und war 13 Jahre alt.

Eine Woche später suchte Bartsch sich ein neues Opfer. Wie bei seiner ersten Tat war er wieder auf einer Kirmes unterwegs. Am Autoscooter fiel ihm der elfjährige Ulrich Kahlweiß auf. Er spendierte ihm eine Fahrt. Eine Stunde lang ging er mit ihm über die Kirmes. Dann überredete er ihn, ins Auto einzusteigen. Als sie im Wagen saßen und er schließlich verstand, schrie der Junge nur: „Ich hab's ja geahnt, ich hab's ja geahnt." Es blieben seine letzten Worte. Bartsch erschlug ihn mit einem Hammer und trug ihn in die Höhle. Später habe er sich nicht daran erinnern können, ob er sich noch an ihm vergangen hatte, zu sehr habe er unter Schock gestanden. Sagte Bartsch.

Acht Monate lang hielt er sich zurück. Im Mai 1966 zog es ihn dann wieder auf einen Rummelplatz, dieses Mal in Essen-Schonnebeck. Inzwischen zitterte das ganze Ruhrgebiet vor dem grausamen Kirmesmörder. Zwischen Zuckerwatte und Fahrgeschäften überredete Bartsch den elfjährigen Manfred Graßmann, mit in die Höhle zu kommen. Er erwürgte ihn neben einer brennenden Kerze.

Einen Monat später fesselte er schließlich sein letztes Opfer. Doch dem 14-jährigen Peter F. gelang die Flucht, und so bereitete er den Verbrechen des Jürgen Bartsch für immer ein Ende.

Im April 1971 begann in Düsseldorf Bartschs zweiter Prozess. Anwalt Rolf Bossi versuchte zusammen mit seinen Gutachtern, den Serientäter als Produkt eines unbarmherzigen Schicksals und eines schwierigen gesellschaftlichen Umfelds zu erklären. Die Gutachter führten an, Bartsch habe in seiner frühen Kindheit eine Hirnverletzung erlitten, die ihn besonders empfänglich gemacht habe für all die ungünstigen Umstände, die später folgen sollten. Der lange Aufenthalt in der Kinderklinik habe das Waisenkind destabilisiert. Bartsch habe sich emotional nicht richtig entwickeln können. In der Familie seiner kaltherzigen Eltern habe er niemals Sicherheit finden können. Mal wurde er geschlagen, mal gestreichelt. In seiner Schulzeit sei er von den anderen seelisch gequält worden, er habe begonnen, sich in eine Fluchtwelt zu fantasieren, in der er Rache üben konnte an all seinen Peinigern. Auch im Heim der Salesianer habe er keine Stabilität finden können, sondern nur falsche Frömmigkeit und Brutalität. Durch all diese äußeren Einflüsse wurde Bartsch laut seinen Gutachtern derart in seiner Entwicklung deformiert, dass er nur als vermindert schuldfähig gelten und schon gar nicht als Erwachsener beurteilt werden könne.

Der Sexualwissenschaftler Wilfried Rasch kam zu dem Schluss: „Bei Jürgen Bartsch liegt eine alles durchdringende Anomalie vor. In seinem kurzen Leben kam ein Schaden zum anderen. Er hatte keine Chance, sein Wesen zu entwickeln. Die Perversion ist sein Leben geworden."

Bossis Verteidigungsstrategie hatte Erfolg. 1971 wurde Bartsch zu einer Jugendstrafe von zehn Jahren verurteilt. Dem Anwalt und seinen Gutachtern gelang es, eine Kehrtwende im deutschen Rechtssystem anzustoßen. Ihnen kommt das Verdienst zu, das deutsche Rechtsempfinden entscheidend verändert zu haben. Im ersten Prozess betrachteten die Richter Bartsch noch als voll schuldfähigen Täter, der die Verantwortung für all sein Verlangen und Tun in Gänze selbst zu tragen hatte. Im zweiten Prozess begriff man Bartsch dann als jemanden, der vor allem durch die Erlebnisse seiner Kindheit und seiner Jugend geformt worden war. Er war nun nicht mehr das Monster, als das ihn die Boulevardpresse jahrelang diffamiert hatte. Er wurde zu einem Menschen, der von einem kaltherzigen Umfeld zu einem kranken Serientäter gemacht worden war. Seitdem weiß man: Wenn Sozialisation misslingt, kann ein jeder zum Mörder werden.

Bossi gab Bartsch die Menschenwürde zurück. Doch die Freiheit konnte er ihm nicht bringen. De facto wurde Bartsch auch im zweiten Prozess zu lebenslänglicher Isolation verurteilt. Denn selbst seine wohlwollenden Gutachter schätzten seine Rückfallgefahr als ausgesprochen hoch ein. So wurde verordnet, dass er nach Verbüßung seiner Haftstrafe in der Heil- und Pflegeanstalt Eickelborn untergebracht werden sollte. Doch so lange musste er nicht warten: Schon Ende 1972 wurde er ohne viel Aufhebens in die psychiatrische Einrichtung verlegt.

An dem Fall Bartsch entzündeten sich Diskussionen, die unser Verständnis von Sexualstraftätern entscheidend verändern sollten – und die nicht nur helfen sollten, die Mitbürger besser vor ihnen zu schützen, sondern auch den Blick auf den Menschen und auf die Gesellschaft im Allgemeinen zu verändern. So widmete die berühmte Psychoanalytikerin Alice Miller dem Serienmörder viele Seiten in ihrem 1980 erschienen Buch „Am Anfang war Erziehung". Sie fand vernichtende Worte für Kindheit und Jugend des Serienmörders: Bei ihm sei „Mord an der Seele" verübt worden, schrieb sie. →

Fotos: Bayerische Staatsbibliothek München; United Press International (4)











Der Kirmesmörder im Autoscooter mit seinem dritten Mordopfer Ulrich Kahlweiß (ganz links).
Vier Kinder tötete Bartsch: Klaus Jung, Peter Fuchs, Ulrich Kahlweiß und Manfred Graßmann (v.o.)

Als der Junge endlich
verstand, schrie er nur:
„Ich hab's ja geahnt,
ich hab's ja geahnt"

Im ehemaligen Stollen
fand die Polizei nicht
nur Kerzen, Streichhölzer,
Kleidung und Fesseln





Bartschs sadistische Gewaltorgien begriff sie als direkte Folge seiner unglücklichen Kindheit: „Er inszenierte die Situation einer tiefen Demütigung, Bedrohung, Vernichtung der Würde, Entmachtung und Ängstigung eines kleinen Jungen in Lederhosen, der er einst gewesen war. Es erregte ihn besonders, in die verängstigten, gefügigen, hilflosen Augen des Opfers zu blicken. In diesen Augen begegnete er sich selbst mit den Gefühlen, die er hatte unterdrücken müssen."

Auch die linke Journalistin und spätere RAF-Terroristin Ulrike Meinhof interessierte sich für den Fall. Über den ersten Bartsch-Prozess veröffentlichte sie einen Artikel in der Zeitschrift „Konkret". Damals schrieb sie: „Der Gerichtsvorsitzende schweigt, als das Publikum im Gerichtssaal auf das Urteil ‚Lebenslänglich' hin klatscht und ‚Bravo' ruft, wo Beifalls- und Missfallensbekundungen aus gutem Grund sonst gerügt werden, schweigt, wo eine Gesellschaft sich durch ihren Hass auf einen Kindermörder jenes gute Gewissen verschafft, das sie braucht, um zu Kindermorden in Vietnam schweigen zu können und zur Barbarei im Umgang mit Kindern im eigenen Land, in der eigenen Familie." Man darf diesen Artikel durchaus als Ausdruck eines entscheidenden Punktes in Meinhofs Wandlung von der schreibenden Journalistin zur handelnden RAF-Terroristin begreifen.

Im Wechselspiel mit Alice Millers psychoanalytischer Deutung kann Ulrike Meinhofs Text auch eine Erklärung dafür liefern, warum es dem deutschen Publikum so unerträglich war, Bartsch nicht als artfremdes Untier zu sehen. Denn beide Autorinnen unterstreichen noch einmal die Mitschuld einer Gesellschaft an den Monstern, die sie hervorbringt. Miller macht deutlich: Der Täter ist auch ein Opfer. Aber wenn er Opfer ist, wer ist dann Täter? Niemand anderes als das fleißige Metzger-Ehepaar Bartsch, der später mit allen Ehren bestattete Pater und kirchliche Pädagoge Pütz, allesamt Identifikationsfiguren des Wirtschaftswunder-Deutschlands. Die schärfsten Gesellschaftskritiker jener Zeit zogen aus dem Bartsch-Prozess Lektionen, die vielen unzumutbar schienen. Denn letztlich sagten sie nichts anders als: Die Mörder seid ihr alle!

Die Gerichtsverhandlungen und Expertenanhörungen haben zu mehr Menschlichkeit geführt. Und das, obwohl der Ausgangspunkt ein Fall von unvergleichlicher Brutalität war. Darin zeigt sich die hohe zivilisatorische Kraft eines funktionierenden Justizsystems.

Seit Bossis Revisionsprozess gesteht die Gesellschaft einem Sexualstraftäter zu, dass er nicht nur Opfer hervorbringt, sondern auch selbst Opfer einer Fehlentwicklung ist. Nach dem Bartsch-Fall betraten psychologische Gutachter mit einem ganz neuen Selbstbewusstsein den Gerichtssaal. Von nun an sollten sie immer mehr Macht in Prozessen bekommen.

Jürgen Bartsch selbst hatte schnell begriffen, dass er eine Gefahr für die Gesellschaft war, solange er in sich noch die unkontrollierbare Macht seiner fehlgeleiteten Sexualität verspürte. In einem Brief an seine Eltern schrieb er: „Es hat bis heute nicht aufgehört. Der Drang, das Verlangen, das Begehren, das alles ist nach wie vor da. Ob ihr es glaubt oder nicht, es genügt, wenn ich ein Bild sehe, auf dem ein Junge abgebildet ist. Schon ist ‚es' da … Ich bin nicht fähig, zu sagen: Trieb, go home! Ohne ärztliche Hilfe wird der Trieb nicht verschwinden. Auf der anderen Seite bin ich aber überzeugt, dass ich es mit ebensolcher Hilfe schaffen kann, normal wie andere Menschen zu werden, was auch heute noch mein größter Wunsch ist."



Bartsch wollte sich durch

In einem Brief an den *stern* schilderte Bartsch 1972 seine Schuldgefühle und Mordfantasien: „Tagsüber normale Gedanken, abends wilde Phantasien, ich halte diesen Zustand nicht mehr aus", schrieb er. „Ich glaube, es ist besser, nicht mehr zu sein, damit ich keinem Menschen, keinem Kinde mehr schaden kann."

Er sagte, er träume davon, geheilt zu werden. Gern hätte er einen normalen Beruf ausgeübt. Seinem psychologischen Gutachter erklärte er, er würde gern als Kinderpfleger arbeiten. Er sehne sich danach, den Kindern vorzulesen, Spiele mit ihnen zu spielen und mit ihnen Schiffsausflüge auf dem Rhein zu unternehmen. Doch wie solle er bloß diese schrecklichen Impulse loswerden, die ihn quälten? Er wusste, dass er wieder morden würde, wenn er sich nicht behandeln ließe. Er sagte: „Ich darf nur entlassen werden, wenn alles hundertprozentig in Ordnung ist."

Aber kein Psychiater wollte die Verantwortung auf sich nehmen, diese Jahrhundert-Perversion zu heilen. Was, wenn der Triebtäter anschließend doch wieder zuschlagen würde? Es wäre eine einzige Blamage gewesen. Nach der sechsten Absage eines Therapeuten schrieb Bartsch: „Kein Analytiker traut sich ran. Bin eben das Tier, das Untier."

Doch nicht nur die klassische Psychotherapie schreckte vor Bartsch zurück. Auch die Avantgarde der Medizin kapitulierte vor seinem „fehlgeleiteten Trieb". Im Jahre 1973 versuchte Anwalt Bossi, für seinen Mandanten eine ganz neuartige Behandlungsmethode durchzufechten, bei der eine vermeintliche Triebregion im Gehirn mithilfe von Stromstößen für immer zerstört werden sollte – wo auch immer man ein solch fatales Hirnareal hätte lokalisieren wollen. Doch keiner der modernen Spezialisten wollte das Risiko dieser sogenannten stereotaktischen Operation übernehmen.

1974 heiratete Bartsch in der Psychiatrie die Schwesternhelferin Gisela Deike. Es schien wie ein verzweifelter Versuch, normal zu werden. Zuvor hatte er ihr geschrieben:





eine Operation von seinem „Trieb“ befreien lassen und starb dabei. Rolf Bossi vertrat Bartschs Ehefrau Gisela im Prozess gegen den Arzt

„Irgendwann, wenn ich hier raus bin, wollen wir auch Kinder haben.“ Aber so weit kam es nicht. Er wurde nicht normal. Er wurde seine Tötungsfantasien einfach nicht los. Er hatte den Teufel im Leib. So deutlich sich im Fall Bartsch die Macht der psychiatrischen Gutachter zeigte, so hilflos sollte sich die Wissenschaft diesem Menschen gegenüber stets erweisen. Man verstand „Triebtäter“ nun besser. Aber helfen konnte man ihnen noch immer nicht.

Besonders aufschlussreich ist der Befund eines Ärzteteams, das sich nach eingehender Untersuchung des Mörders nicht dazu entschließen konnte, sein „Triebzentrum“ durch eine Operation außer Kraft zu setzen. Die Diagnose der zögernden Spezialisten: Man müsse nicht nur das erotische Zentrum vernichten, sondern auch noch die Regionen für Antrieb und Gedankenbildung. Man hätte ihm also praktisch alles Menschliche nehmen müssen. Aber was war dieses Menschliche eigentlich, das ihn immer wieder zur Bestie werden ließ? Letztlich wird sich der Mensch auf immer ein Rätsel bleiben, ob er nun in einer Steinzeithöhle über sich meditiert oder in einem Hightech-Labor.

Nachdem sich jegliche Hoffnung auf eine operative Korrektur seines unberechenbaren Gehirns zerschlagen hatte, willigte Bartsch schließlich in jenen Eingriff ein, den er zuvor stets abgelehnt hatte. Um dem lebenslänglichen Maßregelvollzug zu entkommen, entschloss er sich zu einer Kastration. Ihm war nur noch das archaischste aller Mittel geblieben.

Am 28. April 1976 wurde Jürgen Bartsch zur Operation vorbereitet. Ein Pfleger setzte ihn unter Narkose und beging dabei einen Fehler. Bartsch starb noch auf dem Operationstisch.

Es war dann sein Vater, der den Sarg mit seinem Leichnam in sein Auto lud. Es hatte lange gedauert, bis er zu seinem Sohn gefunden hatte. Erst als das Adoptivkind als verurteilter Serienmörder im Gefängnis saß, lernte Metzger Bartsch, seine Gefühle auszudrücken. Er sagte: „Heute, nach allem, kann ich mit Jürgen sprechen. Ich besuche ihn, sooft ich kann. Heute, trotz allem, liebe ich den Jungen eigentlich erst richtig.“

Und nun fuhr er mit dem Leichnam seines Sohnes von Friedhof zu Friedhof – und wurde immer wieder abgewiesen. Es dauerte lange, bis er schließlich ein Stück Erde fand, in dem er seinen Jürgen begraben durfte. Doch dessen Namen durfte er nicht auf den Grabstein schreiben lassen.

Geeignete Abschiedsworte hatte Jürgen Bartsch bereits einige Zeit zuvor selbst verfasst. Während seiner quälenden Gefängnisjahre hatte er einen Suizidversuch unternommen, der ihm missglückt war. Bevor er damals zur Tat schritt, schrieb er einen Brief an ebenjenen Peter F., der damals aus der Höhle hatte fliehen können. Nun war es Bartsch, der in einem steinernen Verlies gefangen war.

Dort kratzte er die folgenden Worte in die Zellenwand: „Kannst Du mir verzeihen, Peter? Ich wünschte es mir doch so sehr. Ich kann Dich verstehen, wenn Du sagst: ‚Es war zu schlimm, ich kann nicht!‘ Aber glaub mir, Peter, es würde mir sehr, sehr viel bedeuten! Ich hatte Dich nämlich damals schon allen Ernstes sehr liebgewonnen! Die Tatsache, dass ich Dich trotzdem getötet hätte, mag ein Beweis sein, wie stark meine Neigung mich selbst in der Gewalt hatte.“

Vorherige Seite: Fotos: Mauritius Images; Diese Seite: Fotos: Herbert Peterhofen/stern-Fotoarchiv/Bayerische Staatsbibliothek; dpa



// asservat

EINE C-KLASSE

Die Tatwaffe: Vaters Mercedes.
Der Tatort: die Einfahrt vor der Haustür.
Aber seinen Anfang nahm das Verbrechen
bei Mutter in der Küche

Im Mai 2017 schreibt eine Essener Richterin ein Urteil in typischem Juristendeutsch, 19 Seiten, 96 Randziffern, Aktenzeichen 26 Ks-70 Js 606/15-1/17, es geht um „Strafzumessungsgesichtspunkte", „Schädigungsvorsatz" und „nachvollziehbare Äußerungen des Sachverständigen". Es geht auch um einen Vater, der von seinem eigenen Auto überrollt wurde. Und es geht um einen Nudelauflauf.

Die ganze Geschichte spielt im Ruhrgebiet, in Essen. Dort wächst der spätere Angeklagte Günes Can S. bei seinen Eltern auf, einem Dönerverkäufer und einer Putzfrau. Er hat einen 14 Jahre älteren Bruder, aber der zog bereits aus, als Günes noch im Kindergarten war. Günes ist ein klassisches Nesthäkchen, wie die Richterin schreibt: „Sie versorgten ihn mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln und ermöglichten ihm, mehrere Jahre Vereinsfußball zu spielen." Insbesondere die Mutter habe ihren Sohn verwöhnt; alle seine Wünsche sollen in Erfüllung gehen. Sie hat Sorge um ihn: Günes leidet an Diabetes.

Aber eines ist ihr und ihrem Mann Mehmed sehr wichtig: Günes soll gut in der Schule sein. Tatsächlich ist er schlecht in der Schule. Günes bleibt zweimal sitzen, scheitert am Fachabitur. Wenn er mit schlechten Noten nach Hause kommt, gibt es Ärger mit dem Vater.

Und es sind nicht nur die Noten, die Mehmed S. in Rage bringen. Es sind auch die vielen Anrufe der Lehrer. Günes legt sich mit ihnen an und legt sich mit seinen Mitschülern an. Der Vater, der auch gegenüber der Mutter schon einmal handgreiflich wurde, schlägt seinen Sohn zur Strafe, manchmal sogar vor den anderen Jungs.

„Die körperlichen Angriffe des Vaters", schreibt die Richterin, „gipfelten in folgenden zwei Vorfällen":

Februar 2014. Der mittlerweile 19-jährige Günes streitet sich mit seiner Mutter in der Küche. Der Vater mischt sich ein, bringt seinen Sohn zu Boden und würgt ihn. Die Richterin: „Der Angeklagte konnte sich nur unter Zuhilfenahme einer Pfanne oder eines Kochtopfs, den er ergriff und seinem Vater gegen den Kopf schlug, befreien."

Knapp anderthalb Jahre später fängt auch wieder alles damit an, dass Günes und seine Mutter streiten. Diesmal im

Der Kotflügel des Wagens ist schwer beschädigt. Auch den Besitzer hat es schlimm erwischt

Familienurlaub in der Türkei. Günes wütet, weil die Mutter ihm keine Selfiestange vom Basar mitbringen will. Der Vater schlägt seinen Sohn mit Fäusten, Günes fällt, der Vater prügelt ihn weiter, Schläge gegen seinen Kopf, Tritte gegen seine Rippen. Erst als Nachbarn dazwischengehen, lässt er von Günes ab.

„Obschon der Angeklagte sich durch diese Vorfälle besonders gedemütigt fühlte, war das Verhältnis zwischen dem Angeklagten und seinem Vater nicht durchweg angespannt. Der Angeklagte empfand die ‚Backpfeifen' des Vaters nicht durchweg als ungerechtfertigt, und erkannte sie teilweise als ‚gerechte' Sanktionierung an."

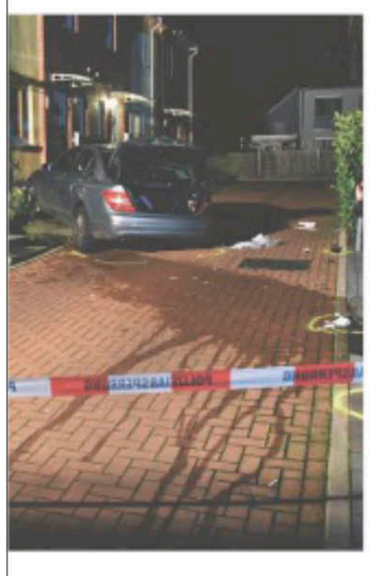
Am Abend des 3. Dezember 2015, einem Donnerstag, ist Günes S. sehr hungrig. Das letzte Mal hat er vor Stunden gegessen, einen Döner zu Mittag. Nun kommt er vom Fitnessstudio nach Hause, in das Reihenhaus mit Carport. Seine Mutter soll ihm sein Leibgericht kochen: einen Nudelauflauf. Er geht hoch auf sein Zimmer im ersten Stock und sieht fern. Die Mutter geht in die Küche, schaltet den Ofen an, schüttet die gekochten Nudeln in eine Form und bestreut sie mit Käse. Eine halbe Stunde später ist der Auflauf fertig. Günes kommt runter. Doch was er in der Küche sieht, macht ihn wütend: Ihm gefällt „die Käsekruste nicht, da sie ihm zu kross schien".

Seiner Mutter sagt Günes, er möge den Auflauf nicht, er fahre jetzt zu einem McDonald's. Nun schaltet sich der Vater ein: Günes solle gefälligst den Auflauf essen. Und damit ist wieder ein Streitgespräch zwischen Vater und Sohn „entflammt". Günes, so sieht es Mehmed, würdige die „Mühewaltung seiner Frau" nicht genug. Mehmed greift zu seiner bewährten Methode und verpasst dem Sohn eine Ohrfeige, die „nach Ansicht des Angeklagten nicht leicht, jedoch auch nicht besonders fest war".

Daraufhin zieht Günes seine Schuhe an, „Turnschuhe mit dicker Sohle der Marke O1", stürmt nach draußen, öffnet die Tür des Familienautos und setzt sich hinein. Der Vater rennt ihm hinterher: „Dabei zog er sich weder eine Jacke über sein Shirt, noch Straßenschuhe an, sondern lief in Pantoffeln." Am Auto angekommen schlägt Mehmed S. gegen die Fensterscheibe und die Motorhaube. Sein Sohn solle aussteigen. Günes aber verriegelt das Auto und fährt los. Der Vater rennt ihm wieder hinterher, überholt ihn – und stellt sich vor den Wagen, eine Mercedes C-Klasse mit Automatikschaltung, Hinterradantrieb und „einem Leergewicht von 1.590 Kilogramm".

In diesem Moment, schreibt die Richterin, habe Günes entschieden, seinem Vater „zu zeigen, dass dieser nicht derart mit ihm umgehen könne". Durch die geschlossene Fensterscheibe ruft er: „Geh weg oder ich fahr dich um!" Der Vater geht nicht weg. Daraufhin setzt Günes mit der C-Klasse mehr als zweieinhalb Meter zurück. Der Vater begreift nun, was sein Sohn vorhat und flüchtet in einen benachbarten Carport. Günes drückt „in der Absicht, seinen Vater mit dem Pkw zu erfassen", auf das Gaspedal. Er fährt in den Carport und rammt Mehmed S., der nun vom Mercedes mehrere Meter über den Boden geschleift wird.

Dann stoppt Günes. Der Wagen hat durch den Zusammenprall einen platten Vorderreifen, der Vater liegt mit blutender Nase rechts neben dem Auto. Günes öffnet die Tür, steigt aus. Und tritt seinen Vater mit dem „Turnschuh beschuhten Fuß (...) mindestens einmal mit dem Spann – wie beim Treten eines Fußballs". Danach sieht er seinen Vater von oben an, sekundenlang, ganz ruhig. Dann tritt er wieder zu – „ebenfalls wie beim Treten eines Fußballs". Anwohner kommen, Zeugin E2, Zeuge C4. Sie schreien und versuchen Günes von weiteren Tritten und Schlägen abzuhalten.





Die Polizei sichert die Spuren vor einem Essener Reihenhaus. Es ist eine Wohngegend für Familien

Zeuge C4 ruft die Polizei an, „während sein Sohn mit dessen Mobiltelefon einen Teil des Geschehens filmte".

Günes flieht daraufhin in eine Moschee und ruft eine Freundin an, der er erzählt, was passiert ist. Sie kommt mit einem Auto. Als sie Günes sieht, schüttelt sie ihn und verpasst ihm die zweite Ohrfeige des Abends. Ohne dass er sich widersetzt, fährt sie ihn zum Tatort zurück, wo der Vater mittlerweile von einem Sanitäter versorgt wird. „Der Angeklagte wurde sofort von dem Polizeibeamten I1 in Empfang genommen, belehrt und nach einiger Zeit dem Polizeigewahrsam zugeführt." Sein Vater hat Schürfwunden am linken Oberschenkel, linken Schienbein, linken Handrücken, rechten Ellenbogen, rechten Fußrücken; „Lendenwirbel 2 bis 4", wie sich bald herausstellen soll, sind angebrochen. Ein Krankenwagen bringt ihn in eine Klinik, dort wird er ins künstliche Koma versetzt. Nach zwölf Tagen stationärer Behandlung kann er wieder nach Hause.

Sein Sohn ist da bereits in Haft. Günes schreibt Briefe an seine Mutter, in denen er sie fragt, wie es denn dem Vater gehe. Mehmed S. ist wieder halbwegs gesund – aber er ist auch sehr wütend, er will, dass sein Sohn auszieht, wenn er aus der Haft entlassen wird. Doch seine Frau, heißt es im Urteil, habe ihn gedrängt, den Sohn im Gefängnis zu besuchen. Mehmed gibt nach. Oder wie die Richterin schreibt: „Er reflektierte das Ganze und dachte sich, dass auch er Schuld an der Situation trage."

Schließlich treffen Vater und Sohn sich wieder. Günes küsst die Hand seines Vaters; der umarmt ihn im Gegenzug. In diesem Augenblick, schreibt die Richterin, habe sich Mehmed dazu entschlossen, hinter seinem Sohn zu stehen: „Zwischenzeitlich haben sich beide vollends versöhnt." Dennoch hat sie Günes S. zu einer Freiheitsstrafe von vier Jahren, sechs Monaten verurteilt – wegen „gefährlichen Eingriffs in den Straßenverkehr in Tateinheit mit gefährlicher Körperverletzung". Günes S.s Ärger über die Ohrfeige sei zwar nachvollziehbar, aber der Vater habe ihn nicht kränken, sondern nur Respekt vor der Mutter einfordern wollen, „da der Auflauf auch seiner Ansicht nach gelungen gewesen sei". ●

Miguel Helm

Fotos: KDF-TV & Picture 2015 (3)

„Papa, Papa,

VON **KATRIN BISCHOFF**
FOTOS **MAXIMILIAN GÖDECKE**

Als sie ihrem Mann sagte, dass sie ihn verlassen wolle, wusste sie nicht, wozu er fähig war. Aber sie wusste auch nicht, dass in jener Nacht zwei Menschen über sich hinauswachsen würden



hör auf, hör auf!“





Um 2.23 Uhr geht bei der Rettungsleitstelle der Feuerwehr in Brandenburg „Meine Mama wird gerade umgebracht“, sagt ein Kind mit weinerlicher Stimme.

Nach außen hin schien alles friedlich in der Siedlung Neue Scholle. Eine Welt, in der Gartenzwerge grüßen. Es war auch ruhig, als in der Nacht des 10. April 2019 die Polizei kam. (Die Bilder auf diesen Seiten entstanden in der Siedlung, zeigen aber nicht das Haus, in dem die Tat geschah)

an der Havel ein Notruf ein.

„Von Papa“, sagt es noch.

„Wo ist das?“, fragt der Mann in der Leitstelle. „Pappelweg“, antwortet das Mädchen, nennt auch die Hausnummer und auf Nachfrage seinen Namen: „Lisa*.“

„Die Mutti wird umgebracht?“, fragt der Mann.

„Ja, sie ist schon ganz voller Blut.“

„Und wie alt bist du?“

„Neun.“

67 Sekunden dauert der Notruf in jener Nacht zum 10. April 2019. Als Polizeihauptmeister Sebastian Ritter* und seine Kollegin über Funk gerufen werden, führen sie gerade an der Otto-Sidow-Straße, einer der Hauptstraßen in Brandenburg, eine Verkehrskontrolle durch. Sie sollen sofort in die Siedlung Eigene Scholle fahren, zum Pappelweg. Ein Kind habe bei der Feuerwehr angerufen und gesagt, dass die Mama getötet werde – von Papa.

Es ist dieser Satz, der Sebastian Ritter nicht mehr aus dem Kopf gehen wird. Mama wird von Papa getötet! Mit Blaulicht und Martinshorn biegen er und seine Kollegin in die Wilhelmsdorfer Landstraße ein, die nach Südwesten verläuft und aus der Stadt hinausführt. Ritter jagt das Fahrzeug durch die menschenleere Allee. Später wird er sagen, er sei im „Tiefflug“ unterwegs gewesen.

Vier Kilometer sind es von der Otto-Sidow-Straße zum Pappelweg. Kurz vor dem Ziel stellt Ritter die Sirene ab. Etwas mehr als zwei Minuten hat es gedauert, bis der Streifenwagen vor einem zweigeschossigen Haus mit Spitzdach und heller, sauberer Fassade hält. Ritter kennt die Siedlung gut, einer seiner Kollegen wohnt dort. Die Eigene Scholle mit den Einfamilienhäusern gibt es seit fast 100 Jahren. Die Gärten sind gepflegt, die Autos in den Einfahrten und Carports geputzt.

Es ist still, nirgendwo brennt Licht. Auch im Haus, vor dem Ritter und seine Kollegin jetzt stehen, ist alles dunkel, kein Mensch zu sehen. Sie laufen zum Carport, dann zum Haus. Die Fenster sind ebenerdig. Ritter leuchtet mit seiner Taschenlampe hinein. Er sieht die Küche. Die Schubladen stehen offen, auf dem Boden liegen Messer. Ritter zieht seine Dienstwaffe. „Es wird ernst“, sagt er zu seiner Kollegin. Über Funk fordert er Verstärkung an. Als Erstes meldet sich Matthias Krone*, ein Kollege, mit dem Sebastian Ritter schon Streife gefahren ist.

Ritter läuft um das Haus herum zum Eingang. Die Tür ist offen. Im dunklen Flur erkennt er ein Kind, das sich verstecken will. „Hier ist die Polizei“, ruft Ritter. Das Kind reagiert nicht. Ritter leuchtet sich ins Gesicht und sagt: „Ich bin Polizist, du kannst rauskommen.“ Das Kind zögert, läuft dann aber auf ihn zu. Es klammert sich an ihn, als wolle es ihn nicht mehr loslassen. Es ist Lisa, das Mädchen, das den Notruf gewählt hat.

Ritter übergibt sie seiner Kollegin, zeitgleich trifft Matthias Krone mit Blaulicht ein, dann ein weiterer Polizeiwagen. Kurz darauf betreten mehrere Polizisten das dunkle Haus. Vorneweg Ritter, gefolgt von einem jungen Kollegen, der frisch von der Polizeischule kommt, am Ende Krone.

„Polizei, melden Sie sich“, ruft Ritter. Dann hört er Schreie und ein Gurgeln, es kommt aus dem Obergeschoss. Die Polizisten laufen die Treppe hinauf, sehen im Licht ihrer Taschenlampen eine Blutlache, die sich unter einer Tür gebildet hat. Ritter und Krone postieren sich neben der Tür, einer rechts, der andere links. Ritter sieht seinen Kollegen an, nickt. Das Signal. Krone stößt die Tür auf.

„Oh Gott“, entfährt es dem jungen Beamten. „Ach, du Scheiße“, sagt Krone. Sie stehen in einem 15 bis 20 Quadratmeter großen Schlafzimmer. Das Bett und der Fußboden sind voller Blut.

Eine Frau liegt reglos in den Kissen. Neben ihr kniet ein Mann, der sich mit einem großen Brotmesser an ihr zu schaffen macht. Sebastian Ritter bleibt ruhig, richtet seine Dienstwaffe auf den Mann. „Polizei, Messer weg, oder ich schieße!“, schreit er und ist entschlossen, den Abzug zu drücken.

*

Mehr als vier Jahre später sitzt Sebastian Ritter in einem Konferenzraum der Polizeiinspektion in Brandenburg an der Havel, einem modernen, zweigeschossigen Gebäude aus Glas und Metall. Er trägt T-Shirt und Jeans, hat eine sport- ⟶

*Namen geändert

liche Figur und einen wachen, freundlichen Blick. Vor ihm auf dem langen Tisch steht eine Flasche mit Kakao.

Ritter ist 39 Jahre alt und bei der Einsatzgruppe Jugend- und Bandenkriminalität in der Stadt Brandenburg. Er war zwölf Jahre bei der Bundeswehr, bevor er 2015 zur Brandenburger Polizei kam. „Von Freunden und Bekannten bin ich nach dieser Nacht im Pappelweg oft gefragt worden, warum ich nicht abgedrückt habe“, sagt Ritter.

Er überlegt, sucht nach Worten. Er wusste, dass er hätte schießen können, auch dürfen. Damals, im Schlafzimmer, habe alles blitzschnell gehen müssen. Da sei der Mann mit dem Messer gewesen, vor ihm die Frau. Kurz habe er überlegt, was hätte passieren können. Was, wenn er den Mann mit seiner Pistole nicht hätte von der Tat abbringen können, er weiter auf die Frau eingestochen hätte? Er habe die Frau nicht gefährden wollen, sagt er. „Deswegen hatte ich mich dazu entschieden, ihn mit einem Schuss außer Gefecht zu setzen.“

Doch dann kam alles anders.

*

Der Mann mit dem Messer sieht Ritter über die rechte Schulter hinweg an, sieht, wie Ritter mit seiner Waffe auf ihn zielt. Dann lässt er das Messer auf den Boden fallen, sackt aufs Bett und starrt apathisch an die Decke. Sebastian Ritter kickt mit dem Fuß das Messer weg. Sein Kollege knipst das Licht im Zimmer an.

Der Mann auf dem Bett ist groß und durchtrainiert. Es handelt sich, das wird sich später herausstellen, um Andreas Frey*, 36 Jahre alt, ein Industriemechaniker, der vier Jahre in der Wasserball-Bundesliga spielte. An den Unterarmen hat er oberflächliche Schnittverletzungen, die er sich offenbar selbst zugefügt hat, die aber nicht lebensbedrohlich sind.

Sie sei seine große Liebe gewesen, wird er später vor Gericht über die Frau sagen, die leblos neben ihm liegt. Und dass er immer alles für sie getan habe. Er und Henriette W. waren 16 Jahre lang ein Paar. Sie haben zwei gemeinsame Kinder: die neunjährige Lisa und Erik*, der gerade ein Jahr alt geworden ist.

Krone hält Andreas Frey fest, während sich Ritter um Henriette W. kümmert. Ihr Hals ist so weit aufgeschnitten, dass er die Luftröhre und die Halsschlagader sehen kann. Im Nacken sieht er Hautfetzen. Die Wunde klafft bis zur Wirbelsäule.

Ritter ist überzeugt, dass Andreas Frey seine Frau enthaupten wollte. Als Soldat war er im Auslandseinsatz, hat erschossene, erhängte und verbrannte Männer, Frauen und Kinder gesehen. Auch geköpfte Menschen. Aber es sind nicht nur die Verletzungen am Hals, die Handgelenke von Henriette W. sind bis zu den Knochen aufgeschnitten. Der Blutverlust ist enorm. Ritter befürchtet, dass sie zu spät gekommen sind.

*

„Da war so unglaublich viel Blut“, erinnert sich Sebastian Ritter. Er sei damals davon ausgegangen, die Frau sei bereits tot. Doch dann habe er an ihren Handgelenken Blut hervorquellen sehen und gewusst: Da ist noch Leben. „Ich habe meinen Kollegen zugerufen, dass ich alles brauche, was an Sanitätsmaterial in den Fahrzeugen ist.“

Bei der Bundeswehr hat Sebastian Ritter als sogenannter Medic eine erweiterte Sanitätsausbildung erhalten, die bei der Brandenburger Polizei in einem Lehrgang aufgefrischt wurde. Mittlerweile müsse jeder Beamte in Brandenburg, der von der Polizeischule komme, an einem solchen Lehrgang teilnehmen, sagt Ritter.

Er weiß, wie schwerste Verletzungen zu behandeln sind. Als Interventionsbeamter ist er darin geübt und geschult im Umgang mit Gewalttätern und Amokläufern, er kennt sich mit lebensbedrohlichen Einsatzlagen aus. Ritter erzählt, wieso er nicht in Panik geraten sei, als er die Frau gesehen habe. Als Soldat habe er gelernt, Stress in Extremsituationen herunterzutrainieren. Ein Weg, der Panik in so einer Situation zu entgehen, sei neben einer guten Ausbildung und professionellem Verhalten auch das Wissen, dass es Handlungsmöglichkeiten gebe. „Ich hatte eine Schwerverletzte vor mir. Es gibt einen Satz, den man sich für so eine Situation einprägen und der präsent sein muss: Ich weiß, was jetzt zu tun ist.“

Ritter hadert nicht mit sich, er wartet auch nicht, bis irgendwann der Notarzt kommt, er weiß, dass er nur eine Option hat: handeln. Mit einem Bein kniet er sich auf den linken Arm der Frau, um den Blutstrom zu stoppen. Das andere Handgelenk bindet er mit einem Tourniquet, einer Aderpresse ab, die er am Gürtel trägt. Als das Blut nicht mehr fließt und er auf das Verbandsmaterial und den Notarzt wartet, macht er einen Bodycheck. Er streift sich weiße Gummihandschuhe über, fährt mit seinen Händen ihren

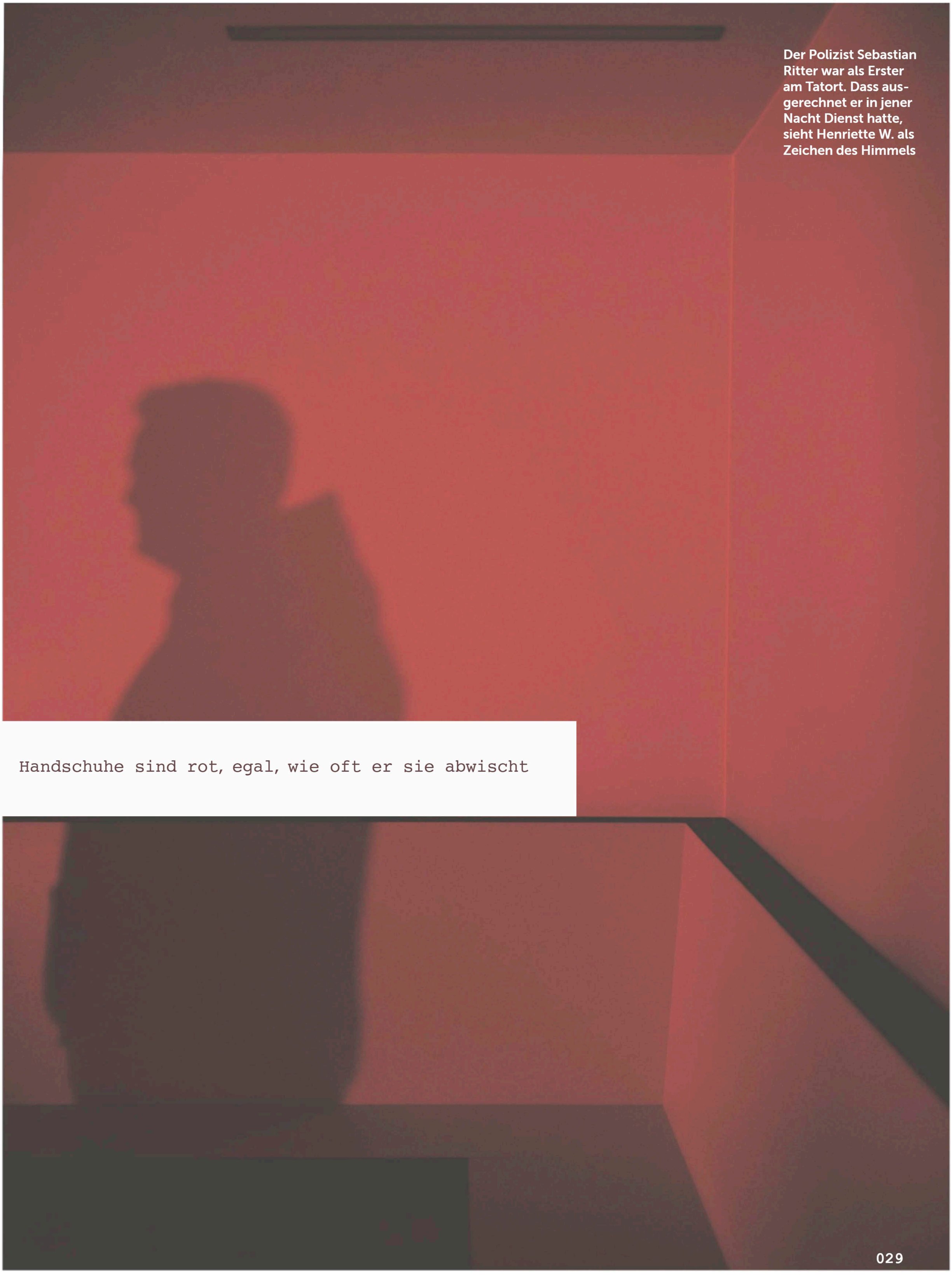
Kein Blut bedeutet keine Wunde. Aber seine

Körper entlang und sieht immer wieder auf die Handschuhe. Kein Blut bedeutet keine Wunde. Aber seine Handschuhe sind rot, egal wie oft er sie abwischt. Henriette W. hat viele Stichverletzungen.

Als seine Kollegen die Erste-Hilfe-Kits bringen, legt Ritter Druckverbände an den Handgelenken an und beginnt, den Hals der Frau auszutamponieren. Dabei öffnet sie erstmals die Augen. Mit schwacher Stimme fragt sie nach ihren Kindern. Reden ist gut, denkt Ritter. Er will, dass die Frau bei ihm bleibt, mit ihm spricht.

Doch plötzlich bekommt sie kaum noch Luft, klagt über Schmerzen im Brustkorb, wird benommener. Sebastian Ritter legt sein Ohr auf ihren Oberkörper, hört ein Brodeln und Pfeiffen, was seine Befürchtungen bestätigt. Zwei Messerstiche im Bereich der Lunge haben zu einem Pneumothorax geführt, bei dem die Lunge in sich zusammenfällt, woran der Betroffene sterben kann.

Henriette W. ist kurz davor. Doch da ist Ritter, der nicht so einfach aufgibt. „Ich war in Afghanistan, habe dort ⟶



Der Polizist Sebastian Ritter war als Erster am Tatort. Dass ausgerechnet er in jener Nacht Dienst hatte, sieht Henriette W. als Zeichen des Himmels

Handschuhe sind rot, egal, wie oft er sie abwischt



In der Nacht habe sie Schläge auf den Rücken verspürt

schon ganz andere Verletzungen gesehen“, sagt er, um ihr Mut zu machen. Er nimmt ein Chest Seal aus dem Erste-Hilfe-Paket. Mit diesem speziellen Pflaster verschließt er ihre Wunde im Oberkörper. Durch das dazugehörige Ventil entweicht die überschüssige Luft aus dem Brustkorb.

Eine halbe Stunde kämpft Ritter um das Leben der zweifachen Mutter. Bis endlich der Notarzt eintrifft.

*

Immer wieder hebt Sebastian Ritter grüßend die Hand, wenn Kollegen an dem verglasten Sitzungssaal vorbeilaufen. Auf die Frage, ob er geglaubt habe, dass Henriette W. überleben werde, nimmt er einen großen Schluck Schokomilch. Dann schüttelt er den Kopf. „Um ehrlich zu sein, ich habe nicht gedacht, dass sie es überhaupt bis ins Krankenhaus schafft.“

*

Der Notarzt, der endlich am Tatort eintrifft, ist ein erfahrener Mediziner. Er arbeitet als Oberarzt auf der Intensivstation des Brandenburger Klinikums. Die Nachricht, die ihn um 2.39 Uhr per Funk erreichte, lautete: „Suizidlage mit Schnittverletzungen“. Fünf Minuten später rückte der Notarztwagen aus. Weil es keinen weiteren Funkspruch gegeben habe, habe für ihn alles auf einen minderschweren Fall hingedeutet, wird der Arzt später im Prozess gegen Andreas Frey sagen.

Doch was er dann vor Ort sieht, ist keine „Suizidlage mit Schnittverletzungen“, sondern „selbst für einen erfahrenen Notarzt ein beeindruckendes Einsatzbild“, wie er später sagt. Das Schlafzimmer habe ausgesehen, als sei es mit Blut gestrichen worden. Der Arzt ist erstaunt, dass Henriette W. überhaupt ansprechbar ist. Ihr Bewusstsein aber trübt immer mehr ein.

Die Frau ist übersät mit Verletzungen, fast kein Körperteil, der nicht betroffen ist. Der Notarzt schätzt 50 Stich- und Schnittverletzungen. Hinzu kommt ein schwerer Schockzustand wegen des Blutverlusts. Einen Zugang zu legen ist kaum möglich. Henriette W. hat so viel Blut verloren, sie braucht mehrere Konserven.

Schließlich wird sie für den Transport zum Rettungswagen auf ein Tragetuch gelegt, das sich sofort mit Blut füllt. Für eine Trage ist das Treppenhaus zu eng. Der Rettungsassistent weist den Fahrer des Rettungswagens an, langsam zu fahren. Die Halsschlagader der Frau könnte angeritzt sein.

2014 war Andreas Frey mit seiner Familie in den Pappelweg gezogen. Seine Frau hoffte damals, das neue Haus werde ihr Glück bringen. Jahre später gab er ihr vor Gericht die Schuld an allem, was passiert war



und zunächst an einen bösen Traum gedacht

Als der Rettungswagen um 3.10 Uhr losfährt, ist Henriette W. bewusstlos.

Während der Fahrt bekommt sie Tranexamsäure gespritzt, die den Blutfluss hemmt, indem sie die Gerinnung fördert. Und Morphium, um ihre Psyche zu stabilisieren. Langsam kommt Henriette W. wieder zu sich. Die Retter sprechen mit ihr, damit sie bei Bewusstsein bleibt. Mit schwacher Stimme schildert sie, was passiert ist. Am Sonntag habe sie sich von ihrem Partner getrennt, abends habe sie sich schlafen gelegt, habe dann mitten in der Nacht Schläge auf den Rücken verspürt und zunächst an einen bösen Traum gedacht. Der Traum war aber kein Traum, die Schläge waren keine Schläge, sondern Messerstiche.

Andreas Frey habe auf ihr gesessen und immer wieder auf sie eingestochen. Beim Angriff sind, das wird später klar, zwei der drei Messer zerbrochen. Eine Messerspitze blieb im Körper von Henriette W. stecken – zwischen ihren Schulterblättern in Höhe des fünften Brustwirbels. Am Ende holte Andreas Frey ein großes Brotmesser mit gezackter Klinge und sägte ihr die Handgelenke und den Hals auf.

Von den Schreien sei Lisa, ihre Tochter, geweckt worden, erzählt Henriette W. im Rettungswagen. Sie sei ins Schlafzimmer gerannt, habe ihren Vater gesehen. Versucht, ihn von der Mutter wegzuziehen. Weinend gerufen: „Papa, Papa, hör auf, hör auf!“ Andreas aber habe nicht aufgehört. Dann sagt Henriette W. noch, dass sie sich verzweifelt gewehrt und ihrer Tochter zugerufen habe, zum Telefon zu laufen und die Notrufnummer zu wählen.

Es ist 3.42 Uhr, als die Schwerverletzte die Notaufnahme erreicht. Henriette W. ist dem Tod wesentlich näher als dem Leben. Im Krankenhaus stehen die Ärzte für eine Operation schon bereit: Gefäßchirurgen, Traumatologen, Halsspezialisten. Es wird eine lange Nacht im OP.

Andreas Frey wird im selben Krankenhaus behandelt, wegen seiner Schnitte an den Handgelenken. Er wird festgenommen.

Sebastian Ritter erinnert sich, wie er damals mit den Kollegen zurück zur Wache fuhr. Er sei voller Blut gewesen und in Uniform unter die Dusche gestiegen. Die Kleider habe er weggeschmissen. „So etwas zieht man nicht mehr an“, sagt er. Er habe dann die Anzeige gegen Andreas Frey schreiben müssen – wegen versuchten Mordes. Ob aus dem Versuch nicht schon eine vollendete Tat geworden war, habe er zu dem Zeitpunkt nicht gewusst.

Am Vormittag dann, nach einer 16-Stunden-Schicht, sei er zur Notaufnahme gelaufen, um sich nach Henriette W. zu erkundigen. In der Klinik habe er Andreas Frey gesehen, bewacht von zwei Kollegen. „Biste stolz auf dich?“, habe er ihn gefragt. In dem Moment musste er daran denken, dass er diesem Mann das Leben gerettet hatte. „Ich habe mich gegen den Schuss entschieden, der gerechtfertigt gewesen wäre. Das war sein Glück“, sagt er.

Erst am Abend erfuhr Sebastian Ritter von einer befreundeten Krankenschwester, dass Henriette W. die erste Operation überstanden hatte. Sie hatte zehn Stunden gedauert. Ob sie die Tat überleben würde, konnten die Ärzte nicht sagen.

*

„Du liebst mich nicht mehr, stimmt’s?“, hatte Andreas Frey vier Tage zuvor seine Frau beim Frühstück gefragt. Sie hatte ihm nichts vorspielen wollen und gesagt, dass sie sich von ihm trennen wolle. Andreas Frey schien es zu akzeptieren, er erzählte ihr am Tag vor der Tat, dass er eine andere Frau kennengelernt habe. Abends hatten sie noch gemeinsam im Wohnzimmer gesessen und sich im Internet Bilder der Wohnung angesehen, in die Henriette W. ziehen wollte. „Lass dir Zeit mit dem Auszug“, hatte Andreas Frey gesagt und ein letztes Mal mit ihr schlafen wollen. Sie aber hatte abgelehnt und war ins Bett gegangen.

Kurz nach 22 Uhr tippte sie eine SMS in ihr Handy: „Heute ist Andreas mit allem einverstanden. Ich weiß gar nicht, wann wir uns das letzte Mal so gut unterhalten haben.“ Sie schrieb dem Mann, den sie kurz zuvor kennengelernt hatte. Ihr neuer Freund aber antwortete nicht, er schlief schon. Vier Stunden später schlich Andreas Frey in die Küche, um sich die Messer zu holen. ⟶

Fotos: spreepicture/BILD; Jörg Bergmann/BILD

Ein gemeinsames Foto von Henriette W. und Sebastian Ritter. Sie begegnen sich ab und an in der Stadt. „Mein Polizist“, nennt sie ihn. Niemand in der Siedlung bekam in jener Aprilnacht 2019 mit, was im Pappelweg geschah, bis die Polizei kam



*

Es ist Januar, ein kalter Wintertag. Eine groß gewachsene, schlanke Frau steht an der Tür eines Einfamilienhauses in Brandenburg an der Havel, sie winkt zur Gartenpforte und lacht. „Kommen Sie, kommen Sie“, sagt sie. Sie trägt Jeans, über dem T-Shirt eine geöffnete langärmelige Bluse. Es sei das Haus ihrer Mutter, sagt sie bei der Begrüßung.

Henriette W. hat einen neutralen Ort für das Treffen vorgeschlagen. Sie kommt gerade vom Osteopathen, der ihr, wie sie sagt, „den Hals geknetet und hin- und hergeschoben hat“. Auf dem Tisch im Wohnzimmer stehen eine Kanne Tee und eine Flasche Wasser. Lisa, ihre Tochter, ist mittlerweile 14 Jahre alt, sie ist in der Schule, Erik, ihr fünfjähriger Sohn, in der Kita und ihr Partner, den sie kurz vor der Tat kennengelernt hatte, bei der Arbeit.

Auf die Frage, wie es ihr gehe, und das Kompliment, sie sehe gut aus, reagiert Henriette W. ausweichend. Sie hört solche Worte sehr oft. „Ich finde sie schwierig“, sagt sie, „ja, es geht mir gut. Im Moment. Und ja, die Narben sind gut verheilt. Aber ich habe dafür auch verdammt viel getan.“

Sie braucht beide Hände, um ihre Teetasse an den Mund zu führen. Ihre Finger kann sie immer noch nicht richtig strecken, vermutlich wird sie es nie mehr können. Sie stellt die Tasse vorsichtig ab, versucht, die Finger gerade zu machen. Sie sagt: „Ich habe jeden Tag die Erinnerung an diese Tat, allein schon durch diese Hände.“ Mittlerweile aber seien es nicht mehr solche Krallen wie am Anfang. Dafür aber muss sie jeden Tag die Finger trainieren. Noch immer geht sie regelmäßig zum Ergotherapeuten. Mittlerweile spürt sie wieder heiß und kalt. Sie hat gelernt, Knöpfe mit den Knöcheln zu schließen, wieder mit Messer und Gabel zu essen. Beim Bowlen neulich hat sie die Kugel mit beiden Händen gekullert – wie ihr kleiner Sohn.

Kaum jemand hatte damit gerechnet, dass sie ihre Hände überhaupt wieder benutzen kann. Nerven, Muskeln, Sehnen und Arterien waren durchtrennt. Die ersten drei Monate nach der Tat war Henriette W. ein Pflegefall, musste gewaschen und angezogen werden. Nicht einmal zur Toilette konnte sie allein gehen.

Henriette W., mittlerweile 36 Jahre alt, erzählt von ihrem Schicksal, weil sie anderen Frauen helfen will. Frauen, die wie sie Opfer körperlicher oder psychischer Gewalt durch ihren Partner geworden und trotzdem nicht in der Lage sind, sich zu trennen. Frauen, die nach außen stark erscheinen und sich deswegen nicht trauen, sich jemandem zu offenbaren. „Jeder kann Opfer werden. Und es hat nichts mit geringem Selbstbewusstsein oder Dummheit zu tun“, sagt Henriette W. Häusliche Gewalt gebe es in allen Schichten der Gesellschaft. „Statistisch gesehen kennt in diesem Land jeder ein Opfer. Aber auch einen Täter.“

Obwohl sie fast umgebracht worden wäre, nennt Henriette W. den Mann, der ihr das angetan hat, nicht Frey. Sie spricht noch immer von Andreas. Die Gefühle für ihn haben nach der Tat verschiedene Phasen durchlaufen. „Hass war nie darunter, eher Trauer und Wut“, sagt sie. Nicht nur für das, was er ihr, sondern das, was er den Kindern angetan habe.

Ihre Tochter Lisa erwähnt ihren Vater nicht mehr. Er sei wie herausgeschnitten aus ihrem Leben, sagt Henriette W. Erik wisse, dass sein Vater im Gefängnis sitze. Er nennt ihn „Bauchpapa“. Der neue Partner seiner Mutter ist für ihn sein „Herzpapa“.

Henriette W. lächelt immer wieder, während sie spricht. Warum auch nicht?, fragt sie. „Wie muss denn ein Opfer sein? Muss es unglücklich in der Ecke sitzen und heulen?“ Sie schüttelt den Kopf. Es sei furchtbar, was passiert sei. Aber sie habe keine Schuld daran, dass Andreas sie ermorden wollte. Sie sei abhängig von ihm gewesen. Und habe nicht gewusst, wozu er fähig sei.

Nicht sie habe die Entscheidung getroffen, sich auf diese grausame Weise zu trennen, sondern Andreas. Weil er es nicht ertragen konnte, dass sie ihn verlassen wollte. Henriette W. hat für diese Einsicht viele Therapiestunden benötigt. Aber heute weiß sie: „Es geht bei Männern wie Andreas, die einen Femizid planen oder begehen, immer um Machtverlust.“

> Er könnte in wenigen Jahren schon wieder nach zwei Dritteln der Strafe. Ihre

Sie habe nichts, er alles gehabt: Auto, Wohnung, Arbeit, so beschrieb seine Mutter im Prozess die Beziehung ihres Sohnes. Henriette W. sagte: Er habe immer alles auf Heller und Pfennig zurückgefordert. Die psychiatrischen Sachverständigen kamen zu dem Urteil, dass Andreas Frey egoistisch und materiell orientiert gewesen sei, ein Mann, der auf jeden Euro achte, narzisstische Züge habe und wenig empathisch sei.

*

Henriette W. war 16 Jahre alt, als sie den vier Jahre älteren Andreas Frey zum ersten Mal sah, bei einem Wasserballspiel in Leipzig. Der hübsche, groß gewachsene Kerl gefiel ihr. Sie verliebte sich, ein Jahr später wurden sie ein Paar. Nach dem Abitur begann sie ihr Lehramtsstudium, bald darauf zogen sie zusammen. 2009 wurde Lisa geboren, und die Welt der kleinen Familie schien in Ordnung. Lisa war ein Wunschkind, Andreas Frey hatte unbedingt vor seinem 30. Geburtstag Vater werden wollen.

Nach außen vermittelte das Paar den Schein einer perfekten Familie, so wird es der Staatsanwalt später erklären. Hinter der Fassade aber zeigte Andreas Frey ein anderes Gesicht: Er fing an, so führte der Staatsanwalt vor Gericht aus, Streit zu suchen, brüllte seine Frau an, wenn sie den Müll mal nicht hinuntergetragen hatte. Dann baute er sich vor ihr auf, kniff sie immer wieder.

2012 habe er sie bei einem Wutanfall gewürgt und auf sie eingetreten. Henriette W. sprach mehrere Tage nicht mit ihm. Aber dann machten sie weiter, als sei nichts geschehen.

Als Andreas Frey erneut gewalttätig wurde, so der Staatsanwalt, trennte sich Henriette W. von ihm. Sie zog mit Lisa zunächst zu ihrer Mutter, dann suchte sie sich eine eigene Wohnung. Sie hatte einen anderen Mann kennengelernt. Auch in Andreas' Leben gab es eine neue Frau.

Nach sechs Monaten aber fanden Henriette W. und Andreas Frey wieder zueinander. Sie wollte es noch einmal versuchen, vorausgesetzt Andreas nähme an einem Antiaggressionstraining teil oder begleitete sie zu einem Familientherapeuten. Weil sie das Gefühl hatte, gut mit ihm reden zu können, holte sie der Alltag wieder ein – ohne Therapie und Antiaggressionstraining.

2014 zogen sie in das Haus im Pappelweg. Sie hoffte, das Haus werde ihr das Glück bringen, nach dem sie sich so sehnte. Und sie wünschte sich ein zweites Kind.

frei sein - auf Bewährung

Therapeutin bereitet sie auf den Tag vor

Henriette W. wurde schwanger. Andreas Frey aber wollte nicht noch einmal Vater werden und rechnete ihr die Kosten für ein zweites Kind vor. Am Tag des Umzugs in das neue Haus hatte Henriette W. einen Termin zum Schwangerschaftsabbruch. Ihre Frauenärztin fragte, ob sie sich das gut überlegt habe. „Sprechen Sie doch noch mal mit Ihrem Mann", sagte sie.

Weinend rief sie Andreas an. „Wir waren uns doch einig", sagte er am Telefon. Er hatte entschieden. Und sie traute sich nicht, ihm zu widersprechen. Sie trieb das Kind ab, musste den Abbruch selbst zahlen. Knapp zwei Jahre später wurde in Brandenburg das letzte Kita-Jahr für Eltern beitragsfrei. Und Andreas Frey erteilte Henriette W. die Erlaubnis, doch noch ein zweites Kind zu bekommen.

„Andreas hat immer alles entschieden. Den Hauskauf, die Abtreibung, das zweite Kind", sagt Henriette W. Dabei habe sie damals geglaubt, eine selbstbewusste Frau zu sein. Mit einer Freundin über die Gewalt in ihrer Beziehung zu reden, über das Kleingehaltenwerden, habe sie sich nicht getraut. „Ich habe gedacht, dass mir kein Mensch, der Andreas kennt, glauben wird."

Acht Monate nach der Tat sehen sich Henriette W. und Andreas Frey wieder. Im Landgericht Potsdam, Andreas Frey muss sich wegen versuchten Mordes verantworten. Henriette W. ist in dem Prozess Nebenklägerin und Zeugin. Weil sie Angst hat, ohnmächtig zu werden, wenn sie ihrem Peiniger wiederbegegnet, sitzt ihr Vater wie eine Mauer zwischen ihr und dem Angeklagten.

Andreas Frey gibt die Tat zu, spricht davon, ein „totaler Familienmensch" zu sein. Er habe Angst gehabt, seine Kinder zu verlieren, sagt er. An die Messerstiche aber könne er sich nicht erinnern.

Der Notarzt sagt, Henriette W. hätte nicht überlebt, wenn da nicht Sebastian Ritter gewesen wäre, der sie so professionell versorgt habe, und wenn sie selbst nicht so eine starke Frau gewesen wäre.

Peter Kalus, der psychiatrische Sachverständige, sagt über Andreas Frey: Er habe seiner Partnerin die Schuld an allem gegeben. Aus Sicht des Angeklagten habe sie nicht das Recht gehabt, ihn zu verlassen. Er habe viel investiert, und sie habe es ihm damit gedankt, dass sie ihn verlassen habe.

Wegen versuchten Mordes wird Andreas Frey zu 14 Jahren Haft verurteilt.

Nach zwei Jahren schon darf er das Gefängnis wegen guter Führung für einen Tag verlassen, um mit seinen Eltern essen zu gehen. Er sucht sich ein Restaurant, in dem er mit Henriette W. oft war, es liegt in der Nähe der Siedlung, in der er seine Frau fast umgebracht hat. Zufällig erfährt Henriette W. davon. Alles kommt wieder hoch, sie bekommt Fieber, drei Wochen ist sie krank.

Sie ist sich sicher: Der Restaurantbesuch war wieder eine seiner Machtdemonstrationen.

*

Andreas Frey könnte in wenigen Jahren schon wieder frei sein – auf Bewährung nach zwei Dritteln der Strafe. Das weiß Henriette W. Ihre Therapeutin bereitet sie auf den Tag vor. Angst um sich habe sie nicht, sagt Henriette W. Aber da sind ja noch ihre Kinder.

Seit 2019 machen Mutter und Tochter eine Traumatherapie. Lisa spricht nicht über das, was sie damals im Pappelweg erlebt hat, sie verdrängt es. Erik kommt dieses Jahr in die Schule. Henriette W. ist bedingt arbeitsfähig, gibt an einer Grundschule Unterricht in den Fächern Mathematik und Lebenskunde, Ethik und Religion.

Ist sie glücklich? Henriette W. nickt. Sie lebe, habe tolle Kinder, eine klasse Familie, wundervolle Freunde. Erst durch ihren neuen Partner habe sie erfahren, wie leicht und schön eine Beziehung sein könne.

Henriette W. weiß, was sie ihrer Tochter und ihren Rettern zu verdanken hat. Lisa nennt sie ein tolles Mädchen. Und wenn sie über Sebastian Ritter spricht, nennt sie ihn „mein Polizist". Sie ist überzeugt, dass es „da oben" Energien oder Strippenzieher gibt, die dafür gesorgt haben, dass Sebastian Ritter in jener Nacht Dienst hatte.

Er und Henriette W. sehen sich ab und zu in der Stadt. Dann umarmen sie sich, fragen, wie es geht. Ritter selbst ist niemand, der ständig an Gutes, das er getan hat, erinnert werden will. „Ich bin Polizist und kein Held", sagt er. Was sich bei ihm aber tief ins Gedächtnis eingebrannt habe, sei Henriettes kleine Tochter. „Lisa war es, die ihrer Mama und vermutlich auch ihrem Bruder das Leben gerettet hat. Für mich ist sie eine Heldin." ●

„FRAUEN WERDEN BEWUSST AUSGESUCHT, WEIL SIE WENIGER AUFFALLEN“

In der Organisierten Kriminalität sind wider Erwarten viele Frauen aktiv. Warum sie trotzdem wie unsichtbar sind, erklärt die Strafjustizexpertin Mara Garavini Seisselberg

INTERVIEW **MARGHERITA BETTONI** FOTOS **PHILIPP FAYE-HORAK**





Griselda Blanco war in den 70er-Jahren in Miami zur Kokain-„Godmother" aufgestiegen. Am 11. Juli 1979 ließ sie zwei Konkurrenten umbringen, es war der Beginn des Kokain-Kriegs in Südflorida

Frau Garavini Seisselberg, fast jeder kennt Drogenbarone wie Pablo Escobar oder El Chapo Guzmán. Nicht so viele haben dagegen schon von Griselda Blanco gehört. Dabei soll sie in den 70er-Jahren eine Schlüsselrolle im Kokainhandel in Miami gespielt haben. Warum werden Frauen in der Organisierten Kriminalität oft nicht wahrgenommen?

Daran sind Geschlechtsstereotype und Vorurteile schuld. Organisierte Kriminalität wird oft mit Gewalt in Verbindung gebracht, und Gewalttätigkeit wiederum wird als männliche Eigenschaft gesehen. Frauen in der Organisierten Kriminalität werden eher als passiv, als nicht gewalttätig und den Männern unterworfen gesehen. Wenn diese Frauen überhaupt wahrgenommen werden, dann eher in ihrer Rolle als Ehefrauen, Mütter oder Schwestern von kriminellen Männern, nicht als aktive Figuren. Diese Vorurteile stimmen aber nicht – und werden vom organisierten Verbrechen auch bewusst ausgenutzt.

Wie meinen Sie das?

Ein klassisches Beispiel: Wenn Ermittler ein Auto anhalten, in dem ein Mann und eine Frau sitzen, wird oft der Mann kontrolliert und durchsucht, die Frau ist wie unsichtbar. Dabei zeigen Studien, dass es oft Frauen sind, die Waffen und Drogen für kriminelle Gruppen schmuggeln. Sie werden bewusst ausgesucht, weil sie weniger auffallen.

Kann man provokativ sagen, dass kriminelle Gruppierungen weniger Geschlechtsstereotype haben als Ermittler oder die Gesellschaft?

Kriminelle Gruppierungen sind schlau. Ihr Ziel ist es, immer mehr Geld zu verdienen, mit allen möglichen Mitteln. Frauen im organisierten Verbrechen sind für Strafverfolgungsbehörden wie ein blinder Fleck. Das nutzen Kriminelle aus. Sie profitieren davon, indem sie Frauen für alle möglichen kriminellen Aktivitäten einsetzen und weil diese weniger auffallen.

Wie sind Sie auf die Idee gekommen, sich mit der Rolle von Frauen in der Organisierten Kriminalität zu beschäftigen?

Bei verschiedenen OSZE-Treffen im Jahr 2021 haben Teilnehmerstaaten bemängelt, dass die Rolle von Frauen im organisierten Verbrechen noch zu wenig untersucht wird. Bisher hat sich die Forschung vor allem auf Frauen als Opfer konzentriert. Es fehlt an empirischen Studien zu Frauen als Akteuren. Um diese Lücke endlich zu schließen, hat die Abteilung Transnationale Bedrohungen der OSZE einen umfassenden Bewertungsbericht über die Rolle von Frauen in der Organisierten Kriminalität in Auftrag gegeben.

Worauf basiert der Bericht?

Auf Daten, die sowohl von Ermittlungsbehörden als auch von der Zivilgesellschaft in 14 verschiedenen OSZE-Ländern gesammelt wurden, unter anderem in Nordamerika, Europa und Zentralasien. Ziel des Berichts war es, ein ganzheitliches Verständnis über Frauen in der Organisierten Kriminalität zu schaffen: Wie werden sie angeworben? Welche Rollen übernehmen sie? Wie steigen sie aus?

Welche kriminellen Gruppierungen haben Sie in den Blick genommen?

Wir haben unsere Forschung breit angelegt. Wir wollten uns nicht auf eine bestimmte kriminelle Gruppierung konzentrieren, sondern die komplexe Realität in allen teilnehmenden Ländern so breit wie möglich erfassen. Wir verstehen Organisierte Kriminalität als ein komplexes Phänomen, das wie ein illegales Unternehmen in verschiedenen kriminellen Märkten gleichzeitig agiert.

Haben Sie länderspezifische Unterschiede beobachten können, wenn es um Frauen geht?

Fotos: Imago; Mauritius Images

Das würde man erwarten, oder? Schließlich unterscheiden sich kriminelle Gruppierungen von Land zu Land. Italienische Mafia-Gruppen ticken anders als Banden-Kriminelle in Schweden. Dennoch konnten wir, was Frauen betrifft, eher Gemeinsamkeiten beobachten: Sie sind in allen kriminellen Gruppierungen in allen untersuchten Ländern sehr aktiv. Und in allen Ländern bleiben sie fernab des Fokus von Ermittlungsbehörden. Sie sind wie unsichtbar.

Welche Rolle spielen Frauen konkret in der Organisierten Kriminalität?

Sie können alle möglichen Rollen einnehmen – von der einfachen Drogenschmugglerin bis hin zur Anwältin oder Beraterin einer kriminellen Gruppe. Eine zentrale Aufgabe ist die Weitergabe der kriminellen Kultur innerhalb der Familie. Frauen bringen ihren Kindern Werte wie das Schweigegebot bei. Oder den Ehrenkodex, der unter anderem vorsieht, nicht mit der Polizei zu sprechen. Frauen prägen die Loyalität gegenüber dem Clan. Solche Werte sind die Grundlage für den Erfolg der Organisierten Kriminalität.

Die Frau in der Rolle der Mutter – ist das nicht das klassische Frauenbild?

Ja. Es gibt diese generelle Annahme, dass Frauen nur innerhalb der Familie eine wichtige Rolle spielen würden. Diese Annahme aber stimmt nicht.

Wieso nicht?

Da war zum Beispiel die Frau eines Bosses der sizilianischen Cosa Nostra. Sie hat ihre Söhne allein großgezogen, weil ihr Mann im Gefängnis saß. Sie hat ihnen die Werte der Mafia vermittelt. Dazu hat sie sich aber auch um die Finanzen des Clans gekümmert und sogar Streitereien zwischen verschiedenen Gruppen geschlichtet. In Abwesenheit ihres Mannes. Oft wird angenommen, dass die Mutterrolle innerhalb einer Mafia-Familie Frauen davon abhalten würde, sich aktiv an kriminellen Geschäften zu beteiligen. Die Frau des Bosses der Cosa Nostra ist nur eines von vielen Beispielen und zeigt, dass sich Frauen in der Mafia sowohl um die Erziehung ihrer Kinder als auch um die Geschäfte des Clans kümmern können.

Italienische Mafia-Gruppierungen wie die sizilianische Cosa Nostra oder die 'Ndrangheta aus Kalabrien sind stark patriarchalisch geprägt. Bleibt der Chef nicht zwangsläufig immer ein Mann?

Nein, Frauen sind nicht nur in allen Geschäftsfeldern der Organisierten Kriminalität aktiv, sie können auch alle möglichen Rollen in der Hierarchie der Clans übernehmen, von der Fußsoldatin bis hin zum Boss. Das gilt auch für italienische Mafia-Gruppierungen.

Haben Sie ein Beispiel?

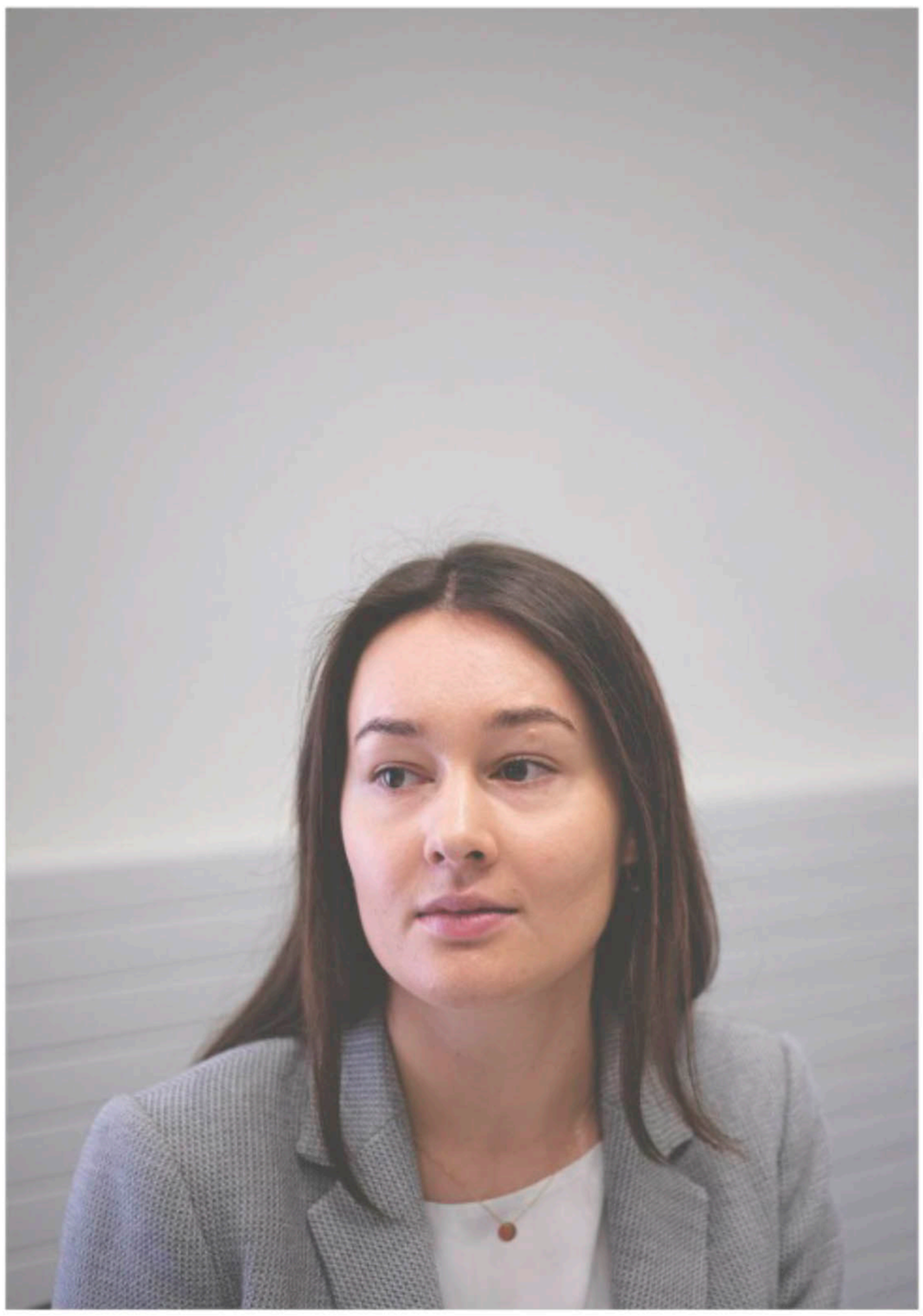
Nehmen wir die Frau, die Anfang der 2000er-Jahre den Gallico-Clan im kalabrischen Palmi geführt hat. Sie hat nicht nur Gewalt und Erpressungen angeordnet und öffentliche Ausschreibungen mithilfe von Korruption gewonnen, sondern auch die Strategien des Clans bestimmt.

Wie steigen Frauen in der Hierarchie von kriminellen Organisationen auf?

Wir konnten generell beobachten, dass Frauen, die in eine kriminelle Familie hineingeboren werden oder einen bedeutenden Kriminellen heiraten, von Anfang an eine wichtigere Rolle spielen und mit anspruchsvolleren Aufgaben betraut werden, wie zum Beispiel der Überwachung des Tagesgeschäfts. Darüber hinaus fungieren sie als Beraterinnen oder Entscheidungsträgerinnen innerhalb der Familie oder der Partnerschaft. Anders als die Frauen, die unten in der Hierarchie anfangen.

Unten in der Hierarchie stehen die Fußsoldatinnen. Was genau ist deren Rolle?

Fußsoldaten sind der niedrigste Rang in der Organisierten Kriminalität. Sie sind auch diejenigen, die am stärksten der Gefahr ausgesetzt sind, von den Strafverfolgungsbehörden identifiziert zu werden. Frauen, die als Fußsoldatinnen tätig sind, können verschiedene Aufgaben übernehmen: Manche stehen Wache und halten nach der Polizei Ausschau in Vierteln, in denen die Organisierte Kriminalität besonders aktiv ist. Manche verkaufen Drogen auf den Straßen. Eigentlich eignen sich Frauen als Fußsoldatinnen ganz gut. →



ZUR PERSON

Mara Garavini Seisselberg, 27, ist Beraterin für Strafjustiz bei der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE). Sie hat Wirtschaftswissenschaften an der Goethe-Universität in Frankfurt studiert, bei der OSZE beschäftigt sie sich vor allem mit der Prävention von Jugendkriminalität und der Rolle von Frauen in der Organisierten Kriminalität. 2023 hat sie den Report „Understanding the role of women in organized crime" koordiniert.

Warum?

Weil sie weniger auffallen. Wir sind hier wieder beim Beispiel der Verkehrskontrolle. Ermittlungsbehörden schauen bei Frauen oft nicht so genau hin, weil sie das Gefühl haben, Frauen würden keine Gefahr darstellen. Eine Frau, die Drogen auf der Straße verkauft, weckt auf den ersten Blick deutlich weniger Misstrauen als ein Mann.

Sie sprachen anfangs davon, dass vor allem Männer mit Gewalt in Verbindung gebracht werden. Stimmt das denn? Sind Frauen eher die Strateginnen im Hintergrund oder selbst auch gewalttätig?

Vor allem im Bereich Menschenhandel haben wir gesehen, dass Frauen auch Gewalt anordnen, um etwa andere Frauen, die Opfer von Zwangsprostitution sind, an einer möglichen Flucht zu hindern. Frauen in der Organisierten Kriminalität ordnen also vor allem Gewalt an. Aber sie können sie selbst auch ausüben. In Schweden haben wir Zugang zu Daten von Sozialdiensten erhalten. Sie zeigen, dass Frauen in den vergangenen Jahren im Kontext von Auseinandersetzungen zwischen kriminellen Banden verstärkt selbst gewalttätig geworden sind. Dazu haben wir auch Hinweise aus anderen Ländern bekommen, dass es in machen Frauengefängnissen gewalttätiger zugeht als in Männergefängnissen.

Gibt es denn kriminelle Geschäftsfelder, in denen Frauen besonders aktiv sind?

Leider fehlt es an Daten, um diese Frage umfassend zu beantworten, da Ermittlungsbehörden selten Daten und Hintergrundwissen zu Frauen in der Organisierten Kriminalität sammeln. Mit unserem Report haben wir nur die Spitze des Eisbergs gezeigt, es gibt noch so viel, was man erforschen müsste. Generell konnten wir im Rahmen unseres Reports feststellen, dass Frauen vor allem im Bereich Menschenhandel und Geldwäsche aktiv sind.

Was sind die konkreten Aufgaben von Frauen beim Menschenhandel?

Im Bereich Menschenhandel nutzt die Organisierte Kriminalität die soziale Kompetenz von Frauen. Sie wirken gegenüber anderen Frauen weniger verdächtig und gefährlich und werden deshalb vor allem eingesetzt, um neue Opfer zu rekrutieren. Außerdem kassieren sie Erlöse aus der Ausbeutung oder machen Werbung für die Dienstleistungen der Opfer. Frauen sind beim Menschenhandel hauptsächlich in untergeordneten Positionen anzutreffen, was wiederum bedeutet, dass sie für die Strafverfolgungsbehörden sichtbarer sind und daher häufiger erwischt werden.

Man würde annehmen, dass gerade beim Menschenhandel Frauen eher Opfer als Täterinnen sind.

Der Anteil von Täterinnen im Menschenhandel ist hoch, insbesondere im Vergleich zu anderen Straftaten. Wenn man sich die Fälle genauer anschaut, stellt man fest, dass diese Frauen in vielen Fällen gleichzeitig auch Opfer von Menschenhandel sind. Oft tendiert man dazu, Opfer und Täter getrennt voneinander zu betrachten. Doch gerade im Bereich Menschenhandel gibt es viele Überschneidungen. Viele Frauen, die

> „FRAUEN SIND OFT IM MENSCHENHANDEL UND IN DER GELDWÄSCHE AKTIV“

selbst Opfer von Menschenhandel sind, sind gleichzeitig auch an kriminellen Tätigkeiten beteiligt. Sie tun dies entweder, weil sie gezwungen werden und keine andere Möglichkeit haben, als zu gehorchen, oder um ihre eigene Ausbeutung zu beenden, indem sie in der Hierarchie der Gruppierung aufsteigen. Das ist zum Beispiel bei nigerianischen Organisationen der Fall. Sie schleusen Frauen nach Europa, die dort dann von der sogenannten Madame zur Prostitution gezwungen werden. Eine solche „Madame“ war oft einst selbst Opfer und hat irgendwann angefangen, andere Frauen zu rekrutieren, um aus ihrer Lage zu entkommen. Es ist wichtig, dass vor allem Ermittler diese Überschneidungen und die vorangegangene Viktimisierung sehen, wenn sie mit Täterinnen zu tun haben.

Warum ist das wichtig?

Weil das nicht so einfach ist. Sucht eine Frau nach Opfern, die sich prostituieren müssen, um aus der eigenen Zwangsprostitution zu entkommen, sollte man ihre Situation vor Gericht berücksichtigen. Diese Fälle sind komplex. Die Strafverfolgungsbehörden und die Justiz müssen sicherstellen, dass Frauen, die in kriminelle Handlungen verwickelt sind, zu denen sie als direkte Folge ihrer Ausbeutung gezwungen wurden, nicht strafrechtlich verfolgt werden sollten.

Das andere Feld ist die Geldwäsche.

In diesem Bereich haben wir viele Fälle von Müttern, Schwestern und Töchtern, die als Beraterinnen und Entscheidungsträgerinnen aktiv sind. Geldwäsche ist ein Bereich, in dem Frauen häufig auffallen. Auch den Ermittlungsbehörden. Wir sehen in Statistiken über Verbrechen, die von Frauen im Bereich Organisierter Kriminalität begangen werden, übermäßig viele Fälle von Geldwäschedelikten. Wir wissen aber nicht, warum das so ist. Ob Frauen wirklich verstärkt bei der Geldwäsche eingesetzt werden, oder ob es schlicht daran liegt, dass Ermittler, wenn es um andere Verbrechen geht, Frauen weniger auf dem Schirm haben.

Ein weiteres lukratives Feld der Organisierten Kriminalität ist der Drogenhandel. Welche Rolle spielen Frauen dort?

Sie werden oft als Drogenkuriere eingesetzt. Wie gesagt: Kriminelle wissen, dass Frauen den Ermittlern weniger auffallen und setzen sie deswegen für Drogentransporte oder im Straßenhandel ein. Frauen kümmern sich aber genauso gut um das Tagesgeschäft und organisieren und managen selbst Lieferungen. Das hat zum Beispiel eine niederländische Marokkanerin gemacht, die auch als „Kokspatin“ bekannt wurde. Sie soll von Spanien aus große Kokain-Lieferungen nach Europa organisiert haben, versteckt unter Bananen.

Viele Frauen werden in eine Mafia-Familie hineingeboren. Giuseppina Pesce etwa, eine Kronzeugin der kalabrischen

Foto: dpa

'Ndrangheta, die unter anderem an Erpressungen für ihren Clan teilgenommen hat. Wie werden Frauen, jenseits von familiären Strukturen, von kriminellen Organisationen rekrutiert?

Familiäre Bindungen oder Partnerschaften spielen sicherlich eine zentrale Rolle. Aber es gibt noch andere Wege. Oft schließen sich Frauen kriminellen Gruppierungen an, weil sie einen Ausweg aus der Armut suchen. Viele sind marginalisiert oder haben in der Familie Gewalt erlebt. Diese Frauen beteiligen sich an kriminellen Aktivitäten, um zu überleben. Gerade bei Fußsoldatinnen konnten wir beobachten, wie Frauen mittels Gewalt und sexueller oder emotionaler Erpressung rekrutiert wurden, sie werden schlicht gezwungen. Ein anderes Phänomen, das wir bei der Rekrutierung von Frauen zunehmend beobachten, ist aber die Macht sozialer Netzwerke.

Soziale Netzwerke?

Ja. Kriminelle nutzen sie, um Organisierte Kriminalität zu glorifizieren und ihren Lebensstil als glamourös darzustellen. Wir konnten beobachten, wie sich Frauen für das organisierte Verbrechen entschieden haben, weil sie geblendet waren vom Versprechen von schnellem Reichtum und einem luxuriösen Lebensstil. Außerdem waren sie getrieben von der Sehnsucht, irgendwohin zu gehören.

Wie sieht es mit dem Ausstieg aus der Organisierten Kriminalität aus? Gibt es Frauen, die aussteigen? Welche Gründe haben sie?

Ein Schlüsselmoment, auszusteigen, ist für Frauen wie auch für Männer, wenn sie Kinder bekommen. Es gibt aber auch andere Gründe: Angst zum Beispiel. Vor Gewalt oder vor dem Tod. Oder der Wunsch, frei zu sein, endlich ein Leben außerhalb der Organisierten Kriminalität leben zu können. Ein weiterer Grund kann auch sein, dass der Partner oder andere Familienmitglieder verhaftet wurden.

Wie schwierig ist es für Frauen, aus dem organisierten Verbrechen auszusteigen?

Wir haben beobachtet, dass nur wenige Frauen zu Kronzeuginnen werden.



Dank der Kronzeugin Giuseppina Pesce, die selbst mit der Mafia verbandelt war, konnte ihr Cousin Francesco Pesce festgenommen werden

Das ist auch wieder eine Konsequenz aus der Tatsache, dass die Rolle von Frauen in der Organisierten Kriminalität unsichtbar bleibt. Ermittlungsbehörden nähern sich Frauen selten an, versuchen nur selten, sie als Kronzeuginnen zu gewinnen. Die meisten Frauen in Zeugenschutzprogrammen sind dort, weil sie die Ehefrauen von Aussteigern sind. Nicht als eigenständige Akteurinnen der Organisierten Kriminalität.

Gibt es keine Programme, die sich besonders an Frauen richten?

Wir konnten beobachten, dass in Italien vonseiten der Strafverfolgung zunehmend Aufmerksamkeit auf Frauen in der Organisierten Kriminalität gelegt wird. Es gibt zunehmend Bemühungen, sie als Kronzeuginnen zu gewinnen. Aber Italien scheint da eher eine Ausnahme zu sein. Solange wir davon ausgehen, dass Organisierte Kriminalität eine Sache der Männer ist, werden wir vor allem Aussteigerprogramme haben, die für Männer konzipiert sind. Dabei könnte man gezielt Frauen ins Visier nehmen, um kriminelle Gruppierungen anzugreifen. Auch in Deutschland. 2019 wurden im Bereich der sogenannten Clan-Kriminalität zwei Brüder festgenommen. Ausschlaggebend waren die Aussagen der Ehefrau des einen. Heute lebt sie in Dänemark unter Polizeischutz.

Glauben Sie, dass Frauen eine Rolle bei der Bekämpfung des organisierten Verbrechens spielen können?

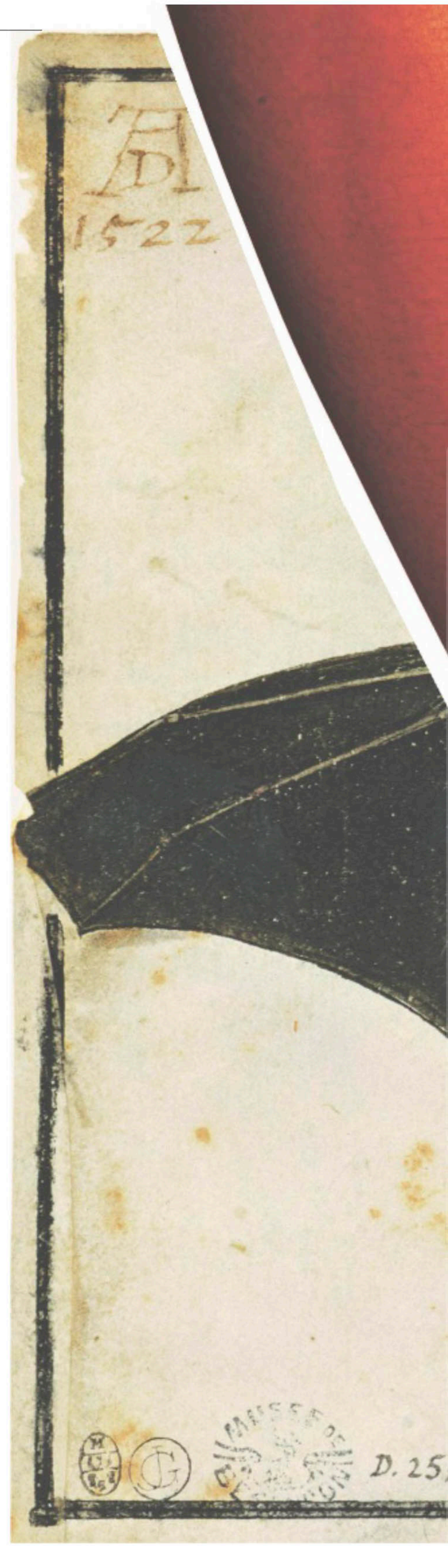
Oh ja. Zum einem verfügen Frauen über sehr viel Wissen über kriminelle Organisationen. Sie haben Insiderwissen über Mitglieder, Strukturen und Allianzen. Das ist zentral für die Bekämpfung Organisierter Kriminalität. Zum anderen können sie ihre Männer dazu bringen, auszusteigen.

Was ist das Risiko, wenn die wichtige Rolle von Frauen in kriminellen Organisationen weiterhin unsichtbar bleibt?

Unser Report hat drei Hauptrisiken identifiziert. Erstens: Wenn Ermittlungsbehörden die aktive Rolle von Frauen nicht sehen, können sie weiterhin ungestraft agieren und unentdeckt bleiben. Zweitens: Man muss Frauen zunächst einmal sehen und ihre Rollen anerkennen, um ihnen einen Ausstieg aus der kriminellen Welt zu ermöglichen. Drittens: Beschäftigt man sich nicht mit Frauen, hat man ein unvollständiges Bild von Organisierter Kriminalität. Und das ist vielleicht das größte Problem. Nur wenn man eine kriminelle Organisation in Gänze versteht, kann man sie auch effektiv bekämpfen. ●

KEIN GEWÖHNLICHER DIEB

VON **FABRICE BRAUN**



Sein Modus Operandi: eigentlich ganz simpel. Der Erlös für seine Beute: nahezu null.

„Die Fledermaus“. Gemalt vermutlich von Dürer. Gestohlen von Breitwieser

Und gerade deshalb wird Stéphane Breitwieser in die Kunstgeschichte eingehen



Ein Auszug aus Breitwiesers gesammelten Werken. Die Bilder niederländischer Meister mochte er ganz besonders, wie Willem van Mieris' „Der Apotheker" (l.)

Fotos: Bridgeman Images (2); Amt für Kulturgüter, Staat Freiburg, Jean Mülhauser; Besançon, Musée des Beaux-Arts et d'Archéologie, C. Choffet; Musées d'Angers, Pierre David; Collection City of Antwerp, Rubenshuis; Image Studio Royal Museums of Art and History, Brussel; AFP



Noch etwas Schönes aus den Niederlanden, dachte sich der Dieb: „Festival der Affen“, 1633, von David Teniers dem Jüngeren

HINTERHER WIRD ER SICH ÄRGERN, wie dumm er sich diesmal angestellt hat. Ausgerechnet er.

Aber als er in der kleinen Galerie in Luzern steht, steigt es wieder in ihm auf, dieses erregende Gefühl, wenn er ein besonderes Kunstwerk sieht. Dann malt er sich aus, wie es zwischen all den anderen Gemälden neben seinem Himmelbett hängt.

Niederländische Maler aus dem 17. Jahrhundert. Genau seine Leidenschaft. Und dieses Bild von Willem van Aelst passt bestens in seine Sammlung, die ständig größer wird.

Mit geübtem Blick analysiert er die Situation. Die Galerie ist zwar klein und übersichtlich, aber der Inhaber scheint beschäftigt zu sein, und das Gemälde hängt gleich neben der Tür. Seine Freundin, die fast immer dabei ist, raunt ihm zwar noch eine Warnung zu, aber er ignoriert sie.

Er fühlt sich sicher, auch wenn er sonst eigentlich nur in Museen stiehlt und Galerien meidet. Wo andere schwitzen und hektisch werden, wo sie anfangen vor Aufregung zu zittern, bleibt er ganz ruhig. Er braucht meistens nur ein paar Sekunden, bis er die Bilder eingesteckt hat. Und dann rennt er nicht weg wie ein Dieb, sondern schlendert gelassen zum Ausgang, wie ein Kunstfreund, der für heute genug gesehen hat. Das hat er gelernt im Lauf der Zeit.



Auch diesmal nimmt er das Stillleben blitzschnell von der Wand. Weil es jetzt, Ende Mai, schon heiß ist, hat er nicht einmal einen Mantel dabei, unter dem er das Bild verstecken könnte, wie er es sonst macht. Er klemmt sich das über 300 Jahre alte Ölgemälde einfach unter den Arm und verlässt die Galerie. Der Inhaber hat nichts gesehen, glaubt er.

Doch nach ein paar Metern läuft ihm ein Mitarbeiter hinterher und hält ihn fest.

Stéphane Breitwieser ist aufgeflogen.

Er habe das Gefühl gehabt, sein Leben sei vorbei, erzählt Breitwieser Jahre später Michael Finkel, einem der wenigen Journalisten, mit denen er gesprochen hat. Finkel hat ein Buch über Breitwieser geschrieben, auf das sich dieser Text in Teilen stützt: „Der Meisterdieb“*. Es geht darin um den wohl größten Kunsträuber aller Zeiten. Um einen Mann, der Gemälde und andere Schätze im Wert von angeblich über einer Milliarde Euro gestohlen hat, aber nicht, um reich zu werden, sondern einfach nur, um sie zu besitzen. Und darum, wie schließlich einige der bedeutendsten Werke der Kunstgeschichte im trüben Wasser eines Kanals versenkt wurden – eine Spätfolge jener Festnahme in Luzern.

An diesem 28. Mai 1997 sitzt Breitwieser in der Gefängniszelle, es werden schwierige Fragen auf ihn zukommen. Die Polizei hat seine Fingerabdrücke genommen und nicht nur ihn, sondern auch seine Freundin Anne-Catherine festgenommen. Was ist, wenn sie gegen ihn aussagt? Was ist, wenn die Beamten das Haus seiner Mutter im Elsass durchsuchen, wo er seit einigen Jahren mit Anne-Catherine im Dachgeschoss wohnt, und die Hunderte von gestohlenen Kunstwerken finden, die er dort hortet?

Breitwieser legt sich einen einfachen Plan zurecht.

Als die beiden am nächsten Tag dem Schweizer Untersuchungsrichter vorgeführt werden, spielt der 25-Jährige die Rolle des jungen Mannes, der plötzlich in Versuchung geraten ist. Der Seriendieb weint und lügt, dass er noch nie in seinem Leben etwas gestohlen habe. Anne-Catherine behauptet, sie habe die ganze Zeit vor der Galerie auf ihn gewartet und nichts von dem Diebstahl gewusst.

Und sie kommen tatsächlich damit durch. Weil in der Schweiz sonst nichts gegen sie vorliegt, werden die beiden jungen Franzosen auf Kaution freigelassen.

Auf der Rückfahrt von Luzern in seine Heimatstadt Mulhouse habe er noch unter Schock gestanden, wird Breitwieser später Finkel erzählen. Wenn das stimmt, dann hat er sich jedoch schnell erholt, denn kaum einen Monat später fährt er mit Anne-Catherine zu einer Auktion nach Paris. In einem Nebenraum, in dem sich niemand aufhält, sticht ihm ein Gemälde des flämischen Malers David Vinckboons ins Auge. Es dauert nur Augenblicke, dann hat er das Bild aus dem 17. Jahrhundert aus dem Rahmen gelöst, und die beiden verschwinden aus dem Auktionshaus, so unauffällig, wie sie gekommen sind.

Kurz darauf machen sie Urlaub im Loiretal, in dem die berühmtesten Schlösser Frankreichs stehen. In einem kleinen Museum entdeckt er ein Gemälde, das angeblich von Jan Brueghel dem Älteren stammt. Es hängt unter der hohen Decke, aber er steigt unbeobachtet auf einen Stuhl, entfernt die Leinwand aus dem Rahmen und steckt sie unter seine Jacke. Der Wachmann und die Kassiererin haben nur Augen füreinander und bemerken ihn nicht. ⟶

Michael Finkel: „Der Meisterdieb“, Goldmann, 256 S., 24 Euro, erscheint am 17. April. Transparenzhinweis: stern Crime gehört wie der Goldmann Verlag zum Bertelsmann-Konzern

Fotos: vorherige Seite: Getty Images; Bridgeman Images; diese Seite: Musée Thomas Henry, Cherbourg-en-Cotentin; Pharmaziemuseum Universität Basel; Imago; Getty Images (3); Musée de Valence, Eric Caillet

Einige Wochen danach klaut er in Saintes, nicht weit von Bordeaux, ein Stillleben – die Plexiglasabdeckung ist nur mit vier Schrauben gesichert. Dann noch ein Gemälde in Angers, eines in Mannheim und eines in Belgien, alle von bekannten flämischen Malern der Renaissance, und zwischendurch ein paar Porzellanstatuetten.

Anne-Catherine ist seit der Festnahme vorsichtiger geworden, manchmal wischt sie sogar seine Fußabdrücke weg, am liebsten wäre ihr, er würde gar nicht mehr stehlen. Doch er kann einfach nicht aufhören.

Wieso auch? Das Gericht in Luzern hat die beiden inzwischen in Abwesenheit zu einer lächerlichen Strafe verurteilt: acht Monate auf Bewährung für ihn, einen Monat für sie. Und drei Jahre lang dürfen sie nicht mehr in die Schweiz einreisen. Das milde Urteil bestärkt Breitwieser in seinem Glauben an seine Unverwundbarkeit.

„Stehlen ist das Einzige, was ich wirklich beherrsche“, sagt er später seinem Biografen Finkel. Und vor seinen schnellen Händen ist tatsächlich nichts sicher: Hosen, Bücher, T-Shirts, Videokassetten, aber vor allem Kunstwerke und -gegenstände.

Er ist besessen von ihnen.

Stéphane Breitwieser ist inmitten von Kunst aufgewachsen. Sein Elternhaus in Wittenheim, einer verschlafenen Kleinstadt im Elsass, ist eingerichtet mit Antiquitäten aus dem 17. und 18. Jahrhundert, überall hängen Gemälde. Das meiste sind Erbstücke, Robert Breitwieser, ein bekannter elsässischer Maler, ist ein entfernter Verwandter. Stéphanes Vater, der als Manager für eine Supermarktkette arbeitet, sammelt Elfenbeinfiguren und historische Waffen. Die Familie besitzt ein Motorboot und geht jeden Winter Ski fahren. Mit seinem Großvater besichtigt er regelmäßig Monumente und Burgen, von denen es hier im Grenzgebiet zwischen Frankreich, Deutschland und der Schweiz viele gibt.

Breitwieser, der 1971 geboren wurde, ist schon als Kind oft unzufrieden und aufbrausend, ein Außenseiter ohne Geschwister. Während die anderen Teenager auf Partys feiern, geht er in Museen, liest Archäologie- und Geschichtsmagazine und interessiert sich für Briefmarken und alte Münzen. Er träumt von einer Vergangenheit, die er nur aus Büchern und von Kunstwerken kennt.

In der Schule hat er Schwierigkeiten, dabei möchte sein strenger Vater, dass er einmal Jurist wird. Wenn seine Noten zu schlecht ausfallen, fälscht er sein Zeugnis, bevor er es zu Hause zeigt. Seine Mutter, eine Krankenschwester, weiß das, aber sie lässt ihrem einzigen Kind fast alles durchgehen. Als sein Vater ihm einen Ferienjob in einer Autofabrik besorgt, wirft er nach einer Woche hin.

SEIN LEBEN WIRD KOMPLETT AUF DEN KOPF gestellt, als sich seine Eltern trennen. Da ist er Anfang 20, hat Abitur und macht kleine Aushilfsjobs. Sein Vater zieht aus und nimmt die meisten Antiquitäten mit, statt aus dem 18. Jahrhundert stammen ihre Möbel jetzt von Ikea. Mit seinem Vater wird er jahrelang kein Wort sprechen.

Breitwieser, der depressive Phasen hat und vorübergehend auch Medikamente nimmt, wird das erste Mal in einem Geschäft beim Stehlen erwischt, er kommt aber mit einer Entschuldigung davon. Er schreibt sich für ein Jurastudium ein, das ihn jedoch kaum interessiert. Er nimmt auch eine Stelle als Wärter im Historischen Museum von Mulhouse an. Nach vier Wochen kündigt er schon wieder, die Arbeit macht ihm, wie so oft, keinen Spaß. Aber in der kurzen Zeit hat er viel darüber gelernt, wie Museen funktionieren und worauf das Wachpersonal achtet. Wie zum Beweis stiehlt er aus der Ausstellung, die er eigentlich bewachen soll, eine 1500 Jahre alte Merowinger-Gürtelschnalle.

In dieser schwierigen Lebensphase lernt er mit 21 Jahren bei einer Feier Anne-Catherine kennen. Die kleine, modisch gekleidete Frau, die sich oft die Haare färbt, kommt aus einfachen Verhältnissen. Sie ist genauso alt wie er, und wie er interessiert sie sich für Archäologie, Kunst und Geschichte. „Ich war sofort in sie verliebt. Wir waren wie Geschwister, wir verstanden uns auf Anhieb“, schreibt er in seiner Autobiografie „Bekenntnisse eines Kunstdiebs“. Er bewundert ihr Aussehen und ihren Geschmack, sie seine Leidenschaft und seinen Wagemut, mit ihm ist das Leben aufregend.

Am Wochenende besichtigen die beiden häufig Schlösser, Ausstellungen oder eines der vielen Museen in der Region. Das kleine Museum der Gemeinde Thann gehört mit seiner Kaffeemühlen-Sammlung, den alten Pilgermünzen und Heiligenskulpturen eher zu den bedeutungsloseren Häusern. Doch im obersten Stockwerk fällt Breitwieser an einem heißen Frühsommertag 1994 sofort ein Stück auf: eine Vorderladerpistole aus dem Jahr 1720 aus Walnussholz mit silbernen Intarsien. Solche Waffen kennt er aus der Sammlung seines Vaters, doch diese hier ist noch schöner. Und die Vitrine hat nicht einmal ein Schloss.

Außer ihnen ist niemand zu sehen, aber er zögert. Anne-Catherine, die sein Zaudern bemerkt, raunt ihm ermutigend zu: „Na los, mach schon, nutz die Gelegenheit!“ So erzählt es



Eine Vorderladerpistole von 1720: Sie lag griffbereit in einer unverschlossenen Vitrine



Im Château du Haut-Koenigsbourg baumelten Armbrüste an der Wand. Man musste sie nur pflücken

Fotos: Getty Images (2); Adobe Stock; Olivier Malbos/The Historical Society "Les Amis de Thann"-Owner of the Documents

Breitwieser jedenfalls später, Anne-Catherine bestreitet das. Er greift nach der Pistole und steckt sie in seinen Rucksack.

Zu Hause reinigt er die Waffe sorgfältig und legt sie neben sein Bett, damit er sie immer im Blick hat. So glücklich hat er sich schon lange nicht mehr gefühlt.

Das Hochgefühl, das er durch den Diebstahl und seine Beute verspürt, ist so ganz anders als sein grauer Alltag, sein Studium hat er schon bald abgebrochen. Anne-Catherine, die Krankenpflegerin werden will, scheitert bei einer wichtigen Prüfung und kann nur als Pflegehelferin in einem Klinikum arbeiten.

Neun Monate später schaut sich das Paar das Château du Haut-Koenigsbourg an, eine märchenhafte elsässische Burg, zu der im Sommer die Touristenmassen strömen. Aber jetzt im Winter ist es kalt und neblig, die beiden sind fast die einzigen Besucher. Im Waffensaal hängt eine gut 300 Jahre alte Armbrust mit auffälligen Intarsien, die nur mit einem Draht an der Wand befestigt ist. Wieder denkt Breitwieser an seinen Vater, wieder ist der Diebstahl ganz einfach. Er handelt so spontan, dass er nicht einmal darüber nachgedacht hat, wie er seine Beute unbemerkt aus der Burg schaffen soll. Erst will er die Waffe unter seinem Mantel verstecken, aber dafür ist sie zu groß. Also öffnen sie ein Fenster und schmeißen sie in das Gestrüpp unterhalb der Burgmauer. Er läuft um das Gebäude und findet im Wald die Armbrust, die erstaunlicherweise fast nicht beschädigt ist.

Zur Befriedigung, die ihm seine Raubzüge verschaffen, gehört es auch, in den Zeitungen über seine Taten zu lesen. Er schreibt sich auf, wie viel die gestohlene Armbrust wert war: 20 000 Francs, heute fast 5000 Euro. Trotzdem denkt er nicht daran, sie zu verkaufen. Breitwieser wird sich selbst immer für einen Kunstsammler halten, nicht für einen gewöhnlichen Dieb.

Obwohl er mit seinen Gelegenheitsjobs wenig Geld verdient und häufig sogar arbeitslos ist, reist er, sooft es geht, mit Anne-Catherine durch Frankreich und das nahe Ausland, vor allem in die Schweiz, aber auch nach Deutschland, Belgien und in die Niederlande. Das Geld dafür bekommt er von seiner Mutter und seinen Großeltern, die ihm regelmäßig etwas zustecken. Um zu sparen, steigen die beiden in billigen Hotels ab, meiden teure Mautstraßen und ernähren sich viel von Pizza. Sie sind ein junges, verliebtes Paar, das sich die Welt anschaut – und nebenbei klaut Stéphane wertvolle Kunstwerke, wo er nur kann.

Anne-Catherine hilft ihm beim Ausspionieren der Museen, und während er Silbergeschirr entwendet, Bilder mit seinem Taschenmesser aus dem Rahmen schraubt oder Bronzefiguren aus der Vitrine hebt, hält sie Ausschau, ob jemand kommt, und warnt ihn mit einem Hüsteln.

Beim Skiurlaub in den Alpen lässt Breitwieser nebenbei aus einem Schloss in Gruyère ein Porträt aus dem 18. Jahrhundert mitgehen, das der deutsche Künstler Christian Wilhelm Dietrich gemalt hat. Bei einer Tour nach Solothurn entwendet er aus dem Kunstmuseum ein Porträt des heiligen Hieronymus, dessen leuchtende Farben es ihm angetan haben.

Stehlen ist für ihn zur Sucht geworden. Dabei bricht er nie nachts in Museen ein, wie man es aus Hollywoodfilmen kennt, sondern er kauft sich eine Eintrittskarte und trägt die Kunstwerke am helllichten Tag heraus. Berühmte Museen wie den Louvre meidet er, dort sind die Sicherheitsvorkehrungen zu gut. Er bevorzugt kleinere Häuser, meistens in der Provinz, die kaum Personal haben und oft so wenig Geld, dass es nicht einmal für eine vernünftige Alarmanlage reicht. Aus seiner Erfahrung als Museumswärter weiß Breitwieser, wo die Kameras und Sensoren installiert sind. Er hat auch gelernt, wann die Wächter und Wächterinnen besonders unaufmerksam sind, nämlich in der Mittagspause zwischen 12 und 14 Uhr, wenn viele beim Essen sind, und abends, kurz bevor die Besucher zum Ausgang strömen.

Die Kunstwerke, die er stiehlt, sind bis auf wenige Ausnahmen eher klein, sodass sie sich leicht verstecken →

und transportieren lassen. Oft reicht ein langer Mantel oder die Handtasche von Anne-Catherine, manchmal stopft er sich ein Bild auch schnell in die Hose.

In Brüssel geht das einmal fast schief: Breitwieser und Anne-Catherine sind schon zum zweiten Mal innerhalb von zwei Wochen im Musée Royal d'Art et d'Histoire. Beim ersten Besuch hat er zwei 500 Jahre alte, in vergoldetes Silber gefasste Nautilusschalen mitgehen lassen. Doch es geht ihm nicht aus dem Kopf, dass er keinen Platz mehr für ein anderes Prunkstück hatte: ein 30 Zentimeter langes Miniatur-Kriegsschiff aus vergoldetem Silber, er schätzt den Wert auf zwei Millionen Franc, fast 500 000 Euro. Deshalb sind sie wiedergekommen. Es ist nicht das erste Mal, dass er mehrmals im gleichen Museum zuschlägt, im Schloss von Gruyère begeht er sogar vier Diebstähle.

Damit sie nicht wiedererkannt werden, hat er sich einen Bart wachsen lassen, Anne-Catherine hat ihre Frisur verändert, beide tragen runde Brillen. Er schafft es tatsächlich, das sperrige Schiff aus der Vitrine zu heben, aus der er vor Wochen schon die anderen Antiquitäten gestohlen hat, und steckt es in Anne-Catherines Handtasche. Dann klaut er auch noch einen großen Kelch. Weil er nicht weiß, wohin damit, steckt er ihn einfach in den linken Ärmel seines Mantels. Wie immer versuchen die beiden möglichst unauffällig zum Ausgang zu gehen. Aber diesmal stellt sich ihnen ein Wärter in den Weg.

Breitwieser und Anne-Catherine bleiben geschockt stehen. Doch der Wachmann will nur ihre Eintrittskarten kontrollieren. Mühsam fingert der Dieb mit einer Hand in seinem Mantel nach den Tickets, er darf jetzt auf keinen Fall den linken Arm heben, dann wäre alles vorbei. Zu seiner Erleichterung bemerkt der Wärter nichts, und sie dürfen weitergehen. Doch Breitwieser hat gelernt, dass es das Beste für einen Dieb ist, sich nicht wie ein Dieb zu verhalten. Statt so schnell wie möglich aus dem Museum zu stürmen, setzen sich die beiden deshalb in die Cafeteria des Museums und essen in Ruhe zu Mittag.

Breitwieser benötigt kein besonderes technisches Wissen, meistens reicht ihm ein Schweizer Taschenmesser, mit dem er Schrauben löst, Drähte durchtrennt oder die Dichtungen von Vitrinen aufschneidet, um das Glas auseinanderschieben zu können. Bei seinen ersten Raubzügen benutzt er sogar seinen Autoschlüssel, weil er nichts anderes dabeihat. Entscheidend ist Schnelligkeit. Wenn er länger als fünf Minuten braucht, bricht er meistens ab.

Sieben Jahre lang ziehen Breitwieser und Anne-Catherine durch halb Europa, begehen mehr als 200 Diebstähle. Sie wohnen immer noch bei seiner Mutter, die inzwischen in ein kleines Haus am Rand von Mulhouse umgezogen ist. Breitwieser und Anne-Catherine haben sich im Dachgeschoss ein ganz besonderes Refugium eingerichtet. Neben ihrem Himmelbett mit goldenen Veloursvorhängen hängen prachtvolle Gemälde aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Die beiden wachen jeden Morgen unter Bildern auf, die Millionen wert sind – unter anderem von Albrecht Dürer, Lucas Cranach dem Jüngeren und Pieter Brueghel dem Älteren. Auf Nachttischen und Kommoden stehen goldene Tabakdosen, Elfenbeinschnitzereien, verzierte Teeservice, Waffen aus dem Mittelalter, Bronzefiguren und mehrere Hundert Jahre alte Hörner und Flöten. Die beiden Zimmer, die die Mutter nicht betreten darf, sind vollgestopft mit ihren Beutestücken.

„Libération" schätzt deren Wert später auf etwa zwei Milliarden Euro, die „New York Times" schreibt von 1,4 Milliarden Dollar, Breitwieser selbst sagt, es seien lediglich rund 20 Millionen gewesen.



Wenn er schwelgend seine Sammlung betrachtet, ist er nicht mehr der junge Mann, der mit Mitte 20 noch bei seiner Mutter lebt. Auch Anne-Catherine ist dann mehr als nur eine Pflegehelferin, die Bettpfannen leert. Auf einem Video, das Breitwieser gedreht hat, rekelt sie sich auf dem Himmelbett und verkündet: „Das ist mein Königreich."

Doch der schöne Schein bekommt mit den Jahren Risse. Anne-Catherine will eine Familie gründen, aber Breitwieser interessieren nur seine Sammlung und seine Beutezüge. Als sie schwanger wird, treibt sie heimlich in den Niederlanden ab. Einige Zeit später findet er zufällig die Rechnung der Klinik. Wutentbrannt fährt er in das Krankenhaus, in dem sie arbeitet, und schlägt sie. Der Mann, den die französischen Medien später den „Arsène Lupin der Museen" nennen, weil er wie der berühmte Meisterdieb nie Gewalt anwendet, ist in Wahrheit ein jähzorniger Mensch. Anne-Catherine zieht aus, aber nicht für lange. Schon nach vier Monaten kehrt sie zu Breitwieser zurück, der sie ständig angerufen und angefleht hat. Mit den Diebstählen möchte sie allerdings nichts mehr zu tun haben.

Breitwieser fährt inzwischen jeden Wochentag in die Schweiz, wo er als Kellner arbeitet. Das Geld, das er verdient, würde für ein gutes Leben mit seiner Freundin reichen, aber er kann nicht aufhören mit dem Stehlen, obwohl in den Zimmern kaum noch Platz ist. „Sobald ich das Kunstwerk in meinen Händen hielt, verschaffte es mir ein Machtgefühl, das ebenso stark war wie ein Orgasmus", schreibt er in seiner Autobiografie.

IM NOVEMBER 2001 klettert er im Richard-Wagner-Museum in Luzern auf einen Heizkörper und nimmt ein mehr als 400 Jahre altes Jagdhorn aus einer Vitrine. Als er seine Beute zu Hause stolz Anne-Catherine präsentiert, ist sie außer sich. Breitwieser hat beim Diebstahl keine Handschuhe getragen, ausgerechnet in Luzern. Dort, wo die Polizei in jenem Mai vor vier Jahren seine Fingerabdrücke erfasst hat.

Zwei Tage später betritt Anne-Catherine mit einem Taschentuch die prachtvolle Villa am Vierwaldstätter See, in der das Museum liegt. Während sie innen die Spuren verwischt, läuft Breitweiser draußen nervös auf und ab.



Ein Rentner hatte im Rhein-Rhône-Kanal etwas funkeln sehen. Die Polizei fand bald darauf noch viel mehr Funkelndes. Der Mann, aus dessen Zimmer alles stammte, wurde später zum Haftrichter geführt

Fotos: Cedric Joubert/AP; Jo ffet Emmanuel/SIPA; Amt für Kulturgüter, Staat Freiburg, Jean Mülhauser; Musée de Valence, Eric Caillet; Olivier Maire/KEYSTONE; Museum Luzern; AFP; ImageStudio Royal Museums of Art and History, Brussel

Ihm fällt ein älterer Mann auf, der seinen Hund Gassi führt, Breitwieser komisch fixiert und dann im Museum verschwindet. Bald darauf sieht er Anne-Catherine aus der Villa kommen, sie wirkt nervös und gestikuliert. Bevor Breitwieser versteht, was los ist, steht neben ihm schon ein Polizeiauto, und er wird festgenommen. Seine Freundin entkommt unbemerkt.

Auf dem Kommissariat erfährt er später, dass der Hundehalter ihn verdächtig fand und die Kassiererin verständigte. Beim Blick aus dem Fenster erkannte sie den Mann wieder, der zwei Tage vorher schon einmal im Museum gewesen war, als das Horn verschwand. Breitwieser kommt in Untersuchungshaft, doch obwohl er labil ist, schweigt er. Er will Anne-Catherine nicht verraten und vor allem nicht, welche Schätze er zu Hause hortet. Noch hofft er, dass er nur für den Diebstahl des Horns angeklagt wird.

Während Breitwieser in der Schweiz im Gefängnis sitzt, geht ein Rentner nicht weit von Straßburg am Rhein-Rhône-Kanal spazieren. Die schmale Wasserstraße, die schon im 19. Jahrhundert fertiggestellt wurde, liegt hier versteckt zwischen Bäumen. Im Licht der untergehenden Sonne sieht der Mann etwas im Wasser glitzern, das er für eine Radkappe hält. Doch bevor er genauer erkennen kann, was es ist, wird es dunkel. Am nächsten Tag kommt der Spaziergänger wieder, mit einem langen Rechen fischt er vier silberne Kelche und einen Dolch aus dem Kanal. Die Polizei schickt mehrere Beamte. Schnell wird klar, welche Dimension der Fund hat. In den nächsten Wochen durchsuchen auch Taucher einer Spezialeinheit das brackige Wasser, später wird sogar ein Teil des Kanals trockengelegt. Sie finden Holzstatuen, goldene Schnupftabakdosen, Silbermünzen, alte Musikinstrumente, vergoldete Pokale und mehr als hundert weitere ⟶

Das Bildnis der Sibylle von Cleve wurde Mitte des 16. Jahrhunderts von Lucas Cranach dem Jüngeren erschaffen. Beseitigt wurde es ein paar Hundert Jahre später – womöglich von Breitwiesers Mutter



Kunstgegenstände, die jemand in den Kanal geworfen hat wie lästigen Hausmüll. Die französischen Ermittler finden heraus, dass alle Gegenstände gestohlen worden waren, sie schätzen ihren Wert auf 40 Millionen Euro, aber bald geraten die Ermittlungen ins Stocken.

Doch Mitte Januar hört der Schweizer Polizist, der Breitwieser verhört, in den Medien von dem ungewöhnlichen Schatz aus dem Kanal. Auf den Fotos erkennt er eine Münze, die in der Schweiz geklaut wurde. Jetzt wird ihm klar, wieso die Durchsuchung von Breitwiesers Zimmern vor einigen Wochen nichts ergeben hat und die Räume leer waren.

Als er ihm Bilder von den Funden zeigt, bricht Breitwieser zusammen. Er ist verzweifelt: Anne-Catherine oder seine Mutter oder beide zusammen müssen tatsächlich seine geliebte Sammlung oder zumindest große Teile davon in den Kanal geworfen haben, um Spuren zu vernichten.

Am Ende gesteht Breitwieser alles. Er wird in Luzern zu vier Jahren Haft verurteilt. Nach drei Jahren wird er im Sommer 2004 nach Straßburg überführt, wo einige Monate später ein weiterer Prozess gegen ihn beginnt wegen seiner Diebstähle in Frankreich.

Vor Gericht sieht er das erste Mal Anne-Catherine wieder. Sie leugnet jede Beteiligung an den Taten, nicht einmal von den Kunstwerken bei ihnen im Dachgeschoss will sie gewusst haben, und sie nennt Breitwieser „ein Monster“. Doch was ihn am härtesten trifft: Sie hat ein Kind von einem anderen Mann bekommen.

Seine Mutter verstrickt sich in Widersprüche, mal habe sie nichts von den Kunstwerken in ihrem Haus mitbekommen, dann dachte sie angeblich, sie stammten von Flohmärkten. Dabei hat sie vorher schon der Polizei erzählt, dass sie nachts zum Kanal gefahren ist und die Kunstgegenstände ins Wasser geworfen hat, als sie von der Verhaftung ihres Sohnes erfahren hat: „Ich wollte meinen Sohn bestrafen für all das Leid, das er mir angetan hat.“ Aber vielleicht will sie auch nur sich selbst schützen.

Bis zum Schluss bleibt unklar, was mit den ungefähr 80 Gemälden passiert ist, die nicht mehr gefunden wurden. Es gibt Hinweise darauf, dass die Mutter sie in einem Wald verbrannt oder im Müll entsorgt hat, darunter das teuerste Bild der Sammlung: ein Porträt der Kurfürstin Sibylle von Cleve von Lucas Cranach dem Jüngeren aus dem 16. Jahrhundert, das Breitwieser an seinem 24. Geburtstag aus dem Neuen Schloss in Baden-Baden gestohlen hatte.

Im Straßburger Prozess wird Breitwieser zu drei weiteren Jahren Gefängnis verurteilt, davon zehn Monate auf Bewährung. Seine Mutter erhält für die Zerstörung der Kunstwerke drei Jahre Haft, muss aber nur vier Monate hinter Gitter. Anne-Catherine bekommt eine Freiheitsstrafe von 18 Monaten, davon zwölf auf Bewährung. Am Ende verbringt sie nur eine einzige Nacht in einer Strafanstalt.

Nachdem er seine Strafe abgesessen hat, arbeitet Breitwieser eine Zeit lang als Pizzabote, Holzfäller, Putzmann und Kellner, aber die meiste Zeit lebt er von Sozialhilfe. Und von seiner Mutter, mit der er sich wieder vertragen hat. Sie kauft ihm sogar ein Auto und zahlt die Miete für seine kleine Wohnung.

Aber bald ist die Sucht stärker. Er stiehlt wieder, kommt wieder ins Gefängnis, stiehlt wieder, kommt wieder ins Gefängnis. Der Teufelskreis hört nicht auf. Und diesmal ist es schlimmer: 2019 wird er erwischt, weil er einen antiken Briefbeschwerer, den er aus einem Museum geklaut hat, auf Ebay verkaufen will. Bei der Hausdurchsuchung findet die Polizei Münzen aus der Römerzeit, weitere Antiquitäten und 163 000 Euro in bar.

Im März 2023 steht Breitwieser zum vorerst letzten Mal vor Gericht. Vor dem Gebäude hat er noch zwei Journalistinnen bespuckt und geschlagen, die ihn etwas fragen wollten. Er wird zu 34 Monaten Haft verurteilt, obwohl er der Richterin hoch und heilig versichert hat, dass er diesmal wirklich unschuldig ist: „Ich habe mich geändert.“ ●

Fotos: Urs Flueeler/KEYSTONE; Adobe Stock; Musées d'Angers, Pierre David

FÜR PURES WOHNVERGNÜGEN



JETZT IM HANDEL ODER ONLINE BESTELLEN UNTER

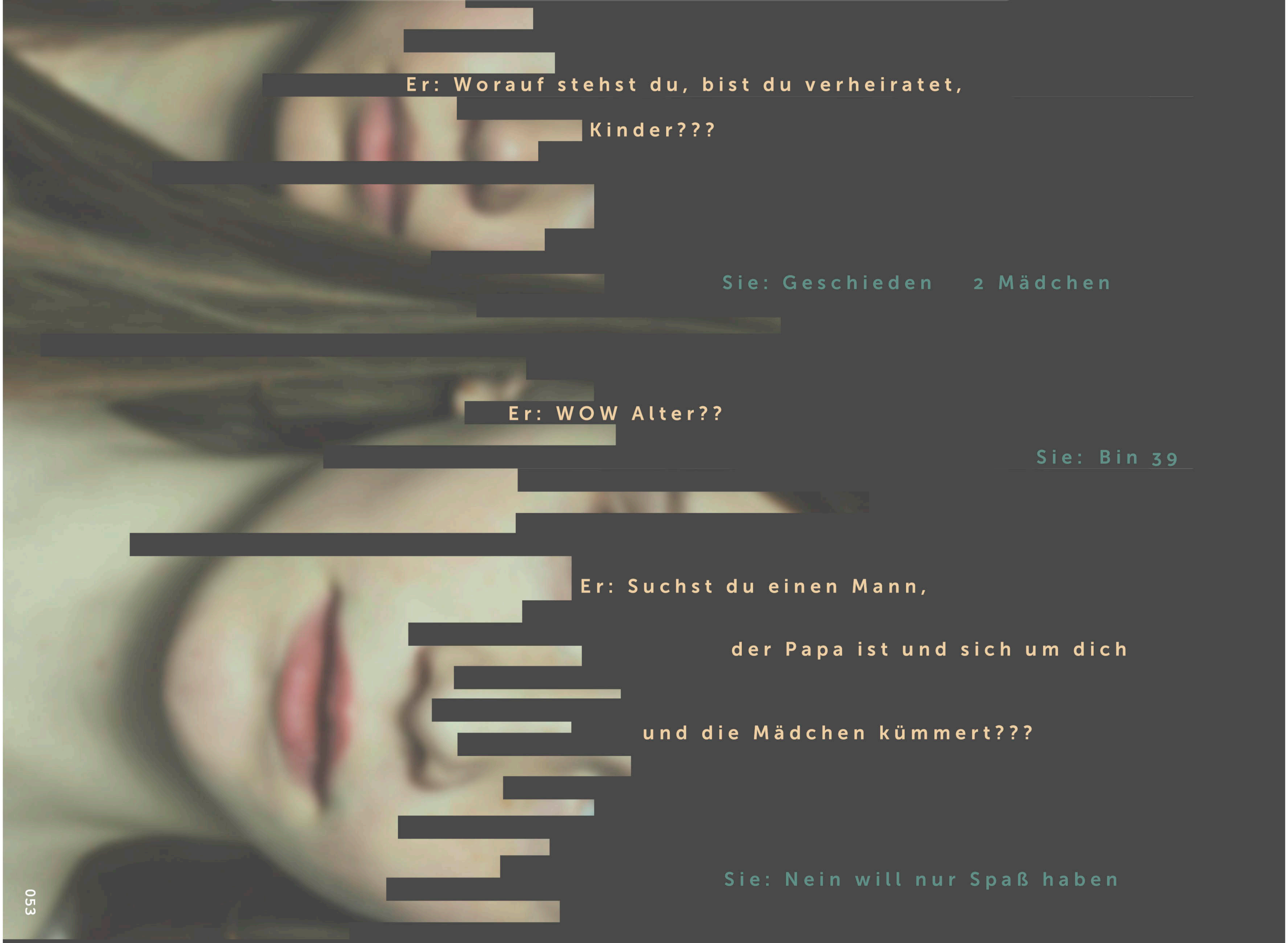
SCHOENER-WOHNEN.DE/AKTUELL

DIE FALLE

Im Netz treffen zwei Menschen aufeinander. Beide sind auf der Suche. Er nach Frauen, sie nach Verbrechern

VON **MARK BOWDEN** FOTOS **GASPER TRINGALE**





Er: Worauf stehst du, bist du verheiratet,

Kinder???

Sie: Geschieden 2 Mädchen

Er: WOW Alter??

Sie: Bin 39

Er: Suchst du einen Mann,

der Papa ist und sich um dich

und die Mädchen kümmert???

Sie: Nein will nur Spaß haben

Für Detective Michele Deery gleicht der Raum, in dem sie arbeitet, einer Höhle. Das passt zu ihrem Job. Sie sitzt in einer Büronische im Keller des Gerichtsgebäudes von Delaware County in Media, Pennsylvania. Das einzige Fenster befindet sich hoch oben an der Wand über einem Aktenschrank und führt in einen Schacht. Hier sitzt sie und chattet mit fremden Männern über ihre abgründigen Gedanken.

Deery ist sportlich, hat große braune Augen und glattes braunes Haar, das ihr über die Schultern fällt. Als sie noch ein Mädchen war, schickten ihre Eltern sie auf katholische Schulen. Inzwischen scherzt ihre Mutter gern, dass sie das Schulgeld zurückwolle. Denn ihre Tochter tummelt sich in den übelsten Räumen des Internets, dort, wo sich Menschen über ihre intimsten und perversesten Fantasien austauschen. Deery gibt sich als Mutter mittleren Alters aus, die ihre zwei vorpubertären Töchter zum Sex anbietet.

Normalerweise dauert es nicht lange. Sobald sie sich einloggt, buhlen Männer um ihre Aufmerksamkeit. Es gibt welche, die einfach nur geil und widerwärtig sind. Und es gibt die Täter. Sie sind es, die Deery in die Falle locken will. Sobald sich einer der Männer aus der virtuellen Welt wagt, droht er eine Grenze zu überschreiten: Aus unmoralisch wird dann rasch kriminell. Aus Fantasien werden Taten. Doch statt einer Mutter mit zwei Töchtern wartet ein Team bewaffneter Polizisten aus Delaware County auf ihn.

Michele Deerys Einheit hat eine fast hundertprozentige Überführungsrate. Ihre Arbeit ist Teil einer US-weiten Initiative. Als Reaktion auf die wachsende Furcht vor sexuellem Missbrauch im Internet richtete das US-Justizministerium im Jahr 1998 die Internet Crimes Against Children Task Force (ICAC) ein. Ein Programm, das lokalen Strafverfolgungsbehörden Zuschüsse bereitstellt, damit sie Straftaten im Internet bekämpfen können. In der Praxis bedeutet das: Die Beamten suchen online nach Menschen, die den Anschein erwecken, als könnten sie ein Verbrechen begehen, auch wenn sie es noch nicht begangen haben.

An der Pinnwand über Deerys Schreibtisch hängen Polizeifotos von ihren Verhaftungen: gewöhnlich aussehende Männer, die mit aufgerissenen Augen in die Kamera blicken. Eines dieser Gesichter gehört einem Mann, der in dieser Geschichte „J“ heißen soll. Sowohl Michele Deery als auch J waren bereit, offen und ausführlich zu sprechen; zudem gibt es Abschriften von Chats und polizeilichen Vernehmungen, die ihre Geschichte vervollständigen. Sie führt in eine Grauzone aus Gedanken, Absichten und Neigungen – und in den ebenso düsteren Bereich von Verleitung und Anstiftung. Denn darin liegt die Gefahr von Deerys Polizeiarbeit: dass sie selbst zu einer Form des Missbrauchs werden kann, wenn sich Verfolgerin und Verfolgter in etwas verstricken, das ein unheimliches Eigenleben annimmt.

Kurz vor 18 Uhr am Montag, dem 19. September 2005, machte sich Michele Deery in ihrer Höhle an die Arbeit. Es ist die Zeit, in der viele Männer nach Hause kommen und sich an ihren Computer setzen. Deery loggte sich bei Yahoo ein und navigierte durch die Chaträume. In einem Raum mit dem Namen „Fetisch“ meldete sie sich mit dem Benutzernamen „heatherscutiepies“ an, was übersetzt so viel bedeutet wie: „Heathers Süßmäuse“.

Sie bekam sofort drei Nachrichten von jemandem mit dem Namen „parafling“.

Hallo

Darf ich fragen worauf du stehst oder wonach du suchst?

NICHTS ist für mich tabu

Deerys Interesse war geweckt.

Sie antwortete: *Na ja, warum sagst du mir nicht, worauf du so stehst?*

J war begeistert, als er im Chat sah, dass heatherscutiepies im Bundesstaat Pennsylvania lebte. So wie er. Sie war 39 Jahre alt. Er hatte ihr sofort drei Nachrichten geschickt, und sie hatte ihm geantwortet. Sein Benutzername, parafling, war eine Anspielung auf das motorisierte Paragliding. Er selbst war schon mal mit einem dieser kleinen Fallschirm-Dreirad-Fluggeräte geflogen und hoffte, mit dem Namen in den Chatrooms aufzufallen.

Er saß in einem Vorort von Philadelphia vor dem Computer, im Wohnzimmer eines kleinen, zweistöckigen Reihenhauses. Ein stämmiger Mann von 42 Jahren mit Stiernacken

Foto: vorherige Seite: stern Montage: Oleg Doroshenko/Dreamstime.com

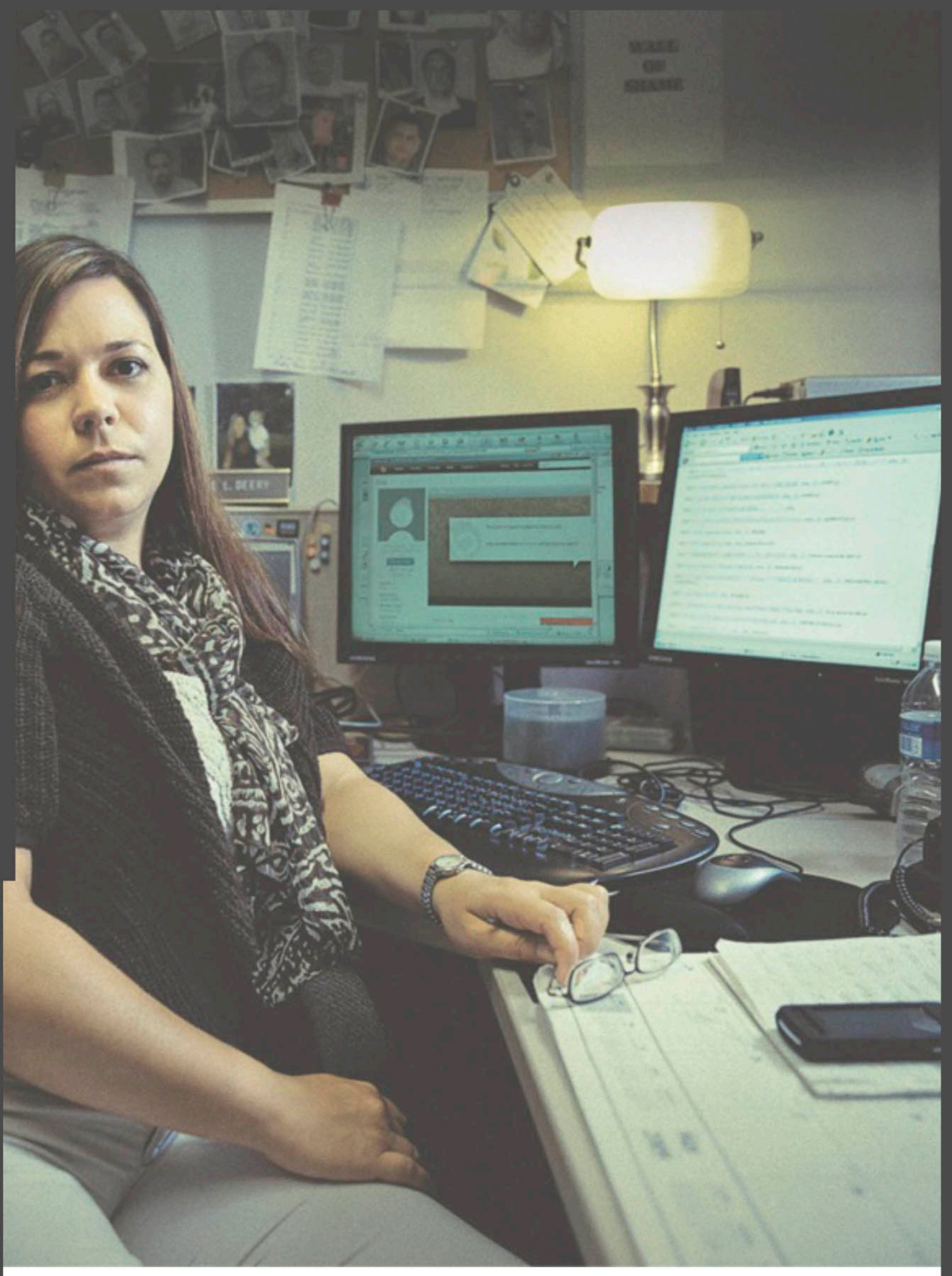
Er: Hallo

Darf ich fragen worauf du stehst

oder wonach du suchst?

NICHTS ist für mich tabu

Sie: Na ja, warum sagst du mir nicht, worauf du so stehst?



Der Job von Michele Deery ist es, sich in den übelsten Räumen des Internets zu tummeln

und breiten Schultern, schütterem Haar und Ziegenbart. J hatte einen langen Tag hinter sich. Er arbeitete als Techniker für Kopiergeräte und war von einem Kunden zum nächsten gefahren. In etwa einer Stunde würde seine Frau von ihrem Job im örtlichen Krankenhaus nach Hause kommen. Dann würde er sich bis 20 Uhr mit ihr beschäftigen müssen, bevor sie sich nach oben zurückziehen würde. Sie ahnte nichts von dem Cybersex-Leben ihres Ehemanns.

J schlief nicht viel. Die Steroide, die er sich zum Muskelaufbau spritzte, ließen sein Herz rasen und steigerten seine Lust. Das Internet war sein einziges Ventil und für ihn regelrecht zum Zwang geworden. In Sex-Chatrooms suchte er nach einer Frau, mit der er schmutzige Nachrichten austauschen, sich gemeinsam Fantasien hingeben konnte. J genoss diese Phase der Erregung, anschließend masturbierte er. Das war seine Routine. Das war sein Sexleben.

Im Laufe der Jahre hatte er einiges über die Frauen gelernt, die sich in Sex-Chatrooms herumtrieben. Sie waren schreckhaft. J war davon überzeugt, dass jeder Mensch in seinem Innersten ein besonderes sexuelles Verlangen hatte. Sein eigenes Leben gab ihm Grund zu dieser Annahme. Als Teenager hatte er fünf Jahre lang etwas mit einem älteren Mädchen gehabt, das auf SM stand. In dieser Hinsicht, da war ⟶

sich J sicher, unterschieden sich Frauen nicht von Männern. Sie waren bloß zurückhaltender damit, ihre Neigungen zu offenbaren. Diejenigen, die sich in die Fetischräume begaben, hatten sehr spezifische Wünsche. Männer waren scharf und für alles zu haben – das traf zweifellos auf J zu –, Frauen aber wollten ein ganz bestimmtes Bedürfnis befriedigen. Er wusste, wenn er die Frage von heatherscutiepies falsch beantwortete, würde sie ihm nicht mehr schreiben. Ihre Frage war ein vorsichtiges Abtasten. Entscheidend war seine Reaktion.

J hatte sich online mit anderen Männern darüber ausgetauscht, wie man am besten vorgehen sollte, wenn man zum ersten Mal mit einer Frau schrieb. Die sicherste Methode schien darin zu bestehen, einfach zu behaupten, dass man auf „alles" stehe, und zwar von Anfang an.

Er schrieb: *Ich steh auf fesseln S/M Breeding Inzest junge Mädchen Vergewaltigung Spanking – auf alles eben*

Neun Sekunden später kam ihre Antwort: *Cool.*

Dann stellte sie noch eine Frage: *Wo in PA?*

Er: *Westlich von Philly. Du?*

Sie: *Oh wie witzig wohne im Vorort … Bin neulich aus der Stadt rausgezogen.*

Nur einmal hatten seine Chats zu einer echten Begegnung geführt. Drei Jahre war das her. Es war unangenehm gewesen. Sie hatten Sex gehabt, und er hatte das getan, was sie von ihm verlangte. Aber J war klar, dass er es nicht wiederholen würde. Die Fantasie hatte ihm besser gefallen. Doch das war vor den Steroiden gewesen.

Nun trieb ihn das schiere Ausmaß seiner Lust an seine Grenzen. Einer seiner Kollegen, ein ehemaliger Marine, hatte ihm erklärt, dass Frauen sich zu muskulösen Männern hingezogen fühlten. Woraufhin sich J aufs Bodybuilding gestürzt hatte. Er stemmte Gewichte, schluckte Wachstumspräparate und ignorierte sämtliche Dosierungshinweise. Das Ergebnis war beeindruckend: Nacken, Schultern und Arme spannten unter seinem Hemd. Auf Frauen allerdings hatte es keine Auswirkungen. Es verstärkte bloß sein Verlangen. Die Nachricht, dass heatherscutiepies in seiner Nähe lebte – eine echte Frau –, erregte ihn.

Heatherscutiepies schrieb ihm eine weitere Nachricht:

Je eins deiner Tabus ausprobiert oder nur Fantasie?

Er schrieb: *Ja hatte Sex mit meiner Cousine und vor ca. 10 Jahren habe ich eine verheiratete Frau geschwängert, weil ihr Mann nicht wollte, also habe ich es getan, lol, und danach nie wieder von ihr gehört*

Nichts davon stimmte. J aber hatte aus früheren Gesprächen gelernt, dass Frauen nicht mehr reagierten, wenn er zugab, etwas noch nie ausprobiert zu haben. Nach all den Jahren in Sex-Chats begab er sich mühelos ins Reich der Lügen. Zwei Tabus hatte er bereits angesprochen: Inzest und „Breeding" – ungeschützter Sex mit einer Frau, um sie zu schwängern. Alles, was er von heatherscutiepies wusste, war ihr Benutzername, dass sie in der Nähe wohnte und 39 war. Er musste herausfinden, worauf sie abfuhr. Zunächst würde er sie nach etwas Sexuellem fragen und dann nach etwas Gewöhnlichem aus ihrem Leben. Das sollte seine Bereitschaft signalisieren, über alles zu sprechen.



Er schrieb: *Worauf stehst du,,,,,,,,,,,bist du verheiratet,,,,Kinder???*

Sie schrieb: *Geschieden 2 Mädchen*

Er: *WOW Alter??*

Sie: *Bin 39*

Er: *Nein sorry ich meinte Mädchen, lol*

Sie: *8 11*

J schrieb drei Zeilen in schneller Folge:

Hab dein Alter gesehn

yummmmmmmmmm

Sag mir wie du aussiehst??

Er bat um ein Foto. Woraufhin sie antwortete: *Wenn ich dich 1 bisschen besser kenne, schick ich dir eins*

Er schrieb: *Suchst du einen Mann, der Papa ist und sich um dich und die Mädchen kümmert???*

Sie: *Nein will nur Spaß haben*

Er: *ok kannst du dich mir einfach beschreiben, ich respektiere das*

Sie: *Will keine dauerhafte Beziehung hier*

Er: *cool*

J kam der Sache näher. Sie hatte zwei kleine Mädchen, die cutiepies in ihrem Benutzernamen waren offenbar ihre Töchter. Falls sie das anmachte, war er weder schockiert noch abgestoßen. Die Chatrooms hatten ihn abgestumpft. Er war noch nie durch Bilder erregt worden. Er war nicht pornosüchtig. Was ihn heißmachte, war eine Frau, die für ihn ihre dunkelsten Sehnsüchte offenlegte. Seine Chatpartnerin sollte sich frei fühlen, alles mit ihm wagen. Um sie so weit zu kriegen, würde er zu allem werden, was heatherscutiepies wollte. Der Plan war, sie heißzumachen. Dann konnte er sich behutsam an einige der Dinge herantasten, auf die er selbst stand.

Er tippte zwei Nachrichten:

Willst du gern zusammen ins Bett und dass ich es dir und den Mädchen besorge??

Vielleicht Breeding für dich und die ältere oder so?

Er bekam vier Antworten von heatherscutiepies in kurzer Abfolge:

ja
kein Breeding gerade
Lieber Gott
Bin so schon knapp bei Kasse

Michele Deery war sich sicher, einen Volltreffer gelandet zu haben. Nachdem sie den Chat mit parafling beendet hatte, beantragte sie beim Gericht eine Vollmacht, um seine IP-Adresse von seinem Internetprovider zu erhalten. Gleich zu Beginn hatte er „junge Mädchen" geschrieben. Das war wichtig. Die Vorschriften verboten ihr, kriminelle Handlungen vorzuschlagen. Aber er hatte es von sich aus angesprochen. Dann hatte er nach ihren „Mädchen" gefragt, und als sie ihm deren Alter genannt hatte, antwortete er: „yummmmmmmmm".

Bei näherer Betrachtung war es jedoch etwas weniger eindeutig: Manchmal, wenn zwei Personen gleichzeitig tippen, überschneiden sich die Dialoge mit leichter Verzögerung. Als Deery ihm von ihren zwei Mädchen schrieb, fragte er zunächst: „WOW Alter?" Sie antwortete sofort: „Bin 39", weil sie dachte, er habe sie gemeint. Diese Zeile wurde um 17:57:07 Uhr abgeschickt. Acht Sekunden später korrigierte er sich: „Nein sorry ich meinte die Mädchen, lol", und tippte dann in den nächsten elf Sekunden zwei weitere Nachrichten: „Hab das Alter gesehn" und „yummmmmmmmm". Zwischen diesen Antworten, um 17:57:20 Uhr, hatte sie „8 11" getippt. Sein Kommentar „Hab das Alter gesehn" kam eine Sekunde, nachdem sie das Alter ihrer Mädchen angegeben hatte, also hatten sie diese Zeilen praktisch gleichzeitig geschrieben, sein „yummmmmmmmm" kam fünf Sekunden später. Hatte er also auf ihres oder das Alter der Mädchen reagiert? Auf dem Chatausdruck sollte es so aussehen, als sei es das Alter der Mädchen gewesen.

Etwas deutlicher wurde es 13 Sekunden danach, als er nach ihrem Aussehen und einem Foto fragte. Sein Fokus schien vor allem auf ihr zu liegen. Aber als er dann fragte, ob sie wolle, dass er sich „kümmert", hatte er die Mädchen mit einbezogen. Worauf zielte diese Frage ab? Hatte er es auf die Mädchen abgesehen? Oder wollte er wissen, ob sie einen Sugardaddy suchte – jemanden, der sie und die Mädchen finanziell versorgt? Es gab viel Raum für Interpretation. Doch dann hatte er von sich aus erwähnt, es ihr und den Mädchen „besorgen" zu wollen. Das war der Beweis: Parafling wollte zwei Minderjährige missbrauchen.

Als Nächstes schickte er ihr eine Beschreibung seiner Person, einschließlich seiner Penisgröße – „18 cm". Warum übertreiben sie alle?, fragte sich Deery. Es war so öde. Er drängte auf mehr Informationen und fragte nach ihren „Maßen".

Deery antwortete, dass sie ihre Maße nicht kenne.

Das kam J seltsam vor. Aber wer im Internet war nicht seltsam? Immer wieder wich sie ihm aus.

Er schrieb: *LOL dann sag mir ob und wann wir uns treffen und wie du's willst*

Auch dieses Mal verriet sie ihm nicht genau, worauf sie stand. Also betrieb J weiter Small Talk. Er fragte sie nach ihren zwei Jobs – sie hatte ihm geschrieben, dass sie zu Hause Haare schneiden und abends als Barkeeperin arbeiten würde – und versuchte dann, ihr zu versichern, dass er offen, ehrlich und seriös sei. Zum ersten Mal seit Jahren spielte er mit dem Gedanken, eine Frau nicht nur online, sondern in echt zu treffen.

Er: *Suche genau das was du anbietest, keine Bedingungen, nix festes, bin hier wann immer du willst um dich und die Mädchen glücklich zu machen*

Sie: *hast du schon mal mit jungen Mädchen gespielt?*

Diese Heather wollte, dass er über ihre Mädchen sprach. Für ihn war klar: Es gab sie nur als Gesamtpaket. Zusammen mit ihren Süßmäusen oder gar nicht. Und J war bereit, sich auf dieses Spiel einzulassen. Ihre Fantasie anzuregen, um zu bekommen, was er eigentlich wollte: Sie allein treffen und mit ihr Sex haben. Also log er sie an. Er schrieb ihr, er habe einmal die Vulva eines neunjährigen Mädchens geleckt.

Sie antwortete ihm: *ok*

Danach kam J sofort wieder auf sein bevorzugtes Szenario zurück.

Er: *Ich möchte dich zuerst haben, dann dich und die Mädchen oder womit auch immer du dich wohl fühlst. Wir würden so weit gehen wie du willst.*

Sie: *Du machst das also nicht zum 1. mal*

Er: *Ist über 10 Jahre her aber ich komm da schon wieder rein, lol*

Sie: *lol*

Sie fragte ihn nach seiner Ehe, und J schrieb, dass seine Frau „auf gar nichts steht, ich meine auf gar nichts. Sie weiß nichts von mir hier". →

Er schrieb: *also wird alles was wir tun zwischen dir und mir sein baby*

Sie: *cool*

Er: *Oh ich komme viel rum und fahre den ganzen tag ich könnte dich tagsüber treffen selbst wenn die Mädchen nicht da sind*

Sie: *Sie kommen um 3 nach haus die schule ist direkt um die Ecke*

J sah ein Muster. Sobald er erwähnte, dass er Sex mit ihr allein wollte, brachte sie die Mädchen ins Spiel. Damit konnte er arbeiten.

Er schrieb: *dann am Abend oder am Wochenende, ich kann es dir und den Mädchen besorgen, hinter geschlossenen Vorhängen… ich könnte es mit dir am Morgen machen, dann wieder mit ihnen, lol ich bin flexibel, Schätzchen*

Sie: *Du bist ziemlich kreativ*

J hatte verstanden, was sie wollte. Er gab Heather genau das, von dem er dachte, dass sie es wollte. Er erfand ein Szenario, in dem er Sex mit ihr hätte und dann die Mädchen vergewaltigte. Die Details sind so bildhaft und ekelerregend, dass sie hier nicht wiedergegeben werden sollen.

Für J war das alles nicht völlig neu. In den vorangegangenen Wochen hatte er mit anderen Frauen über Ähnliches gechattet. Er stellte Heather gezielt Fragen über den Körperbau ihrer Mädchen. Dann kehrte er zurück zu seinen eigenen erotischen Fantasien. Er fragte Heather, ob sie gefesselt werden möchte oder Klammern an ihren Brustwarzen wolle.

Sie schrieb drei aufeinanderfolgende Zeilen:

Nicht unbedingt nein

Kommt wohl drauf an

Wie bist du zu jungen Mädchen gekommen? bist du auch so aufgewachsen?

Und schon wieder die Mädchen. Das schien ihre Fixierung zu sein, ihr Verlangen, das ihr keine Ruhe ließ. J ließ sich darauf ein. Seine Fantasie kannte keine Grenzen. Er würde ihr Spiel mitspielen. Die Aussicht, sie im wirklichen Leben zu treffen und echten Sex zu haben, war plötzlich zum unwiderstehlichen Antrieb geworden. Er beschwor ein besonders krasses Szenario herauf, in dem er ein Kind entjungferte.

Sie antwortete: *Schön*

Er: *Ich weiß dass du das nicht kannst, aber mir gefällt die Idee, eine Mutter zu schwängern und es eines Tages gemeinsam mit dir und unserer Tochter zu treiben*

Sie: *Du scheinst es ernst zu meinen*

J versuchte erneut, ein Rendezvous mit Heather allein zu vereinbaren. Er schlug vor, morgens vorbeizukommen, wenn die Mädchen in der Schule waren.

Sie schrieb: *Bin so gar kein Morgenmensch lol. ich bin eine Nachteule*

J drängte: *Vielleicht willst du deinen Liebhaber auch mal für dich allein haben, lol*

Sie wischte die Idee beiseite: *lol*

Als er auf der Idee eines morgendlichen Treffens zu zweit beharrte, wurde sie unnachgiebig: *Ich bin KEIN MORGENMENSCH, SCHATZ, nicht mein Ding*

J hörte, wie seine Frau die Haustür öffnete, und fuhr schnell den Computer herunter. Er hatte keine Zeit, sich zu verabschieden.

Abends schrieb er Heather viermal. Er entschuldigte sich dafür, dass er sich nicht verabschiedet hatte, erklärte und bekräftigte sein Interesse. Um 22.36 Uhr schrieb er ein „HI baby“, aber es kam keine Antwort. Um 1.01 Uhr versuchte er es noch einmal mit einem hoffnungsvollen: „HI baby hoffe wir können nochmal reden::“

Wieder keine Antwort.

Für J war der Chat mit Heather ein erotisches Spiel. Eine Art Aushandlung ohne Tabus und Verbote, die die Möglichkeit eines realen Treffens beinhaltete. Er habe Sex mit ihr gewollt, sagt er heute, aber nicht ihre Töchter missbrauchen wollen. Aber weil das eine ohne das andere nicht möglich schien, sei er bereit gewesen, das eine zu versprechen, um das andere zu bekommen.

Michele Deery sieht das komplett anders. Für sie gibt es Menschen, die sich sexuell an Kindern vergreifen, und solche, die das nicht tun. Ihr Job ist es, Kinder vor Ersteren zu schützen, vor den Tätern. Um sie ausfindig zu machen, muss sie widerliche virtuelle Orte besuchen, in widerwärtige Rollen schlüpfen und sich auf extrem geschmacklose Gespräche einlassen. Ihre Tarnung bringt die Täter dazu, sich zu offenbaren. Sie schafft lediglich die Gelegenheit. Es war nicht sie, die vorschlug, ihre vermeintlichen Töchtern zu vergewaltigen – das kam von J.

Die Szenarien, die er entwarf, waren ekelhaft und abstoßend. Sie lasen sich wie Beschreibungen von jemandem, der sich mit der Vergewaltigung von Kindern auskannte. Sie waren schon nach vagen Aufforderungen wie „Gibt es etwas, das du ausprobieren willst, aber noch nicht getan hast?“ aus ihm herausgesprudelt. Aus ihrer Sicht könnte dieses Arschloch ein gefährlicher Sexualstraftäter sein. Dass er darauf bestand, sie allein zu treffen, hielt sie für einen Trick. Sexualstraftäter wurden immer vorsichtiger. Sie kannten die Methoden der Polizei. Er wollte sie nur allein treffen, glaubte sie, um sicherzugehen, dass sie keine Polizistin war, bevor er dann den nächsten Schritt unternehmen würde. Die Herausforderung für sie lag darin, ihn dazu zu bringen, seine Wünsche in die Tat umzusetzen – und ihn aus dem Chat hinaus in die Wirklichkeit, in die reale Welt zu locken.

Am nächsten Morgen sah J ihre beruhigende Antwort: *Kein Ding… lass mich einfach wissen, wann du hier bist.*

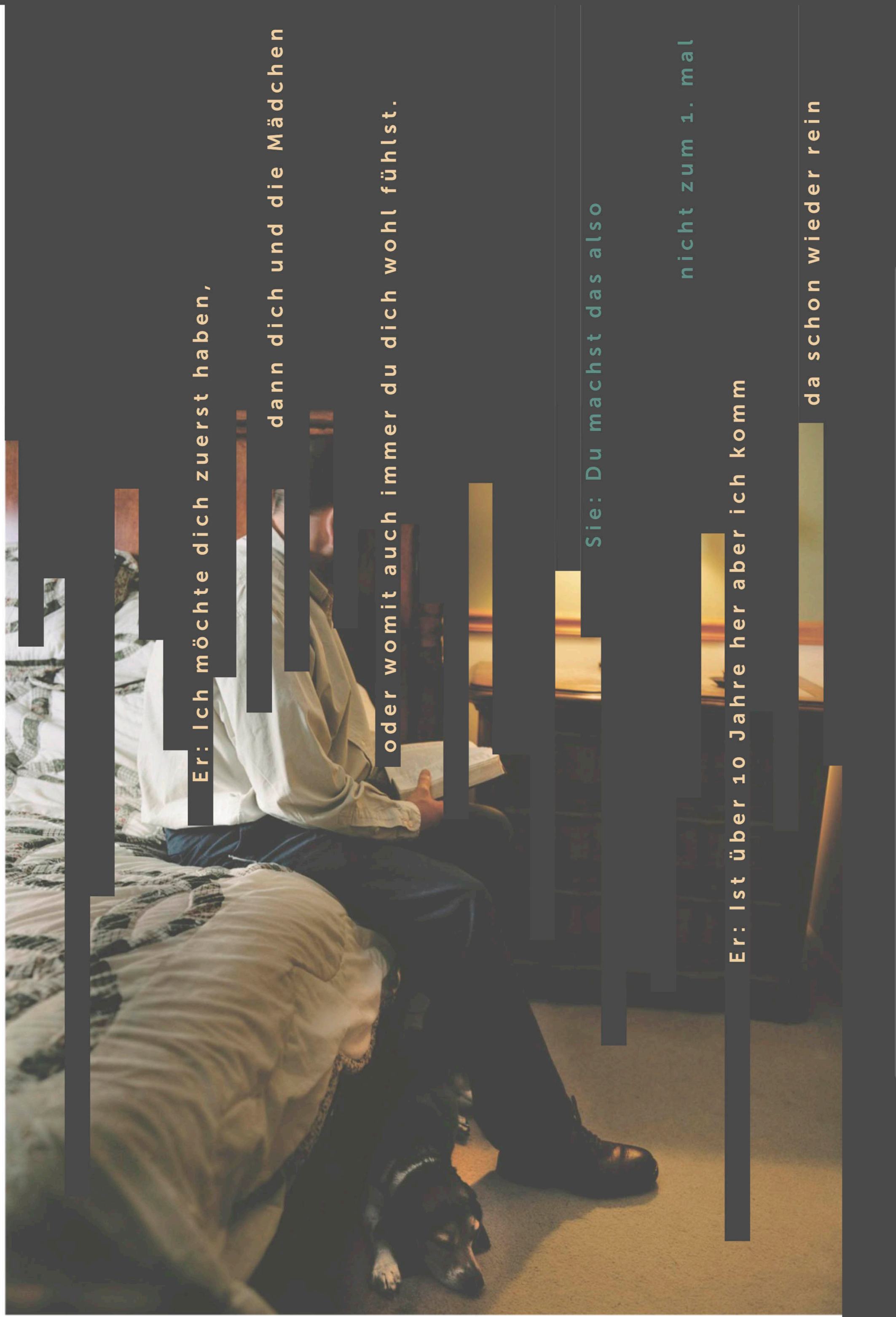
J antwortete ihr sofort: *Ich will dich verdammt noch mal so sehr BITTE bleib dran*

Seine Frau war gerade dabei, aus dem Haus zu gehen. Wenige Minuten später kehrte J an den Computer zurück. Sehr anschaulich beschrieb er, was er mit Heather anstellen wollte.

Ihre Reaktion war skeptisch: *o?*

Und sofort brachte J wieder die Töchter ins Spiel: *Das willst du nicht, Liebling, ABER du weißt, was ich wirklich will?????*

Sie: *Was?* →



Im Netz nannte er sich „parafling“ und kannte keine Tabus. Wie weit aber wäre er wirklich gegangen?

Er: *Dich und deine Töchter glücklich machen.*

Er bot ihr an, sie noch am selben Tag zu besuchen, und begann wieder mit einer Litanei von sexuellen Praktiken, die er gern mit ihr, mit Heather umsetzen würde. Er schlug vor, dass sie ihm danach Bilder von ihren Töchtern zeigen könnte, woraufhin sie sich beschwerte: *Dein Hin und Her verwirrt mich... ich mein, es scheint, als ob du mehr auf mich stehst als auf uns alle... das ist alles.*

J machte schnell einen Rückzieher: *NEIN NEIN,,,,,,, möchte dich zuerst glücklich machen und den Ball ins Rollen bringen, das ist alles, es wird schwer, mit dir und ihnen zusammen zu sein, zum ersten Mal, ich mein ja nur, ich möchte dich zuerst, dann die Mädchen immer wieder YUMMMMMMMMMMMMMM*

Einen Monat lang ging es so weiter. Wenn er davon sprach, mit ihr allein Sex haben zu wollen, wich sie zurück. Woraufhin er Szenarien mit ihr und den Mädchen ausmalte, aber immer wieder auf seinen bevorzugten Plan für ein Date zu zweit zurückkam.

Sie lenkte das Thema immer wieder auf ihre Töchter: *Was soll ich den Mädchen sagen? Das will ich wirklich wissen*

Als er sie beharrlich aufforderte, sich selbst zu beschreiben, beschwerte sie sich: *Du nervst mich jetzt*

Deery steckte in einer Sackgasse. Seit Wochen saß sie in ihrer Höhle im Gerichtsgebäude und chattete mit diesem Typen. Es würde nicht reichen, ein Treffen mit ihm ohne ihre vermeintlichen Töchter zu arrangieren. Selbst wenn parafling ein Perverser sein sollte – es war kein Verbrechen, sich mit einer erwachsenen Frau zum Sex zu verabreden. Wenn er ausschließlich mit ihr schlafen wollte, brauchte er das nur zuzugeben, und sie würde ihre Ermittlungen sofort einstellen. Immer wieder bot sie ihm einen Ausweg an.

Sie schrieb: *ok ich glaube ich verstehe .. was auch immer du willst .. es liegt bei dir*

Er antwortete: *Nun, ich würde dich gern treffen, mit dir Liebe machen und dann wiederkommen, um deine Mädchen zu nehmen. wie das szenario, über das wir gesprochen haben,,,,,, das möchte ich,,,,,, du musst nur damit einverstanden sein*

Und sie: *Ich denk drüber nach... kommt mir irgendwie komisch vor... ich sag Bescheid... aber es wirkt komisch, dass du herkommst, um es mit mir zu treiben... und dann noch mal herkommst, um es mit ihnen zu treiben... find ich fragwürdig.*

Am nächsten Tag gab sie ihm eine Reihe einsilbiger Antworten. Dann tauchte sie ab, war tagelang verschwunden. In der darauffolgenden Woche versuchten sie erneut, ein Treffen zu vereinbaren. Und wieder haderte sie mit seinem Wunsch, sich allein mit ihr zu treffen.

Sie: *Du sagst, dass du nicht nur auf mich stehst, aber ich finds immer noch komisch, dass du nur MICH treffen willst.*

Er: *ok lass es mich erklären, ok,,,, wie ich schon gesagt hab, es ist nur meine Komfortzone,,,,, 3 heiße Frauen, die alle neu sind, könnten zu viel und sehr GEIL sein, lol also habe ich nur VORGESCHLAGEN, dich zuerst zu treffen, um eine Komfortzone zu schaffen,,,,,,,,,,*

Sie verabredeten sich für den nächsten Tag, und J begann mit einer weiteren expliziten Fantasie, die von ihr und den Mädchen handelte. Heather ermutigte ihn, weiterzumachen: *Ich mag, wie kreativ du bist* Und: *erzähl mir mehr* Und dann, unter Bezugnahme auf eine ausführlich beschriebene Szene mit ihrer elf Jahre alten Tochter: *das wird ihr gefallen* Und: *Wie gehts dann weiter?*

Allerdings bemerkte Heather, dass parafling in seinen Fantasien nur Beobachter war, während sie sich an den Mädchen verging. Sie klagte: *hier ist eine Info... ich kann all das ohne dich tun... also bist du eindeutig mehr an mir interessiert als an uns allen, was in Ordnung ist, aber du solltest von Anfang an offen damit sein*

J versuchte, die Situation zu retten, aber Heather zog sich zurück und beschwerte sich: *klingt irgendwie komisch für mich, ich muss los... bis später*

Dann war sie weg.

Während des gesamten Oktobers verschwand Heather immer wieder tagelang, um dann für einen flüchtigen Austausch wieder aufzutauchen. Bis zum Montagnachmittag, dem 24. Oktober, als sie zum ersten Mal auf seine Bitte einging, sich zuerst allein zum Sex zu treffen. Er hatte geschrieben: *Ich habe grad gedacht, dass du und ich uns vielleicht früher treffen könnten,,,,, ich warte in deinem Bett, während du die Mädchen holst und dann die Älteste reinschickst, wenn ich nackt im Bett bin, schließt du die Tür und wartest draußen mit der Jüngsten*

Sie antwortete: *das ist cool*

Nach einer weiteren detaillierten Beschreibung verschiedener Szenarien, sowohl mit ihr als auch mit den Mädchen, wiederholte J: *...also werden wir schnell machen, wenn ich um 2 Uhr da bin, da du die Mädels um 3 Uhr abholen musst, wow ok, schnell, das ist cool*

Sie schrieb: *Warum fragst du mich das immer wieder? erst herkommen, dann weggehen und dann wiederkommen? scheint seltsam zu sein*

Er: *NEIN, ich versuche nur, es für ALLE einfach zu machen, keine Heimlichtuerei.*

Sie: *Hä?*

Er: *bin mit allem einverstanden, was du willst*

Sie: *Was willst du denn? Ich bin frei nach 2 ... habe ich dir eine Million Mal gesagt*

Er: *ok cool*

Sie: *scheint, als ob du wirklich nicht auf die Mädchen stehst, wenn nicht, dann sag das einfach .. alles gut, so oder so*

Wieder versicherte J ihr, dass er sich für sie und ihre Mädchen interessiere. Aber er machte noch einmal deutlich, dass er zuerst sie allein treffen wollte. Sie würden Sex haben, und dann würde sie die Mädchen abholen. Nach wochenlangem Hin und Her ließ sie sich schließlich darauf ein.

Sie verabredeten sich für Freitag, den 28. Oktober, nachmittags auf dem Parkplatz eines Wendy's am MacDade Bou-

levard in der Nähe von Media, dem Ort, in dem Detective Deery arbeitete. Sie bat ihn, Kondome mitzubringen.

Am Morgen des Treffens schrieb er ihr: *Ich hatte letzte Nacht einen verrückten Traum, lol.*

Sie: *Erzähl.*

Er: *Dass du mich reingelegt hast. Du warst bei der Polizei. Ich kam rein und du hast mich verhaftet und ich musste mich umbringen, weil ich nie ins Gefängnis gehen werde.*

Sie: *Liebe Güte! Ist das dein Ernst?*

Es war nur eine kurze Fahrt über die Interstate 476. Bevor J sich auf den Weg machte, duschte er und zog sich eine legere Hose, schicke Schuhe und einen sauberen grauen Pullover an. Er war aufgeregt. In einer Drogerie hatte er Kondome gekauft. Eine Dreierpackung, die kleinste, die es gab. Die Kondome waren in einer Tüte mit Sexspielzeugen: ein Paar Handschellen ohne Schloss, einige Dildos und ein Seil, falls sie doch gefesselt werden wollte. J wollte pünktlich sein. Ihm blieb schließlich nur eine Stunde, um zu ihrem Haus zu fahren und Sex zu haben, bevor sie ihre Töchter holen musste und er verschwinden würde.

Er bog auf den Parkplatz des Restaurants ein und begann rückwärts einzuparken. Plötzlich raste ein Auto heran und schnitt ihm den Weg ab. Dann sah er ein weiteres Auto. Männer mit gezogenen Pistolen stürmten auf ihn zu und schrien: „Raus aus dem Auto! Raus aus dem Auto!“

J dachte an einen Raubüberfall. Aber dann sagte einer der Männer, er sei verhaftet. J stieg aus und wurde sofort gegen die Seite seines Autos gedrückt, durchsucht, mit Handschellen gefesselt und auf den Rücksitz eines SUVs verfrachtet.

Lieutenant David Peifer, Deerys Chef und Leiter der ICAC-Einheit, saß am Steuer. Er war etwa im selben Alter wie J, ein stämmiger Mann mit Bürstenschnitt und Pistole am Gürtel. Er sagte J, dass er wegen der „Anbahnung von Sex mit Kindern“ verhaftet sei.

„Ich hätte diese Kinder nie angefasst“, protestierte J. „Ich hatte kein Interesse an ihnen!“

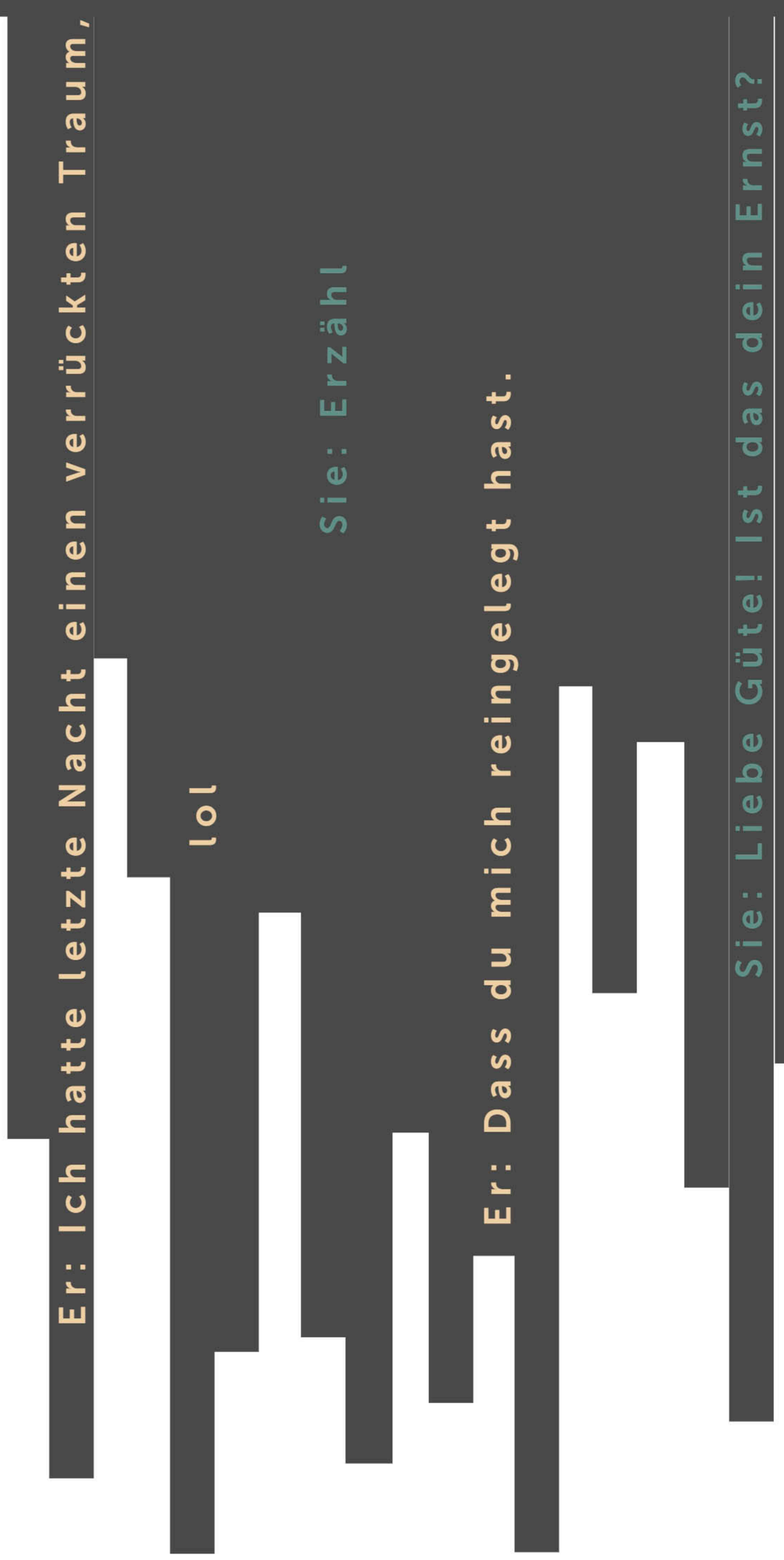
„Das sagen sie alle“, erwiderte Peifer.

J war wütend, verwirrt und verängstigt. Er saß auf einer Bank in Peifers Büro, fühlte sich schutzlos und dumm, seine kräftigen Unterarme waren mit Handschellen an einen Stuhl gefesselt. Als die Polizistin reinkam und sich setzte, wusste J nicht, wer sie war – bis der Kommissar ihm verriet, dass es sich um die Frau handelte, die sich als Heather ausgegeben hatte.

Sie wirkte schüchtern, sprach wenig. Die meiste Zeit redete Pfeifer. J versuchte ruhig zu bleiben. Er erklärte, dass er trotz allem, was er geschrieben hatte, nicht hätte bleiben wollen, um die Mädchen zu missbrauchen.

Deery sagte: „Du hast drei Kondome mitgebracht. Eins für mich und eins für jedes der Mädchen.“

„Die gibt es nur in Dreierpacks“, sagte J. „Man kann sie nicht einzeln kaufen.“



Peifer und Deery gaben J eine Abschrift der Chats, die er mit heatherscutiepies geführt hatte. Dann begannen sie, ihm einige der expliziteren Dinge vorzulesen, die er über die Vergewaltigungen von Kindern geschrieben hatte.

J versuchte verzweifelt, sich zu erklären. „In den Gesprächen ging’s nur darum, das Interesse der Frau zu wecken, sie zu erregen, das war’s“, sagte er.

Eine beschämende und belastende Zeile nach der anderen las Pfeifer ihm vor.

„Ich schwöre bei Gott …“, sagte J. „Ich will die Mädchen nicht. Ich war noch nie an so etwas interessiert, niemals mit irgendjemandem, an keinem Ort, zu keiner Zeit!“

„Das sagt sich leicht, jetzt, wo wir Sie verhaftet haben und Sie hier sitzen und mit der Polizei reden“, sagte Peifer.

„Selbst wenn ich nicht verhaftet worden wäre, würde ich mich nicht für Kinder interessieren. Ich wollte nur, dass die Frau scharf auf mich ist. Ich wollte selbst erregt sein. Mehr nicht. Ich weiß, wie das aussieht. Ich weiß, wie sich das liest, aber …“ ⟶

„Wenn jemand Kinder ins Spiel bringt, warum würde man sonst überhaupt darauf eingehen?“, fragte Peifer.

„Ich weiß“, sagte J niedergeschlagen. „Ich wollte sie nur bei der Stange halten. In meinem Kopf, in meinem Verstand, lief alles ganz anders ab als bei anderen Leuten, schätze ich, weil ich mit einer Frau zusammen sein wollte, nicht mit den Kindern, aber ich wollte … ich wollte meine Chance nicht verpassen auf … auf ein bisschen echte Leidenschaft, und es war falsch von mir, diese Dinge zu schreiben. Ich weiß, nach Ihrer Definition ist es Anbahnung, aber ich kann Ihnen sagen, dass es von mir aus keine Anbahnung war – das habe ich nicht versucht, weil ich mit Herz und Kopf weiß, dass ich unter keinen Umständen je ein Kind anfassen würde und auch nie, nie, nie in irgendeiner Form ein Kind angefasst habe. Das würde ich nie tun oder wollen.“

„Das denkt man aber nicht, wenn man diesen Chat liest“, sagte Peifer.

„Das verstehe ich“, antwortete J. Ihm war bewusst, wie seine Worte wirkten. Doch er begriff immer noch nicht, wie ernst seine Lage tatsächlich war.

Als sie fertig waren, fragte J, wann er nach Hause gehen könne. „Gar nicht“, erklärte der Kommissar in seiner ruhigen, geduldigen Art. „Sie sind verhaftet und kommen heute Abend ins Gefängnis.“

J wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. 16 Anklagepunkte waren ihm zu Last gelegt worden, angefangen bei „versuchter Vergewaltigung“ bis hin zu „Verleitung Minderjähriger zu sexuellen Handlungen“. Sein Anwalt handelte einen Deal aus: J gestand und bekam im Gegenzug dafür eine wesentlich kürzere Haftstrafe, die er zudem in einem relativ harmlosen Bezirksgefängnis absitzen konnte.

Nach einem Jahr wurde J auf Bewährung entlassen, unter der Auflage, dass er zehn Jahre lang wöchentlich zur Therapie gehen müsse. Seine Frau hatte ihn verlassen. Er hatte seinen Job verloren. Sein Gesicht, sein Name, seine Adresse und seine Verurteilung wegen „versuchten sexuellen Missbrauchs von Minderjährigen“ sind auf einer Website für Sexualstraftäter in Pennsylvania aufgeführt.

Heute J ist zutiefst beschämt und verbittert. Noch immer nimmt er seinem Anwalt übel, dass er ihn zu einem Geständnis überredet hat. Dabei ist J gut beraten worden. Er hätte keine Chance auf einen Freispruch gehabt. Im Gegenteil: Bis zu acht Jahre Gefängnis hätten ihm gedroht. Im Prozess wäre er vermutlich als Monster dargestellt worden. So zumindest sehen ihn Michele Deery und der Staatsanwalt des Delaware County.

Dabei wäre es für Deery ein Leichtes gewesen, Js wahre Absichten herauszufinden. Am Tag seiner Festnahme hätte sie ein Abhörgerät tragen und ihm direkt anbieten können, ihn zu ihren vermeintlichen Töchtern nach Hause zu bringen. Ohne die Aussicht auf Sex mit ihr allein. Das hätte seine Absichten ein für alle Mal geklärt. Doch für Deery war diese Überlegung nicht von Belang. „Ich hatte genug, um ihn zu überführen“, sagt sie. „Eine Wanze war nicht nötig.“

J hat sich einiger Dinge schuldig gemacht: Er hat ausführlich beschrieben, zwei Kindern vergewaltigen zu wollen. Er war eine gestörte Seele. Und es besteht die Möglichkeit, dass J sich ohne Behandlung zu einem gefährlichen Menschen entwickelt hätte.

Auf die Frage, was passiert wäre, wenn er, von Lust zerfressen, in einem Raum mit dieser Frau und ihren Kindern gelandet wäre, senkt er den Kopf und denkt lange darüber nach.

„Ich weiß nicht“, sagte er. „Ich weiß, dass ich überhaupt kein sexuelles Interesse an Kindern habe. Ich bete, dass ich nie so weit gegangen wäre. Es war definitiv nicht meine Absicht. Ich hatte vor, mit ihr Sex zu haben und dann zu gehen. Punkt.“

Michele Deery sagt, sie könne sich nicht erinnern, je einen pädophilen Sexualstraftäter verhaftet zu haben, ohne später Missbrauchsdarstellungen an Kindern auf seinem Computer gefunden zu haben. J besaß keine solchen Aufnahmen. Es gibt keine Beweise dafür, dass er sich je einem Kind sexuell genähert hat. Seine entsetzten Eltern bezahlten für eine Reihe psychosexueller Tests, bei denen seine unwillkürliche Reaktionen auf Missbrauchsdarstellungen an Kindern gemessen wurden. Die Tests bestätigten das, was J behauptet: dass er kein sexuelles Interesse an Kindern hat.

Inzwischen nimmt J keine Steroide mehr. Sein Körper hat wieder eine normale Form, ein wenig pummelig. Sein Verhalten ist zurückhaltend, unterwürfig, ernst, beflissen freundlich und höflich. Im Gefängnis hat er mehreren Mithäftlingen geholfen, ihren Schulabschluss zu machen. Darauf ist er stolz. Er besitzt keinen Computer mehr. Er lebt allein in seinem Reihenhaus in der Vorstadt mit seinen Hunden und ist einer Kirchengemeinde beigetreten. Der Pastor habe ihn aufgenommen, ihm vergeben und ihm Halt gegeben, sagt er.

Nach seiner Verhaftung hat J bei jedem Nachbarn in seiner Straße geklopft, um allen seine Geschichte zu erzählen. Kürzlich hat er einen neuen Job gefunden, auch sein Arbeitgeber kennt die ganze Geschichte. J schämt sich dafür, dass er von Cybersex besessen war. Gleichzeitig ist er wütend. Auch wegen der Kurse, die er im Rahmen seiner Bewährung besuchen muss.

Dort soll er zugeben, dass er ein sexuelles Verlangen nach Kindern hat. Das gilt als wesentlicher Schritt zur Genesung. J hat seinem Kursleiter jedoch gesagt, dass er kein solches Verlangen habe. Es nie gehabt habe. Wenn J darauf beharre, hat ihm der Kursleiter geantwortet, gefährde er seine Bewährung und könne zurück ins Gefängnis geschickt werden.

Also gibt J nun vor, etwas zu sein, was er nicht ist. Das kann er gut. ●

Aus dem Amerikanischen von Jessica Wagener

Epilog

Dieser Text ist ein gekürzter Auszug aus dem Buch „The Case of the Vanishing Blonde“ (2020) von Mark Bowden und wurde dort unter dem Titel „Why don't u tell me wht ur into“ veröffentlicht. Das Programm der Internet Crimes Against Children Task Force (ICAC) existiert inzwischen seit 26 Jahren. Es hat in den USA bislang zur Festnahme von rund 90 000 Menschen geführt.

Und jetzt Bücher.

Die neue Buchreihe von brand eins.

Jetzt im Handel oder auf b1.de/books



Antje Joel
Kriminell?
Die dunkle Seite der Innovation

128 Seiten
12,5 × 19,0 cm
20,00 € (D) | 20,60 € (A)
ISBN 978-3-9892801-2-0



Anabelle Körbel & Katja Ploch
Größenwahn in Zahlen
199 Fakten, die deinen Blick auf die Welt verändern

128 Seiten
12,5 × 19,0 cm
20,00 € (D) | 20,60 € (A)
ISBN 978-3-9892801-8-2



Philipp Garra
Das neue Wirtschaftswunder
Wie der Mittelstand unseren Wohlstand rettet

128 Seiten
12,5 × 19,0 cm
20,00 € (D) | 20,60 € (A)
ISBN 978-3-98928-020-5

brand eins books

ROWOHLT



Nur einen Tag nach ihrer Freilassung im Dezember 1979 berichteten die Sängerin Dori Ghezzi und ihr Mann, der Liedermacher Fabrizio De André, in einem Fernsehinterview von ihrer viermonatigen Entführung. Umgerechnet einige Hunderttausend Euro wurden als Lösegeld gezahlt

WO BIST DU?

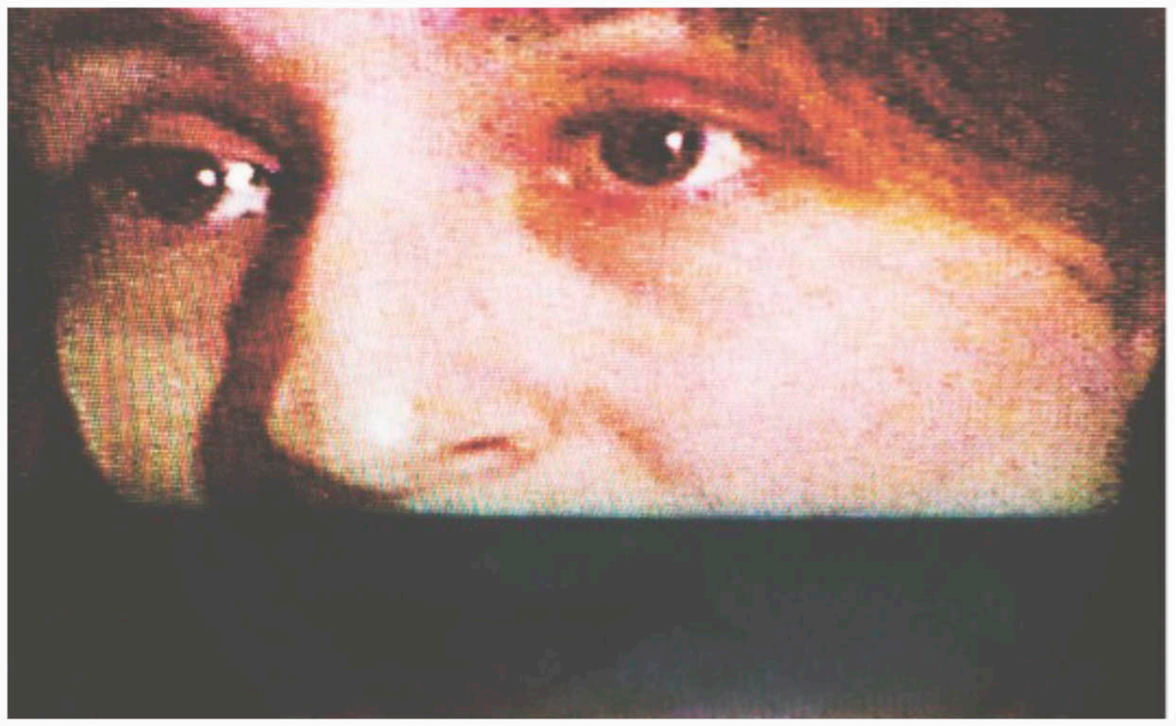
Jahrzehntelang wurden auf Sardinien Menschen entführt, um Lösegeld zu erpressen. Valeria Cherchi hat für ihr Kunstprojekt Überlebende getroffen – und deren Kidnapper

VON **BARBARA BACHMANN**



Bis heute trägt Farouk Kassam die Spuren seiner Gefangenschaft. Er war sieben Jahre alt, als die Erpresser ihm 1992 den oberen Teil seines Ohrs mit einem Messer abschnitten

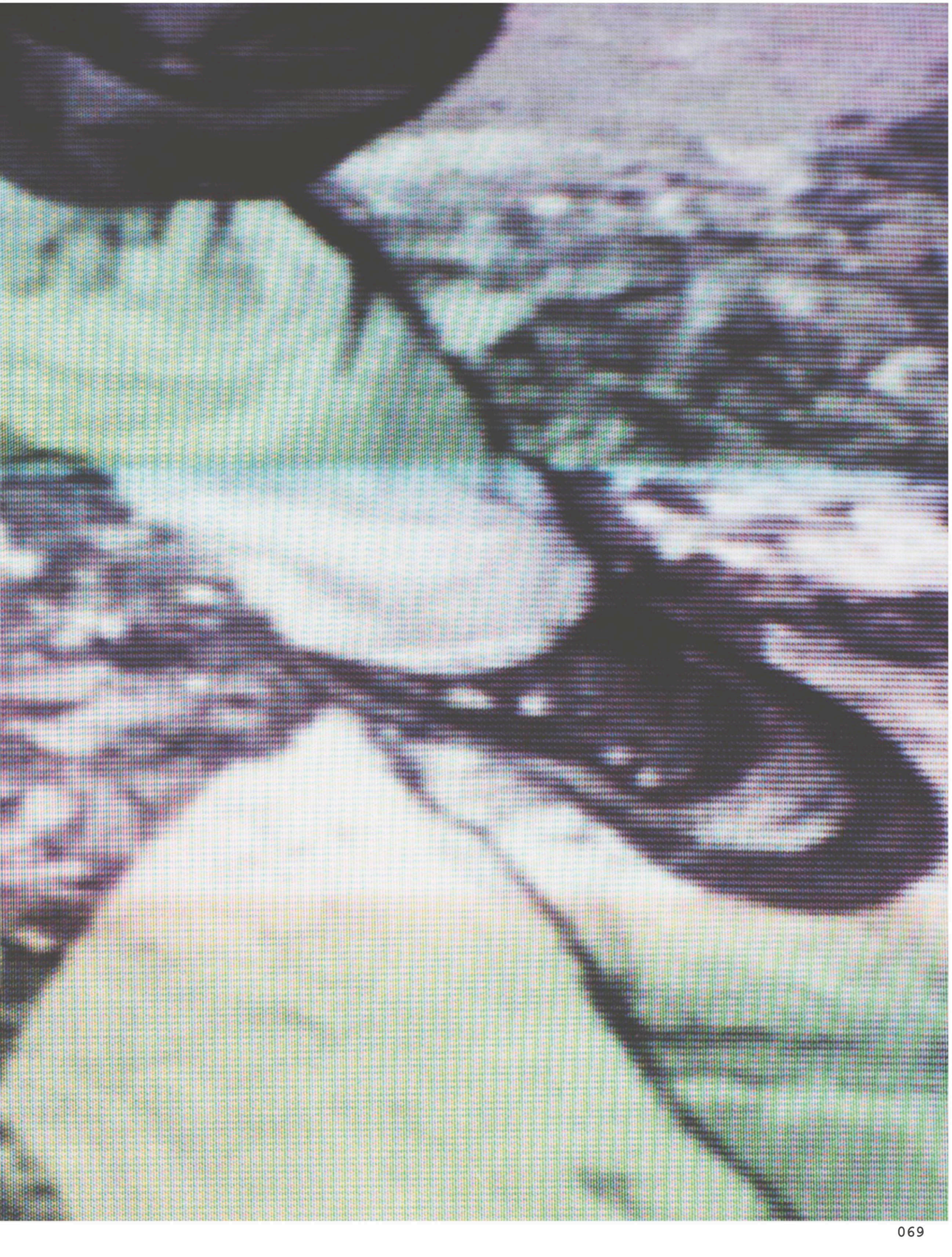
Priester Don Luigino fungierte als Mittelsmann zwischen der Familie von Farouk Kassam und dessen Geiselnehmern. Die Industriellentochter Christina Berardi war 26, als sie 1987 verschleppt wurde. Bis auf einen wurden alle Täter aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Sie hatten Berardi vier Monate in den sardischen Bergen gefangen gehalten







Kurz nach seiner Freilassung betrat Farouk Kassam erneut die Höhle, in die er eingesperrt worden war. Dieses Mal begleiteten ihn die Polizei und ein Kamerateam





Die meisten Entführer auf Sardinien stammen aus der Barbagia, einer schwer zugänglichen, felsigen Gegend voller Verstecke und Höhlen, die nur wenige kennen. Früher trugen sie oft Masken



Eine Mauer des Schweigens als Wandmalerei: Viele auf Sardinien wussten, wo die Erpresser lebten. Aber niemand verriet sie



Farouk Kassam war sieben Jahre alt, als er am Abend des 15. Januar 1992 aus der Villa seiner Eltern auf Sardinien entführt wurde. Die Männer waren maskiert, sie brachten ihn in eine Höhle. Einer der Entführer war Matteo Boe, einer der brutalsten Kidnapper Sardiniens, der für zwei Dinge berüchtigt war: seinen Opfern Dostojewski und Kafka vorzulesen und sie zu verstümmeln.

Seinen achten Geburtstag verbrachte Farouk in einer Höhle. Sein Vater betrieb ein Hotel im Luxusurlaubsort Porto Cervo an der Costa Smeralda. Die Entführer wollten Lösegeld. Farouk war seit fünf Monaten in Gefangenschaft, als der Priester Don Luigino, der als Mittelsmann eingeschaltet worden war, am 16. Juni 1992 auf einer sardischen Bergstraße einen Umschlag öffnete. Darin befand sich der obere Teil eines menschlichen Ohrs. Er stammte von Farouk.

Matteo Boe hatte ihn dem kleinen Jungen abgeschnitten.

Valeria Cherchi, 1986 geboren, ist nur zwei Jahre jünger als Farouk. Sie wuchs in Banari auf, einem Dorf im Nordwesten Sardiniens. „Wie die meisten sardischen Kinder hatte ich große Angst davor, gekidnappt zu werden“, erzählt Cherchi heute. Sie ist Künstlerin, 37 Jahre alt. Wenn sie an damals zurückdenkt, sie war sechs Jahre alt, erinnert sie sich an die Medienberichte über die Verstümmelung von Farouks Ohr und an die mit Leintüchern verhängten Balkone in ihrer Nachbarschaft – ein Symbol der Solidarität mit dem entführten Jungen. Diese Kindheitserinnerungen waren für Cherchi der Ausgangspunkt, sich 25 Jahre später mit der Vielzahl an Kidnapping-Fällen zu beschäftigen, die Sardinien lange Zeit plagten.

184 Menschen wurden dort zwischen 1960 und 1997 entführt, um Lösegeld zu erpressen. Zwölf von ihnen waren Kinder, 21 Frauen. Sieben wurde ein Teil ihres Ohres abgeschnitten. 32 kehrten nie nach Hause zurück.

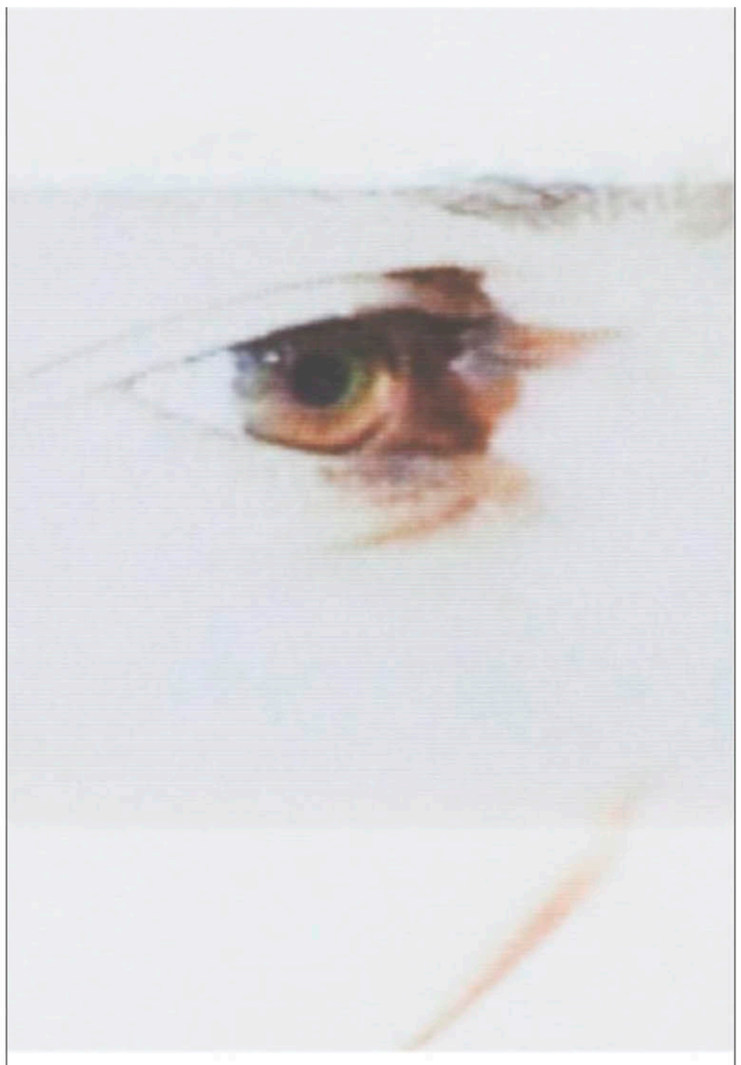
Die Entführten stammten in der Regel aus wohlhabenden Familien. Ihre Entführer wurden von den italienischen Medien „Anonima Sequestri Sarda“ genannt, was übersetzt so viel bedeutet wie „sardischer Entführungsring“. Anders als bei der ’Ndrangheta, der Cosa Nostra oder den linksextremen Terroristen der Roten Brigaden, die zu dieser Zeit ebenfalls zahlreiche Menschen kidnappten, handelte es sich bei den Anonima Sequestri Sarda um spontan entstandene Banden. Meist lösten sie sich nach nur einer einzigen Entführung wieder auf. Zunächst hatten sie Viehherden geraubt. Als sie merkten, dass der Geldwert von Menschen weitaus höher liegt, konzentrierten sie sich darauf.

Sie studierten die Gewohnheiten ihrer Entführungsopfer bis ins Detail und schlugen meist kurz vor Einbruch der Dunkelheit zu. Die meisten Entführungen ereigneten sich in der Region Barbagia, die im östlichen Landesinnern der Insel liegt und auch als Herz Sardiniens bezeichnet wird. Es ist eine archaische kleinlandwirtschaftlich geprägte, erzkatholische Gegend, ideal geeignet für Kidnapper, da es unzählige Ecken und Nischen gibt, felsige Hochebenen, Hügel und Höhlen, die gut versteckt und nur schwer zugänglich sind.

In einer von ihnen wurde Farouk Kassam versteckt gehalten. Ein halbes Jahr lebte er in Gefangenschaft, bevor er am 11. Juli 1992 freigelassen wurde. Seine Eltern hatten ein Lösegeld gezahlt: 5 Milliarden und 300 Millionen italienische Lire, umgerechnet rund drei Millionen Euro. Eine der höchsten Lösegeldzahlungen, die je auf Sardinien entrichtet wurden. Drei Monate später, am 13. Oktober, nahm die Polizei den flüchtigen Matteo Boe in einem Hotel auf Korsika fest. Ihm wurden mehrere Entführungen zur Last gelegt, darunter jene Kassams. Er wurde zu 30 Jahren Haft verurteilt.

„Ich wollte herausfinden, warum dieses Phänomen im sardischen Hinterland entstehen konnte, was die Wurzeln von allem sind“, sagt Valeria Cherchi. Sie war 18, als sie Sardinien verließ, um nach Rom zu gehen, wo sie Design studierte. Es folgte ein fünfjähriger Aufenthalt in London; inzwischen lebt Cherchi in Mailand.

Als sie 2016 für ihre Recherche in ihre Heimat Sardinien zurückkehrte und zum ersten Mal in die Region Barbagia reiste, war auch ihr die Gegend ⟶



Stierer Blick: Fateh Kassam, der Vater von Farouk, während der Gerichtsverhandlung gegen die Männer, die gedroht hatten, seinen Sohn in Stücke zu schneiden

fremd. Das Hinterland Sardiniens, sagt Cherchi, sei anders als die bei Touristen beliebte Küste: schwierig zu erreichen und noch schwieriger zu verstehen. Eine geschlossene Gesellschaft, in der strenge Regeln herrschen, starre Hierarchien und komplexe Kodexe.

Doch über die Jahre, mit jedem Besuch, mit jedem Gespräch, das Cherchi führte, wurden ihr Barbagia und die Leute, die dort lebten, immer vertrauter. Sie verstand, dass die Menschen der Regierung misstrauen, der Justiz, auch den Medien. Dass es dort ein anderes System gibt, das älter ist als das Gesetz des Staates.

Cherchi sprach mit Tätern und Mittelsmännern, mit Opfern und deren Angehörigen. Sie suchte das Grab einer Ermordeten auf und die Höhlen, die den Entführern als Verstecke dienten. Sie traf auch Farouk Kassam, der wie ein misstrauischer Einzelgänger auf sie wirkte. „Unmöglich zu sagen, ob das in seiner DNA liegt oder durch die Entführung verursacht wurde“, sagt Cherchi.

Sie fotografierte und protokollierte ihre Recherche und fand so ihren ganz eigenen Zugang zur Kidnapping-Ära auf Sardinien. Herausgekommen ist ein Buch, gespickt mit Bildern und Texten, in dem Cherchi eigene Beobachtungen und Fotos ihrer Familie mit Aussagen von Betroffenen verwebt, mit Zitaten aus wissenschaftlichen Büchern, mit Auszügen aus Presseberichten über die Entführungsfälle, die sie im Archiv der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalt Rai gefunden hatte.

Das Buch trägt den Titel „Some of you killed Luisa“ und ist Luisa Manfredi gewidmet. Einem 14 Jahre alten Mädchen, das am 25. November 2003 ermordet wurde.

Als kleines Mädchen hatte Valeria Cherchi Angst vor den bösen Männern, die kommen würden, um sie ihrer Mutter zu entreißen. Als Erwachsene kehrte die Künstlerin in ihre Heimat Sardinien zurück und widmete sich den realen Taten





Es war am Abend, um 18.25 Uhr. Es nieselte. Luisa war zu Hause in Lula, dem knapp 1300 Einwohner zählenden Dorf im sardischen Hinterland, in dem sie mit ihrer zehn Jahre alten Schwester und ihrer Mutter lebte. Luisa sah ihrer Mutter zum Verwechseln ähnlich. Dasselbe lange schwarze Haar.

Sie ging nach draußen auf den Balkon, zum Schuhregal, aus dem sie gerade ein Paar Schuhe ziehen wollte, um sich danach auf den Weg zu einem Tanzkurs zu machen, als ein Unbekannter aus 25 Meter Entfernung auf sie schoss. Acht Kugeln schlugen in der Wand hinter ihr ein. Die neunte traf sie in die Stirn.

Luisa war tot.

Für den Mord an ihr wurde nie jemand angeklagt oder verurteilt. Bis heute bleibt es ein Rätsel, wer Luisa Manfredi ermordete. Sie ist die Tochter von Matteo Boe, dem Mann, der unter anderem Farouk Kassam entführt hatte und zu jener Zeit noch immer im Gefängnis saß.

Die Frage liegt nahe: Wollte Luisas Mörder etwa Rache nehmen für die Taten, die ihr Vater begangen hatte?

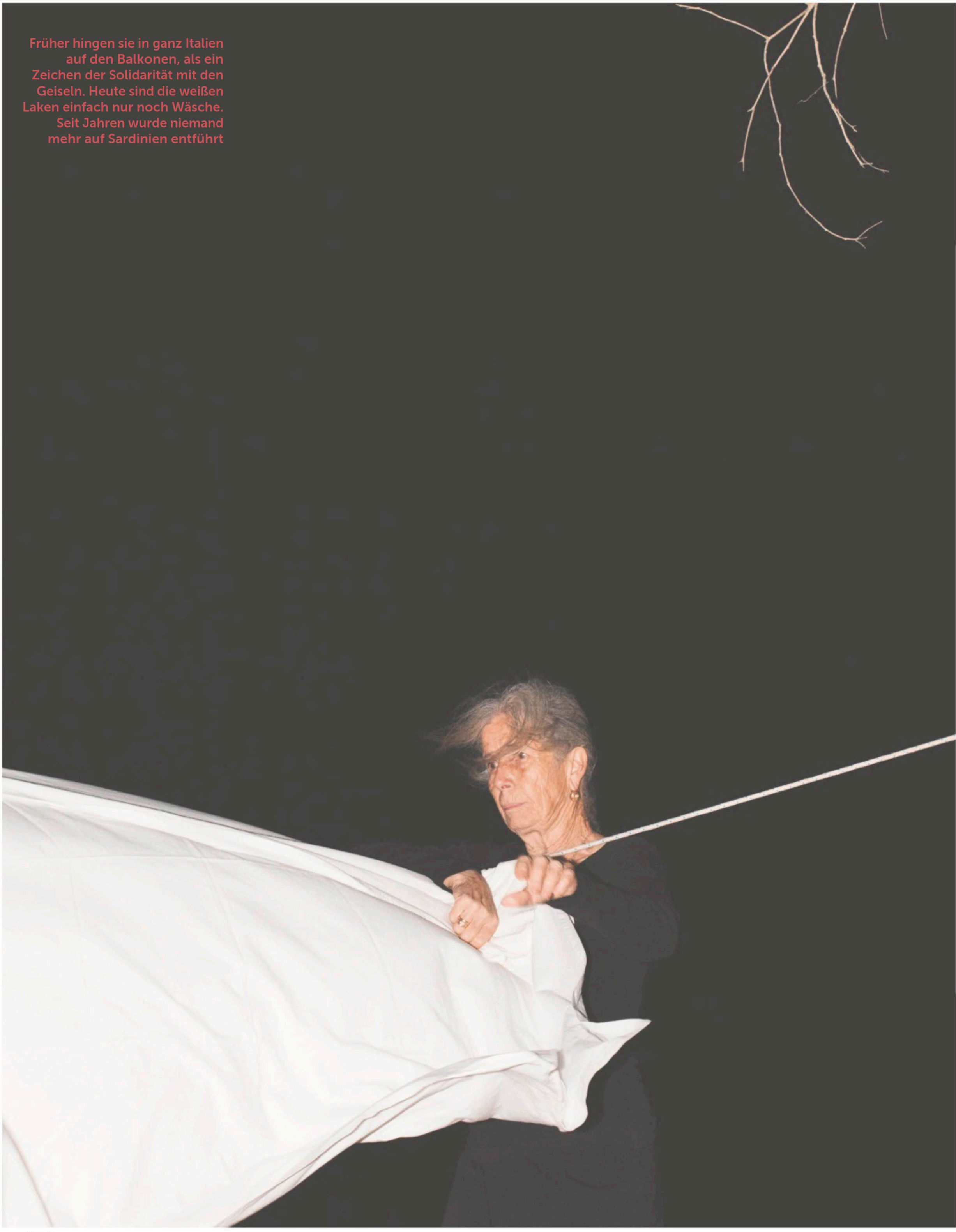
Valeria Cherchi ging auch dieser Vermutung nach. Aber egal, mit wem sie sprach, ihre Neugier zerschellte an einer Mauer aus Schweigen, an der Omertà, wie es in Süditalien heißt. „Omertà ist schwierig zu erklären und zu verstehen“, sagt Cherchi. Die Menschen in Barbagia hätten sich darauf geeinigt, dass es im Falle eines Unrechts oder Verbrechens nur eine korrekte Verhaltensweise gebe: Schweigen.

Viele etwa wussten, wo sich die Entführer versteckten, meist lebten sie auch nach der Tat weiter in ihren Heimatdörfern. Dennoch verlor niemand ein Wort darüber. „Die Menschen sagen, dass sie sich auf diese Weise sicherer fühlen“, schreibt Cherchi in ihrem Buch. Viele der Entführer wurden nie verurteilt. Genau so funktioniert die Omertà, sie folgt keiner Logik, sie basiert auf Angst. Auch auf Angst vor Vergeltung. Sie ist so zuverlässig, wie es der Staat für die Menschen nie war. ⟶



Er wurde zu 30 Jahren Haft verurteilt, weil er anderen ihre Kinder nahm. Dann verlor er selbst eine Tochter

Früher hingen sie in ganz Italien auf den Balkonen, als ein Zeichen der Solidarität mit den Geiseln. Heute sind die weißen Laken einfach nur noch Wäsche. Seit Jahren wurde niemand mehr auf Sardinien entführt







Acht Kugeln schlugen hinter ihr ein. Die neunte traf Luisa Manfredi in die Stirn. Die Menschen im Dorf beteten für die 14-Jährige. Der Mord an ihr wurde nie aufgeklärt

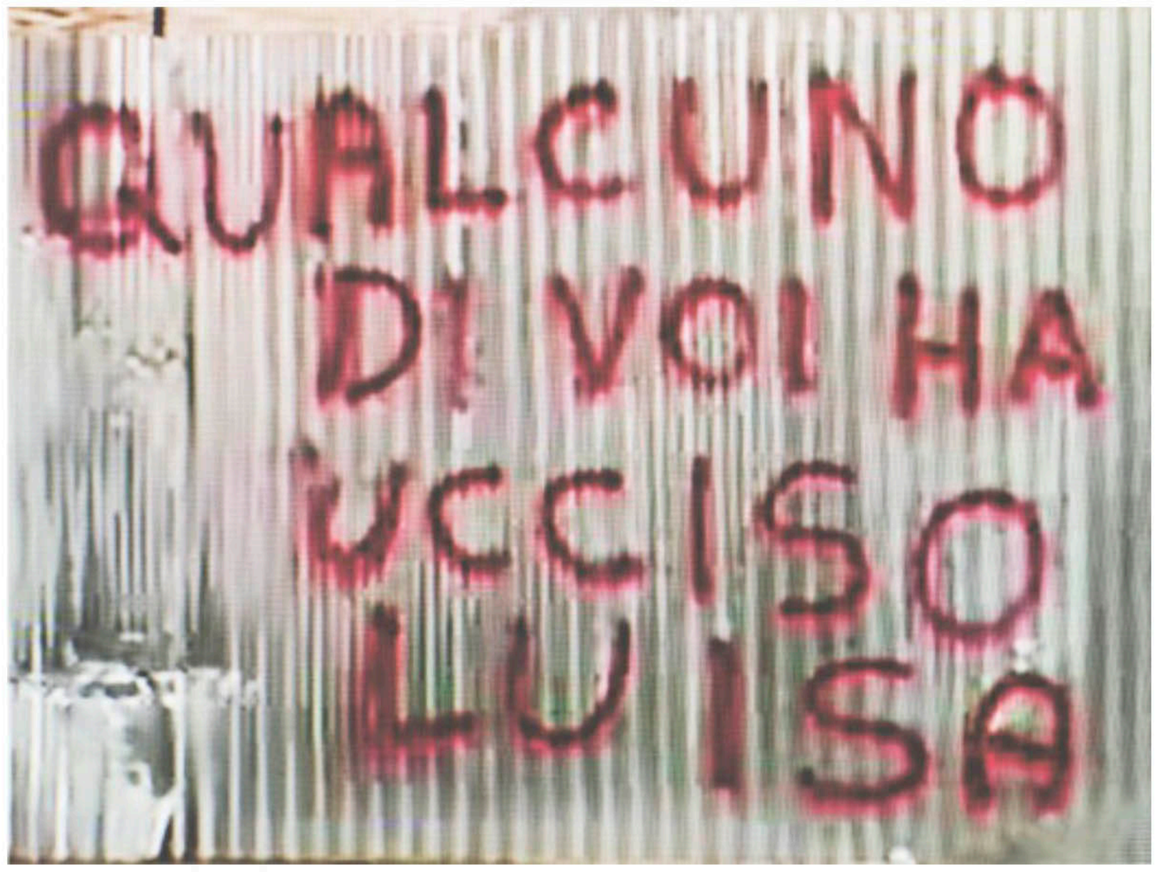
Und doch gab es zwei Frauen, die sich der Omertà widersetzten. Die beiden hatten wenig gemein, außer ihrer Ohnmacht und der Tatsache, dass sie beide nicht aus Sardinien stammten.

Zum einen ist da Marion Blériot Kassam, die Mutter des entführten Farouk, eine gebürtige Französin. Kassam brach ihr Schweigen, als ihr Sohn noch gefangen gehalten wurde, an Ostern im Jahr 1992. Am wichtigsten katholischen Feiertag richtete sie in der Kirche von Orgosolo einen Appell an die versammelte Kirchengemeinde und vor allem an die anwesenden Mütter. Sie sagte: „Ich weiß, dass ihr mich verstehen könnt. Wir haben unsere Kinder neun Monate lang in uns getragen, wir haben sie umsorgt, Tag und Nacht, und dann kommen eines Tages Fremde in mein Haus und entreißen mir mein Baby." Am Ende des Gottesdienstes seien alle Frauen wie in einer Prozession auf sie zugekommen und hätten sie geküsst, eine nach der anderen, erzählte Kassam 2014 in einem Interview.

Zum anderen ist da Laura Manfredi, die Mutter von Luisa, die nahe Bologna aufwuchs. Sie brach ihr Schweigen an Weihnachten. Am 26. Dezember 2003, einen Monat nach dem Mord an ihrer Tochter, sprühte sie einen Satz in Großbuchstaben und mit dunkelroter Farbe auf eine Wand unweit der Hauptkirche von Lula: „Qualcuno di voi ha ucciso Luisa" („Some of you killed Luisa"). Der Satz, den Cherchi zum Titel ihres Buches wählte. Eine Anklage, die Manfredi später in einem Buch und mehreren Interviews wiederholen sollte.

Das, was die beiden Mütter getan haben, sei unglaublich stark, sagt Valeria Cherchi. Beide hätten Autoritäten infrage gestellt: einerseits die des Staates und andererseits die noch mehr respektierte Autorität der Gemeinschaft. Cherchi hätte gern mit beiden gesprochen. Aber weder Laura Manfredi noch Marion Blériot Kassam waren dazu bereit. Doch dafür konnte Cherchi einen Mann treffen, der die Leben beider Frauen auf unheilvolle Art verbindet.

Nach einem Vierteljahrhundert im Gefängnis wurde Matteo Boe, der Entführer von Farouk Kassam und Ex-Mann



„Einer von euch hat Luisa getötet" – diesen Satz sprühte Laura Manfredi kurz nach dem Mord an ihrer Tochter auf eine Häuserwand und brach so ihr Schweigen

von Laura Manfredi, im Jahr 2017 wegen guter Führung vorzeitig aus dem Gefängnis entlassen. Entführungen gab es da auf Sardinien schon lange keine mehr, die letzte ereignete sich im Jahr 2006. Einer der Gründe für das Ende der Kidnapping-Ära ist auch ein Gesetz, das in den 90er-Jahren erlassen wurde und den italienischen Staat dazu ermächtigte, das gesamte Vermögen der betroffenen Familien vorübergehend zu beschlagnahmen. Eine Zahlung von Lösegeld war so praktisch unmöglich geworden.

Cherchi nahm Kontakt zu Boe auf, kommunizierte zunächst über handgeschriebene Briefe und per Whatsapp mit ihm. Schließlich traf sie ihn in seinem Heimatort Lula, in dem er seit seiner Entlassung allein lebte. Boe sei ein äußerst gebildeter und charmanter Mann, sagt Cherchi. Sie machte nur ein Foto von ihm. Es zeigt ihn von hinten, man sieht, wie er, gefolgt von zwei Kätzchen, zum Eingang eines Friedhofs geht. Aus irgendeinem Grund sei sie in jenem Moment so nervös gewesen, sagt Cherchi, dass sie aus Versehen eine Rolle Film in ihre Kamera gelegt habe, die bereits belichtet war. Daher seien alle ihre Bilder von jenem Tag seltsame Doppelbelichtungen geworden. Auch das von Matteo Boe.

Cherchi entschied sich dennoch, das Bild in ihr Buch aufzunehmen. Vielleicht auch, weil darin eine Metaphorik liegt, eine Doppeldeutigkeit, die dem verurteilten Entführer Matteo Boe entspricht: Er nahm anderen Menschen ihre Kinder; zugleich ist er ein Vater, der seine Tochter verlor. ●

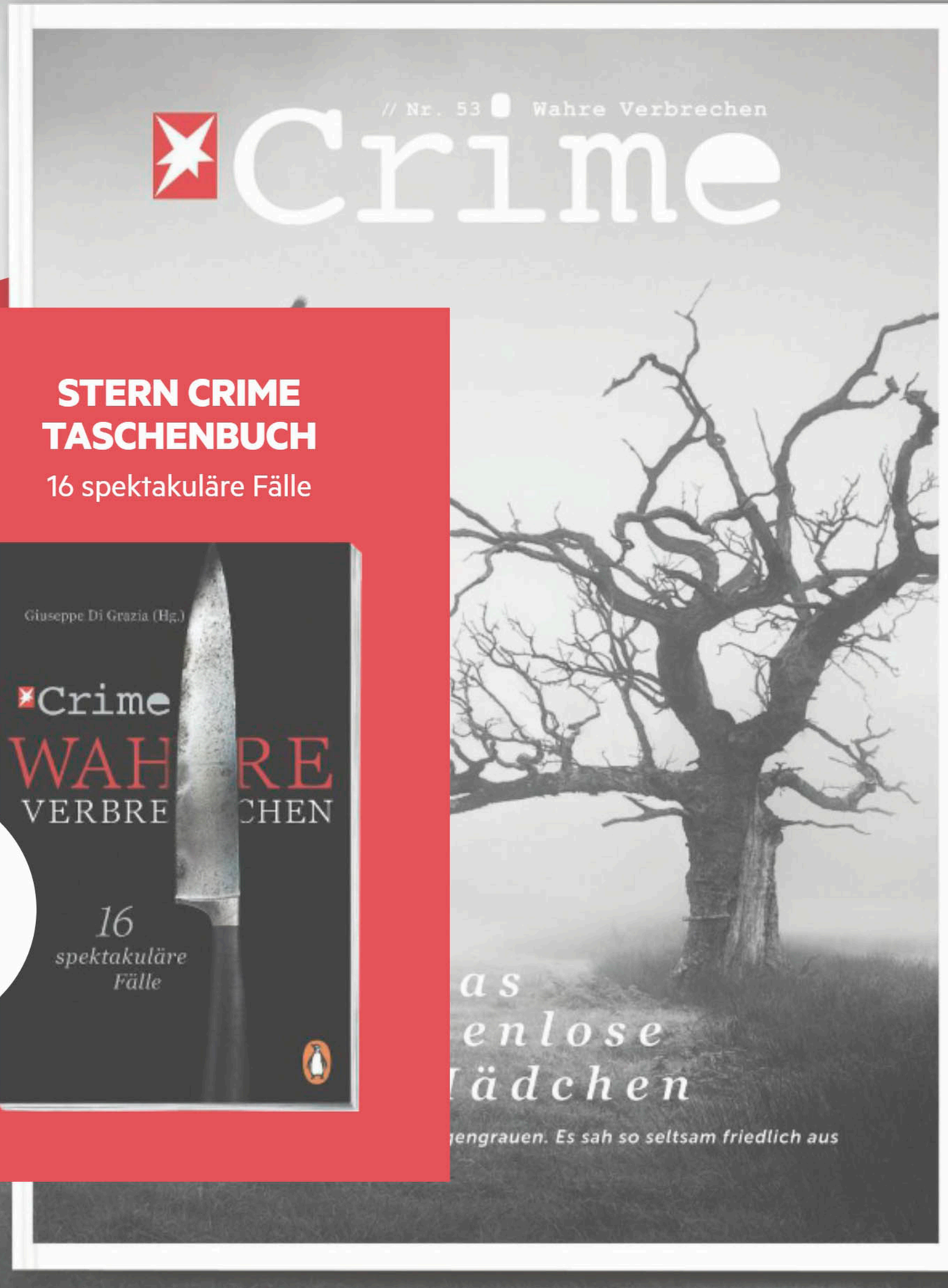
WAHRE VERBRECHEN IN SERIE.

6x STERN CRIME frei Haus + EXTRA gratis

STERN CRIME TASCHENBUCH

16 spektakuläre Fälle

Gratis dazu!



STERN CRIME LESEN ODER VERSCHENKEN.

6 Ausgaben STERN CRIME bereits einen Tag vor Erscheinen und versandkostenfrei erhalten.

Jetzt bestellen und online weitere Prämien entdecken:

www.stern-crime.de/abo

Tel. 040/5555 78 00 (Bitte immer die Bestell-Nr. angeben: selbst lesen 202 0246, verschenken 202 0266.)

6 Ausgaben für zzt. nur 39,– € (ggf. inkl. einer Sonderausgabe zum Preis von 6,50 €). Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Alle Preisangaben inkl. MwSt. und Versand.
Anbieter des Abonnements ist Gruner + Jahr Deutschland GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.

// stern-classic

Diese Geschichte erschien im stern 30/2018

EIN MORGEN

Ein Mann stiehlt einen Wagen und rast durch die Stadt. Ein Mensch stirbt, bündeln sich in dieser Sekunde, die alles verändert. Was macht

IM MAI

drei andere sind schwer verletzt. Ihre Schicksale
das mit denen, die übrigbleiben?

VON **JOSEF SALLER** FOTOS **PAULA MARKERT**

D



Das Leben ist schön. Das ist es für Heike Braasch eigentlich immer gewesen. Der 3. Mai 2017 aber ist besonders. Einer der Abende, über die man später in ruhigen Momenten nachdenkt und merkt: Alles war perfekt. Heike Braasch hatte mit Freunden in Hamburg zu Abend gegessen. Ein bisschen Wein getrunken, viel gelacht, geredet. Wie immer hatte sie den anderen auch von John erzählt, dem Künstler, dem Thaiboxer, dem Tätowierer, dem Model, dem Barkeeper, einem Mann von 22 Jahren – mit Tattoos am ganzen Körper. Dem wichtigsten Menschen in Heike Braaschs Leben: ihrem einzigen Kind. Wie so oft denkt sie an ihn, als ihr in der Wohnung der Freunde in Hamburg die Augen zufallen in dieser Nacht vom 3. auf den 4. Mai 2017.

Einige Stunden später, einige Kilometer entfernt. Um 3.41 Uhr leuchtet eine Mercedes-Benz-Limousine in der Friedrichsberger Straße in Hamburg-Barmbek auf. Nur ein paar Sekunden, bis eine Hand in Handschuhen das Fahrlicht und die Innenbeleuchtung ausschaltet und das Stromkabel aus der Dashcam reißt, die all das filmt. Um 3.42 Uhr ist es dunkel.

Gegen vier Uhr fällt einem Polizeibeamten an einer Kreuzung ein Taxi auf, es fährt ruckartig und zu schnell, die Lichter sind ausgeschaltet. Es ist der Mercedes aus der Friedrichsberger Straße. Der Polizist brüllt aus dem Fenster, hupt den Fahrer an, der reagiert nicht. Der Beamte ist nicht im Dienst, fährt dem Mercedes trotzdem hinterher. Er kann ihm kaum folgen, so schnell ist der andere unterwegs, 70, 100, 160 Stundenkilometer. Immer weiter Richtung Stadtzentrum. Am Steuer: Ricardas D., 24, kein Führerschein, mehr als ein Promille Alkohol im Blut, verurteilt wegen versuchten schweren Diebstahls, verurteilt wegen gewerbsmäßiger Hehlerei.

Zur selben Zeit sitzt am Hauptbahnhof der Taxifahrer Mehmet Yilmaz am Steuer seines Mercedes Vito, als eine Nachricht der Taxizentrale auf dem Touchscreen erscheint: „Ballindamm 14, Personal der Ciu' Bar, Laden bereits abgedunkelt." Yilmaz überlegt. Neben ihm sitzt eine Kundin. Die hatte er zum Bahnhof gebracht, und da ihr Zug erst später ging, ließ er sie im Auto warten. Aber er muss Geld verdienen. Er drückt auf den grünen Haken: Auftrag angenommen.

Die Kundin steigt aus, Yilmaz fährt los, zwei Minuten ist er unterwegs, bis am Ballindamm zwei junge Männer auf sein Taxi zulaufen: Philipp Zumhasch und John Braasch, Barkollegen, Mitbewohner, beste Freunde. Philipp steigt hinten rechts ein, schnallt sich an, John setzt sich hinten links. Er legt den Gurt nicht an. Die beiden freuen sich über den großen Wagen. John sagt: „Sechs Plätze, nur für uns! So sollte das immer sein. Nach Winterhude, in die Dorotheenstraße." Mehmet Yilmaz fährt los, hält nach ein paar Sekunden an einer Ampel. Von dem Moment, als die Ampel auf Grün springt und er Gas gibt, hat sich ein Standbild in sein Gehirn eingebrannt: „Ein helles Fahrzeug fliegt auf mich zu, ohne Bodenkontakt. Dann gehen die Lichter aus." Es ist der geklaute Mercedes, Aufprallgeschwindigkeit: 145 Stundenkilometer.

Einige Minuten später kommt Yilmaz zu sich. Um ihn herum ein Wust aus verbogenem Metall und Plastik, in dem sich sein Körper verkeilt hat, durch den Schmerzen jagen. „Jetzt sterbe ich", denkt er. Die Sanitäter schneiden seine Jacke auf, legen eine Nadel in seinen linken Unterarm, fragen ihn, wie er heißt, wo er wohnt, ob er Familie hat. Yilmaz antwortet, so gut er kann. Von der Rückbank seines Wagens hört er die Notärzte sprechen: „Der hier hat noch Puls", sagt einer. Ein anderer sagt: „Exitus." Exitus. Ableben, Sterben, Tod. Dann verliert Mehmet Yilmaz wieder das Bewusstsein.

In dieser Nacht stirbt ein junger Mensch, drei weitere Männer werden schwer verletzt. Es passiert, was Hunderte Male im Jahr auf deutschen Straßen passiert: Ein Mensch macht einen Fehler, und andere bezahlen dafür. Zurück bleiben die, deren Leben nie wieder sein wird wie zuvor. Die versuchen, sich ihr Leben zurückzuholen, sich in Rehazentren und zu Psychotherapeuten schleppen. Und auch die, bei denen es dafür zu spät ist, weil es nichts mehr zurückzuholen gibt. Der Mann, die Frau, die Tochter, der Freund, der Sohn: tot, binnen einer Sekunde ausgelöscht, einfach so weg. Wie geht man damit um? Und: Ist das möglich, ohne dabei selbst unterzugehen?

• HEIKE BRAASCH

Heike Braasch wacht auf und spürt: Glück. Sie ruft eine Freundin an, mit der sie den Vorabend verbracht hat. „Wie toll das gestern war!" Sie fährt zur Arbeit in das Modegeschäft in der Innenstadt, dreht das Radio auf, hört etwas von „einem Horrorcrash am Ballindamm", denkt: „Wie kann man nur so durch die Gegend rasen?" An ihren Sohn denkt sie nicht.

Erst vor zwei Wochen hatte sie mit einem befreundeten Polizisten gesprochen. Auch damals hörte sie von einem Unfall. Und John war mit Freunden auf dem Weg zu einem Mittelalterfestival, verkleidet als Landstreicher, in selbst genähten Klamotten und seinem Wildledermantel.

Fotos: vorherige Seite: Georg Wendt/dpa; diese Seite: Privat





Heike Braasch denkt jeden Tag an ihren Sohn.
Und jeden Tag denkt sie an seinen Tod.
John wurde nur 22 Jahre alt

„Wenn John etwas passiert: Würde man mich finden?“

„Natürlich.“

„Und wenn er keinen Ausweis dabei hat?

„Heike, mach dich nicht verrückt.“

15 Minuten nach dem Telefonat mit dem Polizisten klingelte damals ihr Telefon: „Frohe Ostern, Mama! Bin dann mal wieder offline.“ Heike Braasch war glücklich.

Auch am 4. Mai 2017 klingelt ihr Telefon. Es ist zwölf Uhr. „Ja, hallo?“ Ein Polizist ist dran. Er hat sie in Travemünde nicht angetroffen, wo Heike Braasch in einem Apartment wohnt.

„Mit wem spreche ich?“

„Mit Heike Braasch, was ist denn?“

„Wo sind Sie gerade?“

„In Hamburg. In dem Geschäft, in dem ich arbeite. Am Jakobikirchhof. Aber sagen Sie doch bitte, was los ist!“

„Es ist etwas Schlimmes passiert. Mit Ihrem Sohn.“

„Was? Sagen Sie mir sofort, was!“

„Das darf ich am Telefon nicht sagen.“

Heike Braasch brüllt in ihr Handy: „Sie sagen mir jetzt, was mit meinem Kind ist!“

„Ihr Sohn ist tot.“

Heike Braasch legt auf. Sie kann nicht glauben, was sie gehört hat. Sie kann nur schreien: „John ist tot!“ Immer wieder. Sie ruft ihren Chef an: „John ist tot!“, Freunde von John: „John ist tot!“ Auch immer wieder Philipp. „Wieso geht der nicht ran?“, fragt sie sich. „Der muss doch was wissen!“ John und Philipp wohnen und arbeiten zusammen, sind wie Brüder.

Fünf Minuten später stehen Polizisten im Laden. Sie nehmen Heike Braasch mit auf die Wache, ein Seelsorger des Krisenteams spricht mit ihr.

„Es ist doch möglich, dass das gar nicht mein Sohn ist!“

„Wir sind uns sicher.“

„Aber vielleicht liegen Sie falsch!“

„Ist Ihr Sohn tätowiert?“

„Ja. Extrem!“

„Dann gibt es keinen Zweifel.“

„Ich will ihn sehen! Wo ist er?“

„In der Gerichtsmedizin. Aber machen Sie das bitte nicht.“

„Ich kann doch jetzt nicht hier sitzen, und mein Kind liegt irgendwo rum!“

„Bitte! Tun Sie das nicht!“

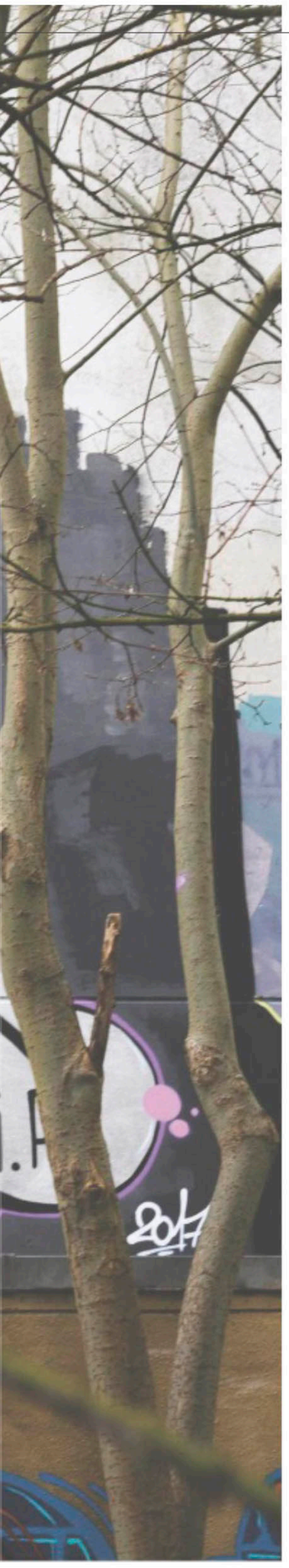
Wenn Heike Braasch, 61, kurzes, blondes Haar, lila Ohrringe, rote Fingernägel, roter Lippenstift, schwarz gekleidet, heute über diese Stunden spricht, rinnt ein Brei aus salzigem Wasser und Wimperntusche über ihr zitterndes Gesicht und verfängt sich in ihren Mundwinkeln. Diesen Gedanken erträgt sie kaum: ein Leben ohne John. Oft kommt es ihr vor wie: ein Leben ohne Sinn.

Immer wieder erwischt sie sich beim Gedanken daran, allem ein Ende zu setzen. Für wen soll sie auch weitermachen? Für wen den Schmerz ertragen? Für ihre Freunde? Ihre Familie? Für sich? Für John? Fast jeden Tag fährt sie an sein Grab ⟶





Jemand hat ein Bild von John
an eine Schulwand gesprüht.
Philipp Zumhasch saß neben
seinem Freund, als der Unfall
geschah



in Travemünde, stellt ein Teelicht in seine Laterne. Neben die kleine Staffelei und die Malpalette, die hier stehen, weil John das ja war: ein Künstler. Es ist ein Gemeinschaftsgrab, in dem noch elf andere Menschen liegen. Hier ist John wenigstens nicht allein, dachte Heike Braasch. Das hätte ihm gefallen. Er war doch immer unter Menschen, immer unterwegs, verstand sich mit allen, alt, jung, konservativ, progressiv, mit Bankern, Skatern, Obdachlosen und jedem, der zu ihm in die Bar kam. Und wenn er von hier nach oben schaut, kann er den Himmel sehen. Nicht so wie am Familiengrab in Hamburg, wo alles so groß und erdrückend ist und riesige Bäume die Sicht versperren.

Zu Johns Beerdigung kamen so viele Menschen, dass die Predigt mit Lautsprechern vor die Kirche übertragen wurde. Viele kamen von weit her, aus Australien, Antigua, Spanien, Italien. Aus Bangkok, wo er nach dem Abitur neun Monate gelebt hatte. Freunde aus der Schule, der Bar, vom Thaiboxklub und dem Skateladen, in dem er gearbeitet hatte.

Einige ließen sich ein großes J tätowieren, andere malten Graffiti mit Johns Gesicht an Hauswände.

Es goss in Strömen, als Johns Asche in einer Urne unter die Erde fuhr. Dass sein Körper dort begraben liegen würde, wollte seine Mutter nicht. Das würde sie nicht ertragen: zu wissen, dass er dort liegt und sie nicht an ihn herankommt.

Heike Braasch ging es grässlich an diesem Tag. Aber so weh es auch tat: Sie wollte das alles fühlen. Die Beruhigungsmittel, die sie nach Johns Tod verschrieben bekam, rührte sie an diesem Tag nicht an. Sie spürte die Umarmungen der anderen, die Rührung, ihre Dankbarkeit. Dafür, dass so viele Menschen ihr Leid teilen. Dass so vielen so viel an ihrem Sohn gelegen war. Dass er wirklich glücklich war, so wie er ihr das immer versichert hatte. Dass er sein kurzes Leben in vollen Zügen ausgelebt hat. Eine Freundin von John sagte zu Heike Braasch: „So wie John gelebt hat, ist er nicht mit 22 gestorben, sondern mit 72."

Vier Wochen nach Johns Tod geht sie wieder arbeiten. Um sich abzulenken. Aber jeder neue Tag kostet Kraft. Bis Oktober hält sie durch. Dann zieht ihr Psychiater die Reißleine und schickt sie in eine psychosomatische Klinik. Sieben Wochen Schonfrist. Psychotherapie, Wellness, Entspannung. Die anderen in ihrer Gruppe verstehen sie. Denen geht es auch nicht gut. Dem jungen Soldaten, der traumatisiert von seinem Einsatz zurückkam. Der Pfarrerin, die in ihrer Kirchengemeinde gemobbt wurde. Der Polizistin, die mit ihrem Beruf nicht mehr zurechtkam.

Danach geht es ihr besser. Die Angst vor ihr selbst aber bleibt. Dass ihr irgendwann die Kraft ausgeht und sie einfach nicht mehr sein will. Sie versucht, wieder zu arbeiten, in einem Schmuckgeschäft. Nach vier Tagen sagt ihre Chefin, dass sie nicht stabil genug sei für den Job. Sie umgibt sich mit Menschen, besucht Freunde. Die meisten verstehen sie, manche sagen: „Du musst jetzt mal nach vorn schauen." Heike Braasch fragt sich: „Aber wie?" Immer wieder geht sie an Johns Grab. Doch auch wenn hier sein Name in Stein gemeißelt steht: Sie spürt ihn nicht. Keine Verbindung. Warum, das weiß sie nicht. Aber die Routine hilft ihr. Sie gibt ihr eine Aufgabe. Einen Grund, immer wieder rauszugehen: auf den Friedhof und eine Kerze anzünden.

Das Geld wird knapp. Weil sie den Kredit für Johns Handy abbezahlen muss. Weil die eine Versicherung das Krankengeld kürzen und die andere das Schmerzensgeld nicht zahlen will. Seit Kurzem wird ihr Krankengeld nicht mehr an ihrem früheren Gehalt bemessen, sondern an den vier Tagen im Schmuckgeschäft. Sie bekommt nun gut 700 Euro. Davor war es fast doppelt so viel. Wegen des Schmerzensgeldes zieht sie vor Gericht. Aber das kann dauern, ein Jahr, zwei Jahre, so genau kann das keiner sagen. Auch nicht, wie viel ihr überhaupt zusteht. Würde ihre Mutter kein Geld schicken, käme sie nicht zurecht. Oft fühlt es sich an, als habe sie nicht nur ihren Sohn verloren, sondern auch ihre Existenz.

• PHILIPP ZUMHASCH

Zwischen Philipp Zumhasch und seinem Gedächtnis liegt an einem Tag Ende Mai 2017, ein paar Wochen nach dem Unfall, nur ein Knopfdruck. Und doch weiß er nicht, ob er das tun soll: die kleine Taste an seinem Handy drücken, die den Prozessor hochfährt, die Vergangenheit zurückholt. Er fürchtet sich vor dem, was er finden wird. Nachrichten, Bilder. Aber die Neugier ist größer als die Angst. Klick.

Selbst erinnern kann sich Philipp an nichts mehr. Nicht an den 4. Mai 2017, nicht an die Wochen davor oder danach. Nur manchmal, da blitzt etwas auf, und lose Fetzen verschmelzen in seinem Kopf zu einem vagen Bild. Wenn ihm jemand etwas aus dieser Zeit erzählt. Oder er auf seinem Handy ein Foto findet. Zum Beispiel: 3. Mai 2017, 20.09 Uhr. Eine Rechnung. Dom Pérignon Rosé, 0,75 Liter, 560 Euro. Stimmt, da war was. „Ein Kunde hat 560 Euro für eine Flasche Champagner bezahlt, das fanden John und ich absurd." Oder wenn ihm jemand von dem Moment erzählt, als das Großraumtaxi vor der Bar hielt. Wie sich wenige Sekunden später zwei Taxen bis zur Unkenntlichkeit ineinanderbohrten und er den Menschen verlor, der für ihn so viel mehr war als nur ein Freund. Alles schwammig, alles schemenhaft.

Der Grund für all das: Hirnblutungen, Hirnschwellungen, ein Schädel-Hirn-Trauma, ein organisches Psychosyndrom. Immer wieder wird er operiert. Der linke Arm, die Hüfte, das Becken, das Knie, das Sprunggelenk: alles gebrochen. Die Milz: gerissen. Von den ersten Wochen im Bundeswehrkrankenhaus, den Notoperationen, dem künstlichen Koma, seiner Verwirrtheit, davon bekommt er nichts mit.

Seine Physiotherapeutin fragt Philipp einmal: „Was ist Ihnen passiert?"

„Anscheinend arbeite ich hier."

„Was? Wo arbeiten Sie?"

„Na, im Krankenhaus." →

„Nein. Sie sind hier, weil Sie einen Unfall hatten.“

Wahrscheinlich erinnert er sich an seinen Zivildienst in einem Krankenhaus.

Seiner Schwester sagt er: „Wollen wir nicht reiten gehen? Ich hätte Lust, ein Pferd zu satteln und einfach loszureiten.“ Seine Schwester hatte ein Pferd, seine Mutter auch. Er selbst ist auch manchmal geritten.

Manchmal ist Philipp in seinem Kopf ein Cowboy, manchmal ist er in Japan, während Schläuche und Kabel seinen Körper mit Beuteln und Maschinen verbinden. Niemand kann sagen, wie es mit ihm weitergeht. Ob er wieder zu demjenigen wird, der er einmal war. Oder ob er der bleibt, der er jetzt ist. So oft wie möglich besuchen ihn seine Eltern, seine Schwestern, seine Freundin. Vielleicht helfen ihm die bekannten Gesichter, einen Bezug zu seinem früheren Leben herzustellen.

Nach einigen Wochen bessert sich Philipps Zustand. Einer Krankenschwester aber rutscht das heraus, was Philipp noch nicht erfahren soll. Seine Eltern hatten allen in der Klinik gesagt: „Sagt ihm bloß nicht, dass John tot ist.“ Philipp kann die Information nicht aufnehmen. Er sitzt stoisch da, schaut ins Nichts. In seinem Unterbewusstsein aber setzt sich fest: Der kommt nicht wieder.

John, den er acht Jahre zuvor in einem Skateladen kennengelernt hatte. Mit dem er so viel Zeit verbrachte wie mit keinem anderen. Mit dem er nie stritt und trotzdem alles ausgesprochen war. Mit dem er zusammenwohnte in der Altbauwohnung, an deren Wänden Johns Gemälde hingen. Oft hatte er mit John stundenlang im Wohnzimmer gesessen, sie redeten, John malte, Philipp fotografierte. Irgendwann füllten die Aufnahmen Festplatten. Für Philipp, 26, Dreitagebart, Undercut, sind das heute „Zeitdokumente“.

Dreieinhalb Monate lang liegt er im Krankenhaus. „Die ganze Palette: Rollstuhl, Physio, Ergo, Röntgen, MRT, CT, Reaktionstests. Immer wieder.“ Jeden Tag kommen ihn Leute besuchen. Philipp lässt sich von den letzten Wochen erzählen, spricht viel von John. Er geht zur Psychologin und hat das Gefühl, sie nicht zu brauchen. Er wartet auf die Leere, die John hinterlässt, aber die kommt nicht. Klar, er denkt viel an John, er vermisst ihn, weint um ihn, wünscht ihn sich zurück. Aber er zerbricht nicht daran. Er hadert nicht mit dem Schicksal, kein Was-wäre-wenn. Was, wenn sie die Bar eine Minute später verlassen hätten oder John sich angeschnallt hätte? „Das bringt ihn nicht zurück.“

Anfang 2018 beginnt Philipp wieder in der Bar zu arbeiten, in der er die letzten Stunden mit John verbracht hat. Der erste Abend fühlt sich komisch an. Aber er holt sich ein Stück Normalität zurück. Manchmal erwischt er sich bei dem Gedanken, die Ereignisse verarbeitet zu haben. An anderen Tagen denkt er: „Das werde ich nie.“

• MEHMET YILMAZ

Als Mehmet Yilmaz nach zwei Tagen aus dem Koma erwacht, wirft es ihn zurück auf den Vordersitz seines Taxis. Er denkt an die Sirenen, die Lichter, die Sanitäter. Besonders an ein Wort: „Exitus.“ Er fühlt sich schuldig, denkt: „Oh Gott! Da ist jemand gestorben. Habe ich eine rote Ampel übersehen? Bin ich auf die falsche Spur gewechselt?“ Sein ältester Sohn erzählt ihm, was auch in den Lokalzeitungen steht: „Einer hat ein Auto geklaut und ist vor der Polizei geflohen. Du konntest nichts dafür.“ Yilmaz ist erleichtert. Es tut ihm gut. Seine Familie hilft ihm – und sein Glaube. Allah hat das eben so vorgesehen. Kann man nichts machen. Schicksal. Das Leben geht weiter.

In den ersten Wochen bekommt er aber die Bilder nicht aus seinem Kopf. Er sieht Leichen, Berge von Leichen. Er sieht sich, eingeklemmt auf dem Fahrersitz, wie er durch die Scheibe schaut und eine Zahl sieht: 141. Die Nummer des Taxis, das in dieser Nacht auf ihn zugerast kam.

Anderthalb Stunden brauchten die Rettungskräfte, um seinen geschundenen Körper aus dem Autowrack zu schneiden. Sein Puls war irgendwann nicht mehr messbar. Im medizinischen Bericht stand später: „Multiple Wirbelkörperfrakturen und Frakturen des Beckens, multiple Frakturen des linken Unterarms, eine Fraktur des Orbitabodens und eine offene Schnittwunde am linken Oberschenkel, ein Kreuzbandriss, Einblutung in die Nebenniere sowie Prellungen, Schürfwunden und Hautunterblutungen am gesamten Körper.“ Yilmaz beschreibt es so: „Mein Körper sah aus wie ein Regenbogen.“

Yilmaz liegt vier Wochen im Krankenhaus. Immer wieder wird er operiert, setzen Ärzte Schrauben und Schienen in seine Knochen ein. Manches muss er neu lernen, zu stehen, zu laufen, er kommt nach Hause, geht jeden Tag zur Reha, alle zwei Wochen zum Psychologen. Er telefoniert mit Philipp Zumhasch, mit Heike Braasch. Philipp sagt: „Mir geht’s schon besser.“ Heike Braasch sagt: „Sie können nichts dafür, dass mein Sohn gestorben ist.“ Die Telefonate tun Yilmaz gut. Aber sie machen ihn auch traurig. Er denkt: „Das hätte auch mein Sohn sein können.“

Wer Mehmet Yilmaz heute trifft, erlebt einen Menschen voller Dankbarkeit. Dafür, dass sein Leben so lief, wie es lief. Dass er als Neunjähriger aus der Türkei nach Deutschland kam und hier seine Frau kennenlernte. Für seine Söhne, seine Töchter. Dass die Taxistiftung und seine Kollegen Geld für ihn sammelten, als er sich in der Reha quälte und fürchtete, den Kredit für sein Haus nicht bedienen zu können. Dass er seit ein paar Monaten wieder Taxi fahren kann. Zwar nur ein paar Stunden am Stück, sonst schmerzen die Wirbelsäule und das linke Knie zu arg. Aber alles halb so wild. Natürlich, da gab es diesen Unfall. Sei’s drum. „Das Leben geht weiter.“

• RICARDAS D.

Als der Mann, dessentwegen er fast sein Leben verloren hätte, sich bei ihm entschuldigt, spürt Mehmet Yilmaz nichts. Es ist ein Tag vor Gericht. Ricardas D. sitzt auf der Anklagebank, und er bricht nur dieses eine Mal sein Schweigen. Es tue ihm alles leid. Er wäre am liebsten selbst tot. „Ich bereue zutiefst, was ich gemacht habe. Ich bete jeden Tag für den Verstorbenen.“ Yilmaz nimmt es emotionslos hin. Er glaubt D. nicht. Der wollte doch fliehen und wäre abgehauen, wenn nicht sein Sprunggelenk und der Oberschenkel zertrümmert gewesen wären. Nichts tut ihm leid.

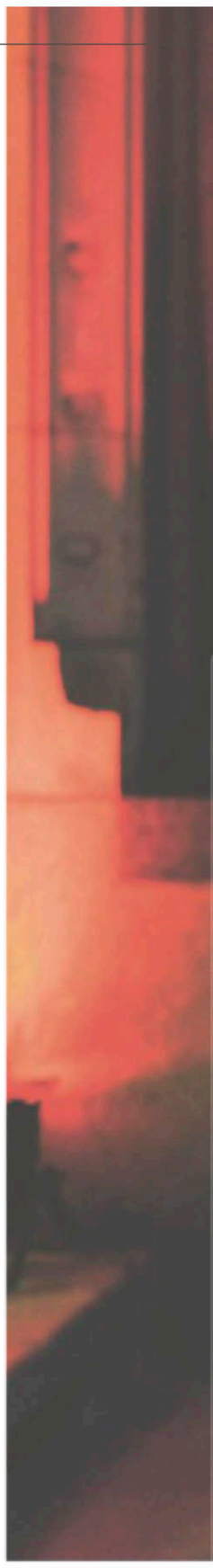
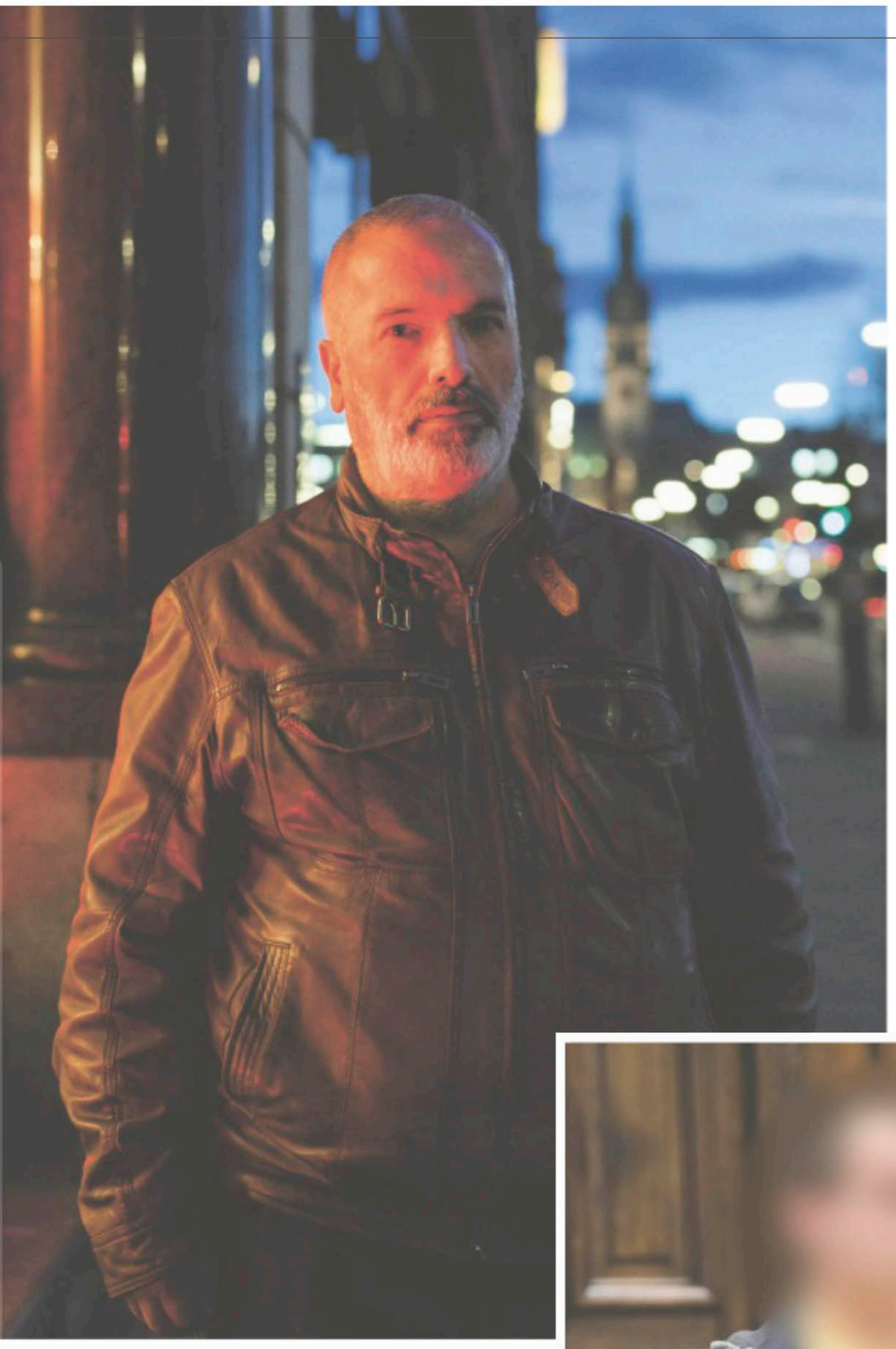
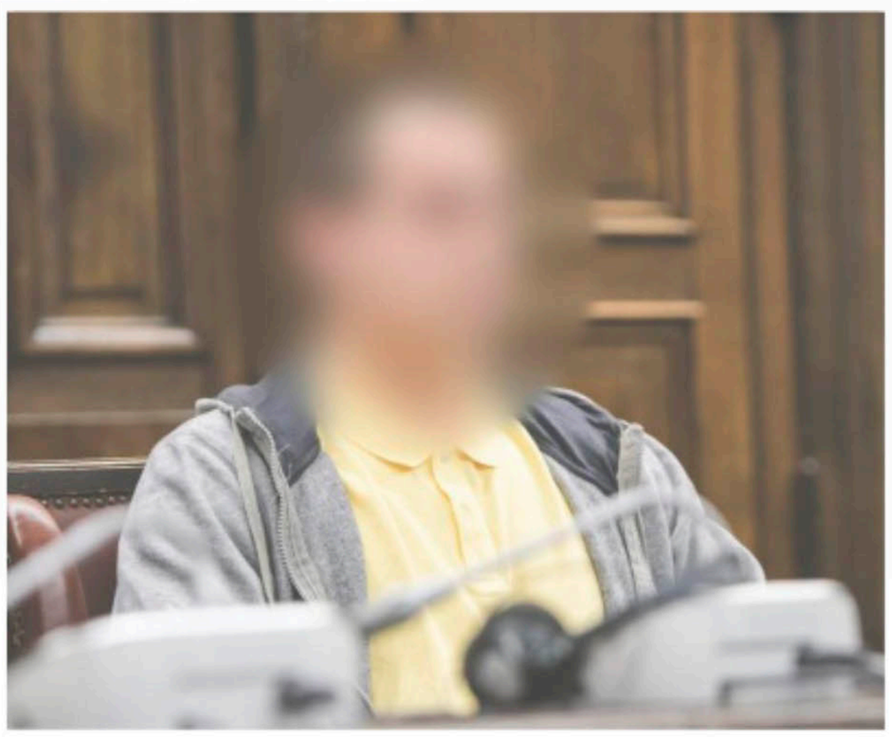


Foto: Daniel Bockwoldt/dpa





Mehmet Yilmaz träumte nach dem Unfall von Leichenbergen. Ricardas D. saß die meiste Zeit schweigend auf der Anklagebank. Auch als der Richter das Urteil vorlas

Wochen zuvor hatte Philipp Zumhasch ausgesagt – in der kurzen Hose, die John immer beim Thaiboxen getragen hatte. Ricardas D. kannte er nur mit schwarzem Balken vor den Augen aus den Zeitungen, ein muskulöser Typ mit kurz geschorenem Haar und Tunnelblick, ein arbeitsloser Hilfsarbeiter, der illegal in Deutschland war. „Ein Kleinkrimineller, wie aus einem Film oder einem Videospiel“, wie Philipp findet. Er schaute ihm immer wieder in die Augen, versuchte, etwas in diesem Menschen zu erkennen. Er fand nichts, dachte nur: „So ein Typ hat mir John weggenommen! Wieso ist der nicht selbst tot?“

Ricardas D. sei aus Angst losgerast, sagte dessen Anwalt, vollgepumpt mit Adrenalin. Er habe nichts mehr wahrgenommen um sich herum, nur noch die Sirenen, die ihm hinterherjagten. D. habe niemanden verletzen wollen, vor allem niemanden töten. Der Richter sah das anders. Ricardas D. hätte gehandelt wie jemand, „der flüchtet und auf der Flucht wild um sich schießt“. Das Urteil: Mord. Lebenslange Haft. Ricardas D. nahm es regungslos zur Kenntnis.

Heike Braasch tröstet das Urteil nicht. Was ändert es auch. Während des Verfahrens hatte sie es nicht in den Gerichtssaal geschafft. Sie konnte die Zeitungen nicht in die Hand nehmen, in denen D. zu sehen war. An den Verhandlungstagen schaltete sie den Fernseher nicht an. Weil sie diesen Menschen nicht sehen wollte. Er sollte gesichtslos bleiben, konturenlos, ein D. Das hatte ihr auch der Psychiater geraten. Sie wollte nicht noch mehr Konfrontation. Die hat sie jeden Tag. Sie erinnerte sich an einen Fall, in dem eine Mutter im Gericht den Mörder ihres Sohns erschoss. Sie dachte: „Das kann ich verstehen.“

Fünf Tage nachdem sich Johns Tod das erste Mal jährte, steht Heike Braasch in einem Tattoostudio. Hier hatte John oft anderen Leuten Tattoos gestochen, hatte er sich selbst tätowieren lassen, auch wenn seine Mutter das nicht mochte. An diesem Tag hat sie selbst ein Bild in ihrer Tasche, eine französische Lilie. Sie zeigt auf ihr linkes Handgelenk, dorthin, wo sie für den Rest ihres Lebens eine Blume tragen wird. ●

EPILOG

Den Unfallort hat Heike Braasch bis heute nie besucht. Fast jeden Tag steht sie aber an Johns Grab. Zu seinem Geburtstag gibt es jährlich ein großes Treffen mit seinen Freunden. Zwei von ihnen haben ihre Söhne nach John benannt. Heike Braasch sagt: „Das ist für mich fast der größte Trost: Wie sie auch nach so langer Zeit alle an meiner Seite stehen.“

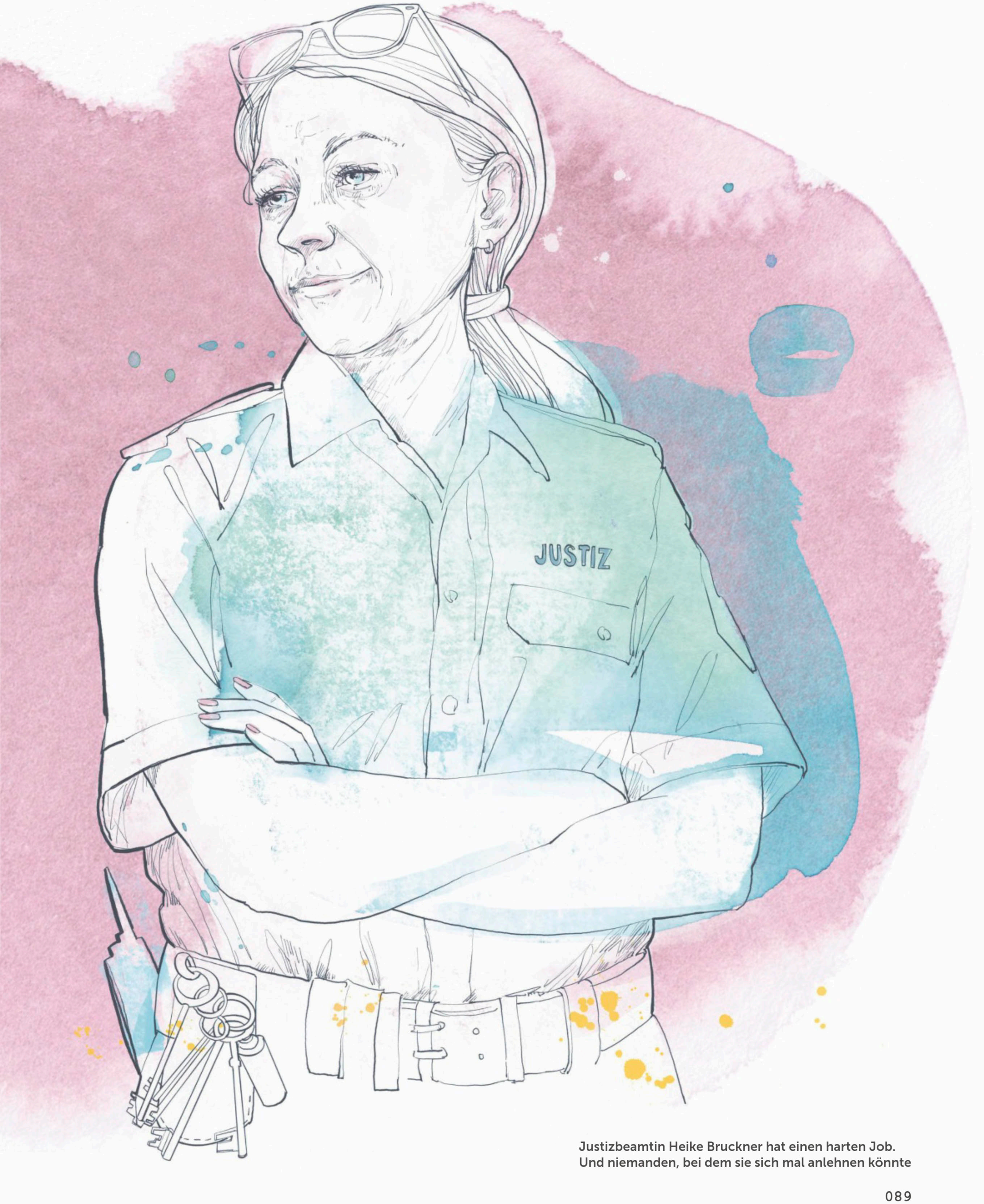
Philipp Zumhaschs Arme, Beine und Schultern tragen noch immer Narben. Sein Hüftgelenk wurde vor zwei Jahren ausgetauscht. Bis 2021 arbeitete er weiter in der Bar, vor deren Tür John und er in das Taxi gestiegen waren. Er wollte sich das nicht nehmen lassen: Die Bar sollte ein positiver Ort bleiben. Einmal mixte er einen Whisky Sour, einen von Johns Lieblingsdrinks, und stellte ihn schön dekoriert in der Nähe des Unfallorts ab. Ein „Cheers“ für seinen Freund.

Ein Sommer mit ihm

Bislang hatte sie nicht viel Glück in der Liebe.
Dann begegnet ihr Damian. Ist er der Mann fürs Leben?
Zumindest wird er ihres verändern



VON **SYLVIA CHYBIAK & STEFAN DOBLINGER** ILLUSTRATION **SABINE ISRAEL**



Justizbeamtin Heike Bruckner hat einen harten Job.
Und niemanden, bei dem sie sich mal anlehnen könnte



Es war ein heißer Frühsommertag. Sie fuhr dem Mann in ihrem alten VW Tiguan bis in die Dorfmitte entgegen, hielt am ehemaligen Gasthaus, das mit den Geweihen an den Wänden eher einer Jagdstube als einer typischen Dorfkneipe in Mecklenburg-Vorpommern glich. Einen Betreiber hatte es seit Jahren nicht mehr, auch das Kneipenschild fehlte, aber am Giebel prangte das Baujahr 1905. Der Treffpunkt für ihre Verabredung im Nirgendwo war leicht zu finden. Sie war aufgeregt. Dann endlich fuhr der metallic-graue BMW vor. Damian M. war da. Er zwängte seinen hünenhaften Körper aus dem Wagen. Er hob sie hoch und drückte sie an sich.

Es war der 18. Juni 2022. Ihre Geduld hatte sich gelohnt.

Im BMW wartete sein Stiefvater. Sie ließ ihren Wagen stehen. Zu dritt fuhren sie nach Polen, die Männer saßen im Fond und tranken kräftig, sie saß am Steuer. In Breslau verteilte M. die Geschenke für seine Familie. M.s Verwandte gaben ihr Handküsse. Sie kochten und tranken Wodka, M. übersetzte.

Ihre erste gemeinsame Nacht wollten sie in seiner Eigentumswohnung verbringen, aber die war eine verdreckte Baustelle. Sie bestand auf einem Hotelzimmer, und obwohl sie müde war, wurde es eine lange Nacht. Es gab viel zu bereden. Denn M. hatte Pläne. Zusammen ein Haus in Deutschland mieten, in dem auch seine Mutter und seine schwerbehinderte Halbschwester Platz fänden. Oder nach einem Haus in Polen Ausschau halten. Es ließ sich gut an in seiner Heimat, Hand in Hand schlenderten sie durch die Stadt. Der Turm des Doms hatte um die 300 Stufen, aber es gab einen Aufzug. Der Liftboy schaute besorgt auf das zulässige Gesamtgewicht, immerhin wog M. fast 200 Kilo. Nur zu dritt fuhren sie hinauf, die anderen Besucher mussten warten. M. machte Fotos von ihr, auf denen sie lachte.

Am dritten Abend sagte M. zu ihr: „Das ist das erste Mal, dass ich einer Frau sage, dass ich sie liebe.“

„Von Liebe wollte ich damals eigentlich nicht so schnell reden“, sagt Heike Bruckner* heute. „Ich bin ja keine 20 mehr.“

*Namen geändert

Im Eiscafé eines Berliner Shopping-Centers hat die 55-Jährige den Tisch in der ruhigsten Ecke gewählt. Es ist elf Uhr, Damenkränzchen und junge Marzahner Paare frühstücken zwischen Läden wie „TOP Friseur“ und „Classic Tattoo“. Bruckner trägt einen grauen Kapuzenpullover und eine Brille mit dunklem Gestell. Ihr blondes Haar hat sie sorgfältig zurechtgemacht. Sie bestellt Tee.

„Ich war stolz an seiner Seite“, sagt sie. „Nach dem haben sich die Damen im Baumarkt umgeguckt. Ein großer Mann ist wie ein Beschützer, und ich will beschützt werden.“

Als Bruckner von ihrem Leben, ihren Männern und von M. erzählt, fängt sie immer wieder an zu weinen.

Heike Bruckners Vater starb 1989, kurz vor der Geburt ihres ersten Sohnes, im selben Jahr verlor sie auch ihre Mutter. Ihr zweiter Sohn erkrankte mit zehn Monaten an einer Infektion, dann wurde Leukämie festgestellt, er war kaum drei Jahre alt, als sie ihn 1998 beerdigen musste. Sie war 29, und die Beziehung zu ihrem Freund war kurz vor dem Tod des Kindes zerbrochen. Der Mann, den sie ein Jahr später heiratete, war zunächst fürsorglich, aber dann fing er irgendwann an, sie zu beleidigen, er wurde bösartig, verprügelte sie mit einer Teleskopstange. Trotzdem schaffte sie es erst 2002, sich scheiden zu lassen. So gehen die Geschichten, die sie von ihren ersten Lieben erzählt.

Sechs Jahre später zog sie mit ihrem zweiten Ehemann zusammen. Er war 14 Jahre jünger und schenkte ihr die Aufmerksamkeit, nach der sie sich sehnte. Schickte zum Aufstehen nette Nachrichten: „Guten Morgen, Sonnenschein, wünsche dir einen schönen Tag.“ Sie vermittelte ihm eine Anstellung, gab ihm Geld, damit er seine Dispokredite ausgleichen konnte. 2012 heirateten sie. Aber ein Jahr später begann Heike Bruckner, unter Panikattacken, Weinkrämpfen und einer Essstörung zu leiden. Der alte Schmerz wegen des frühen Todes der Eltern und ihres Sohnes. Die Verlustängste. Sie fürchtete, dass ihr großer Sohn ausziehen und der Ehemann sie verlassen könnte. Es ging auf und ab, aber an der Beziehung hielt sie fest. 2021 war es dann doch so weit: Ihr Ehemann gestand ihr, dass er bereits seit sechs Monaten eine Affäre hatte, mit der Tochter einer ehemaligen Nachbarin. Bruckner trennte sich. Sie weinte nun oft, sie trank und rauchte zu viel. Heike Bruckner stürzte ab.

Ihr Job hatte schon länger unter ihrer Krise gelitten. Seit 2007 arbeitete sie in der JVA Berlin-Tegel, sie hatte an der Pforte angefangen, sich dann zur Justizvollzugsbeamtin ausbilden lassen und war mittlerweile für Besucher- und Fahrzeugkontrollen zuständig.

Die ersten Wochen nach ihrem Zusammenbruch hielt sie noch durch, aber Anfang 2022 war es dann endgültig zu viel geworden. Sie ließ sich in die riesige Werkhalle des Sortier- und Montagebetriebs versetzen.

Auch das war ein harter Job, aber es gab wenigstens keinen Schichtdienst mehr. Aus einem Glaskasten heraus beaufsichtigte Bruckner nun rund 60 Insassen. Viele von ihnen konnten nicht richtig rechnen oder lesen, manche schliefen, von Drogen benebelt, am Arbeitsplatz ein.

Bruckner war die einzige Frau, umgeben von verurteilten Straftätern, die 24 Stunden am Tag Zeit hatten, sich zu sehnen. Nach dem gitterlosen Himmel und einem passenden Schlüssel, um die eigenen Türen auf- und zuzusperren, wann sie es wollten. Nach frischer Luft ohne käsige Testosteron-Ausdünstungen. Nach Sex, Anerkennung, Zuwendung. Immer wieder kam es zu Prügeleien. Doch Bruckner war eine gute Schlichterin. Sie achtete darauf, dass Russen, Araber und Homosexuelle nicht am selben Arbeitstisch saßen, und kannte jeden der Inhaftierten mit Namen. Die Männer teilten ihre Sorgen mit ihr, und sie erzählte auch von sich. Manchmal brach sie dabei heftig in Tränen aus.

Bald wussten alle: Heike Bruckner war eine verlassene Ehefrau.

Nach der Rückkehr aus Polen fühlte es sich an, als wären M. und sie ein richtiges Pärchen. Doch schon am folgenden Wochenende saß sie allein in ihrer Datsche an der Mecklenburgischen Seenplatte, obwohl er sie doch zum Dorffest hatte begleiten wollen. Erst im Juli sahen sie sich in Berlin wieder.

Wenn sie zusammen waren, versuchte sie, was sie bei Männern immer versuchte: sich unentbehrlich zu machen. Sie wusste, was M. brauchte: einen Orthopäden für seine Füße, einen Zahnarzt, eine Brille. Er aß am liebsten Fleisch mit dicker Sauce, sie richtete ihm Melonensalat mit Feta an und mahnte ihn, nicht so viel Red Bull zu trinken. Schon immer war sie eine Frau gewesen, die sich kümmerte wie eine Mutter. Aber M. hatte viel zu tun, die Familie und die alten →

Kumpels, alle erwarteten etwas von ihm. Mal trafen die beiden sich, mal vertröstete er Heike, mal versetzte er sie.

Über Whatsapp tanzten sie in diesem Sommer 2022 umeinander herum:

Sie: *Kannst du mich nicht abholen … einfach irgendwo hin … egal*

Bitte M.

M.: *Melde mich*

Stress hier

Stress da

Sie: *Ich fahre auch, wenn du was trinken möchtest*

M.: *Und jetzt kommst du mit Druck*

Sie: *Kein Druck von mir … nur mega Sehnsucht*

Einfach mal wieder mit dir einschlafen und aufwachen, wie in Breslau … sooo schön.

Sie verstand ihn ja irgendwie: Diese Tage in Berlin stellten einen Neustart für ihn dar.

Im Frühjahr 2022 hatte sich Heike Bruckner in der JVA-Werkhalle gut etabliert. Auch hier war nicht jeder Tag einfach. Die Männer stammten aus den unterschiedlichsten Kulturkreisen und Gesellschaftsschichten, und das brachte die unterschiedlichsten Konflikte. Doch es gab einen Häftling, der für Ordnung sorgte, 2,10 Meter groß, fast vier Zentner schwer, mit einer Stimme wie ein Bundeswehrausbilder. Er beherrschte die Sprachen des Knasts, Deutsch und Polnisch, Türkisch, Russisch und Arabisch. Die anderen hatten Respekt vor ihm. Wenn Damian M. in der Werkhalle war, fühlte Heike Bruckner sich sicher.

Sie hatte den Polen bereits zehn Jahre zuvor kennengelernt, als er auf ihrer damaligen Station 5E eingesessen hatte, da war er 27 Jahre alt gewesen. Er hatte den Realschulabschluss nachgeholt und in der Autowerkstatt seine Ausbildung zum Kfz-Mechatroniker abgeschlossen. Aber offensichtlich war ihm der Wiedereinstieg in die Gesellschaft nicht ganz gelungen, denn nun saß er wieder ein.

Immer häufiger kam M. die paar Stufen hoch in ihren gläsernen Überwachungsraum. Er bat sie um Rat wegen seiner Mutter, die in Berlin-Neukölln lebte und sich beim Sturz in die Balkontür verletzt hatte. Er fragte, wie es Heike gehe. Er war wortgewandt, machte ihr Komplimente. Und er brachte sie zum Lachen. Für sie war er der Good Boy unter den Bad Boys.

Sie glaubte an Karma. Und auch an diese Weissagung, die ein Kartenleger ihr am Telefon gemacht hatte. Sie werde einen Mann mit blauen Augen kennenlernen, und diese Beziehung werde halten, Gott habe ein Einsehen, sie sei lange genug geprüft worden.

M. hatte blaue Augen.

Im Eiscafé steigt der Geräuschpegel, gefüllte Shopping-Tüten drängen sich neben die Tische. Heike Bruckner bleibt beim Tee. Sie spricht schnell, übergangslos reihen sich Erinnerungen aneinander wie Filmsequenzen.

Da wären zum Beispiel die Küsse auf die Stirn. „Stirnküsse sind für mich immer ein Versprechen“, sagt sie.

Oder dieser andere Filmschnipsel: wie sie am Rechner der JVA herausfinden will, warum M. wieder im Knast ist. Sie liest: „Urkundenfälschung“. Und denkt: Es gibt Schlimmeres.

Irgendwann in jenen Tagen in der Werkshalle bat M. sie um ihre private Telefonnummer. Ein-, zweimal rief er sie über den offiziellen JVA-Anbieter an. Und eines Tages leuchtete eine unbekannte Nummer auf ihrem Display auf: M. hatte sich ein Mobiltelefon besorgt. Handys sind in der JVA verboten, und Heike Bruckner wusste, dass sie eine Meldung hätte schreiben müssen. Sie kannte die Regeln, die roten Linien. Aber ein wenig hatte Heike Bruckner sie ja eh schon überschritten.

Im Gefängnis siezten sie einander, am Telefon konnten sie sich von abends um zehn bis morgens um drei duzen. Und sie telefonierten viel. Als sich eines Tages während der Arbeit ihre Hände berührten, sagte M., er habe einen Stromschlag gespürt. Im Vorratsraum half er ihr, Pakete in den oberen Regalen zu verstauen. Zwischen Klopapier, Papierhandtüchern und Putzmitteln gab es den ersten Kuss, ein 37-jähriger Bär von einem Mann und eine 53-jährige kleine Beamtin, Heike Bruckners Ohren brannten rot. Er schrieb ihr, sie solle sich in seine Arme fallen lassen. Er versprach, nach der Entlassung straffrei zu bleiben, ein geregeltes Leben wolle er führen. Mit ihr.

Weder ihren Freundinnen noch ihrem Sohn sagte sie, dass sie einen neuen Freund hatte, der noch einsaß. Niemand sollte ihr das Schöne kaputtmachen.

Im Juni 2022 würde M. ja auch freikommen. Sie würden sich in Mecklenburg-Vorpommern treffen, zusammen nach Polen fahren, damit sie seine Familie kennenlernen konnte.

Wenn sie heute im Eiscafé auf jene Monate zurückblickt, lassen nicht nur die Szenen, die sie miterlebt hat, ihren Film so düster wirken. Es geht vor allem um das, was sie nicht gesehen hat.

„Ich weiß auch nicht, was mich geritten hat“, sagt sie. „Im Nachhinein frage ich mich, durch welche Brille ich geguckt habe.“

Auch an ihrem Arbeitsplatz lief viel im Verborgenen. Zum Beispiel in der Kfz-Werkstatt. Bedienstete der Justiz, Polizei und Feuerwehr können dort ihre Fahrzeuge zur Reparatur abliefern, die Inhaftierten können daran schrauben. Die Werkstatt dient der Resozialisierung, weil die Straftäter hier eine Lehre zum Kfz-Mechatroniker abschließen dürfen. Sie kann aber auch hervorragend als Umschlagplatz für verbotene Dinge dienen, wenn man ein ausgeklügeltes System hat: Ein Fahrzeug kommt zur Reparatur, bei der Reparatur wird der Wagen von einem der Häftlinge so manipuliert, dass er bald wieder einen Defekt hat und zurück in die Werkstatt muss. Ist der Wagen wieder draußen, spähen Komplizen aus, wo das Auto abgestellt wird, befestigen ein Päckchen mit Drogen, Handys oder Waffen daran, und wenn der Wagen bald schon wieder zur Reparatur muss, spielt dessen Besitzer, ohne es zu ahnen, den Drogen-, Waffen- oder Handykurier für die Knastinsassen. Erheblich einfacher wird der Ablauf, wenn man



Eine Frau voller Sehnsucht und ein Mann wie ein Bär. Nur schade, dass Damian so viel um die Ohren hat

jemanden von den Bediensteten überzeugen kann, die Waren wissentlich mit reinzubringen. Dann spart man sich das Ausspähen und heimliche Anbringen. So soll das System funktionieren, über das unter den Häftlingen schon länger Gerüchte kursierten.

Dieser erste gemeinsame Berliner Sommer war frustrierend. Einige Wochen war M. nun schon draußen. Er hatte noch keinen Job. Darum hatte sie ihm 1000 Euro als Startkapital geliehen. Wie er seine Tage verbrachte, wusste Heike Bruckner nicht so genau. Dass er eine Ex-Freundin namens Paula* regelmäßig traf, das wusste sie. Aber er fahre nicht zweispurig, er liebe Paula nicht, beteuerte M., sie hätte einfach noch einiges für ihn zu erledigen.

Bald schon verschwand er dann plötzlich nach Polen und war nicht erreichbar. Heike Bruckner war in Tränen aufgelöst, als sie M.s Mutter in Berlin-Neukölln aufsuchte. Doch die Frau reagierte kühl. Irgendwie so, als wäre es nicht Heike, die sie als Frau an der Seite ihres Sohnes sehen wolle, sondern eine andere.

M. war wütend, als er von diesem Überraschungsbesuch erfuhr. Er schrieb: *Was du gemacht hast! Mir fehlen die Worte verdammt!*

Sie antwortete: *Du bist mein ein und alles … wen soll ich denn aufsuchen? Mein Herz ist mal wieder gebrochen. Mmh du sagtest doch, dass ich zu deiner Familie gehöre und jetzt nur Vorwürfe von dir. Ich verstehe es nicht.*

Es ging hin und her. M. wollte sich trennen, dann sprach er wieder von Liebe. Bruckner begriff: Sie würde nie zu seiner Familie gehören, nicht in Berlin, nicht in Breslau. Anfang September forderte sie die geliehenen 1000 Euro von M. zurück. Aber M. sagte, er könne nicht zahlen.

Ihm säßen gerade ganz andere Leute im Nacken.

Heike Bruckner ist heute klar, dass es nicht nur einiges gab, was sie nicht wissen konnte. Sondern auch vieles, was sie nicht wissen wollte. Zum Beispiel: „Ich hätte einfach mal schauen sollen, was er für einen Vorlauf hatte und wie viele Haftstrafen."

Damian M. war fünf Jahre alt gewesen, als er 1990 mit seiner alleinerziehenden Mutter von Breslau nach Berlin gezogen war. Die Mutter fand einen neuen Partner, doch vom Stiefvater bekam ihr Sohn wenig Zuneigung, und daheim gab es oft Stress. Mit ungefähr zwölf Jahren rutschte der Junge auf der Oberschule in Berlin-Neukölln komplett ab, er schwänzte, beleidigte Lehrer und flog raus. Mehrfach wechselte er fortan die Schule, die letzte verließ er nach der neunten Klasse ohne Abschluss. Seiner Mutter zuliebe begann er verschiedene Lehren, die er schnell wieder abbrach. Sein Revier war die Straße, er spielte Basketball, trieb Kraftsport und arbeitete als Türsteher. Zwei Wochen Jugendarrest bildeten 2004 dann den Auftakt seiner Karriere. 2005 kam er wegen räuberischen Diebstahls, unerlaubten Führens einer Schusswaffe, Bedrohung und Beleidigung noch mit einer Verwarnung davon. 2008 landete er dann doch im Knast. Es folgten weitere Verurteilungen, wegen mehrfachen Betrugs, Untreue, gewerbsmäßigen Computerbetrugs.

24 Eintragungen im Bundeszentralregister: Damian M. war ein Berufskrimineller und ein Mann, der seinen Willen nicht nur mit Gewalt durchsetzen konnte, sondern auch mit Finesse.

M.: *Eine Frage, kannst du es morgen mitnehmen? Bitte. Ich krieg hier schon die schlimmsten Drohungen. Jetzt habe ich noch größere Probleme. Die werden mich jetzt ficken. Weil die denken, ich lüge sie an. Ich bitte dich von ganzem Herzen, nimm es morgen mit dahin. Ich bitte bitte bitte dich, hilf mir.* →



Es waren verzweifelte Worte, die Heike Bruckner am 20. September 2022 auf dem Display ihres Handys las, am Ende dieses Sommers.

Tags zuvor hatte er ihr erzählt, was ihm auf der Seele lag. Es klang, als würde er sich ihr anvertrauen. Er habe im Knast ein paar Leuten versprochen, vier Handys samt Zubehör hineinzuschmuggeln. Leuten, bei denen man besser halte, was man verspreche. Sie seien richtig sauer auf ihn, er brauche Heikes Hilfe.

Alles, was sie tun müsse: einen Termin in der Kfz-Werkstatt der JVA vereinbaren. Wann und wo er die Handys in ihrem Wagen versteckt: Darüber müsse sie sich keine Sorgen machen. Er werde sich um alles Weitere kümmern.

So würde Heike Bruckner das Gespräch später schildern. An seine flehende Whatsapp vom nächsten Tag hängte er einen Screenshot mit einer Forderung, die er aus dem Knast bekommen habe: *Und wenn du dich das traust heute nicht zu geben werden wir sehen was passiert.*

Am nächsten Abend kam M. zum Essen in Bruckners Wohnung. Sie sprach von ihrer Angst, erwischt zu werden. Sie würde ihren Job verlieren. M. machte ihr Mut. Schließlich sagte sie: Okay, ich mach es.

Heike Bruckner hatte ein flaues Gefühl, als sie am Morgen danach in die JVA kam. Kaum war sie da, wurde sie zum Anstaltsleiter bestellt. Hatte jemand M. verpfiffen? Doch ihr Chef hatte etwas anderes zu verkünden.

Als frischbeförderte Justizhauptsekretärin passierte sie am Tag darauf, dem 23.September 2022, um 6.22 Uhr das Tor II der JVA Tegel, um ihren Wagen in die Werkstatt zu bringen. An der Sicherheitsschleuse stieg sie aus. Bruckner war gelassen, vielleicht hatte M. seine Ware schon deponiert, aber Handys durfte man so viele im Wagen haben, wie man wollte – solange man sie nicht an die Inhaftierten weitergab. Wie üblich suchte ein Sicherheitsmann den Unterboden ihres Tiguan mit einem Spiegel ab. Bruckner kannte das Prozedere. Doch diesmal war etwas anders.

Diesmal schienen die Sicherheitsleute es genauer wissen zu wollen.

Heike Bruckner sagt, unter all den Details, von denen sie erst im Nachhinein erfuhr, hätten besonders die Momente geschmerzt, in denen M. sie bewusst hintergangen hatte.

Etwa, dass er versprochen hatte, sauber zu bleiben, aber gleich nach seiner Entlassung in Berlin Drogen ausgeliefert hatte, mit seinem BMW als Koks-Taxi. Und dass dieser BMW von Paula für ihn geleast worden war. Und dass Paula und M. in Wahrheit immer noch zusammen waren. Und dass M. nur eine der beiden seiner Mutter als seine Freundin vorgestellt hatte: Paula.

Am meisten habe wehgetan, wie sehr er sie über seine Gefühle belogen hatte: „Später hat er gesagt, dass er in Wahrheit nie etwas für mich übriggehabt hatte."

Am fatalsten aber war etwas, von dem auch M. nichts wusste: Ein JVA-Insasse hatte sich beim Aufsichtspersonal gemeldet. Er habe da etwas gehört: dass jemand über die Kfz-Werkstatt Sachen in den Knast schmuggle. Und dass dieser Jemand von einer Bediensteten unterstützt werde. Von einer Blonden.

Ein zweiter Sicherheitsmann kam und sah sich auch den Innenraum des Autos an. Unter dem Fahrersitz zog er einen schwarz-weißen Stoffbeutel hervor. Darin lagen zwar Handys, aber auch Glasampullen, Hartgelatinekapseln, Tabletten und etliches mehr. Heike Bruckner war nun nicht mehr entspannt.

Was das sei? Keine Ahnung. Wie es in ihren Wagen gekommen war? Wisse sie auch nicht. Aber ihr zweiter Autoschlüssel sei verschwunden. Vielleicht hänge es damit zusammen.

Sie musste ihren Kollegen in einen Raum der Sicherheitsgruppe folgen. Der Inhalt der Ampullen und der anderen Substanzen wurde mit Drogen-Schnelltests bestimmt, Bruckner als Beschuldigte vernommen. Vier Seiten lang war das Protokoll der Sicherstellung.

Das Auto wurde nun komplett durchsucht. Unter dem Beifahrersitz fanden die Beamten unter anderem eine Kühltasche mit eingewickelten Paketen, denen ein süßlicher Geruch entströmte. Am Ende las sich die Liste der Funde wie der Wunschzettel eines ganzen JVA-Traktes: 23 Mobiltelefone, 26 Ladekabel, 20 Netzstecker, 19 SIM-Karten, vier SD-Karten. Dazu zwei Tätowiermaschinen samt Zubehör. Und die Drogen: Kokain, Cannabis, die Schmerzmittel Subutex und Pregabalin, ein Beutel mit einem Heroingemisch, Tilidin-Tabletten, Ketamin, Testosteron und Trenbolon sowie Spritzen und Kanülen. Der geschätzte Marktwert im Gefängnis: 80 000 bis 100 000 Euro.

Noch am selben Tag wurde Bruckner zur Durchsuchung ihrer Wohnung mitgenommen. Sie weinte vor Verzweiflung, als die Beamten zweieinhalb Stunden lang alles auf den Kopf stellten. Der Zweitschlüssel ihres Tiguan fanden sie dabei im Flur in einer Schublade.

Sie hyperventilierte, als sie in die Gefangenensammelstelle Berlin-Tempelhof kam. Der Sanitäter musste gerufen werden. Es folgte die erkennungsdienstliche Behandlung. Größe und Gewicht wurden notiert, auch der Zustand: ⟶

$$\ddot{\mathbf{r}}_1 = -Gm_2\frac{\mathbf{r}_1 - \mathbf{r}_2}{\left|\mathbf{r}_1 - \mathbf{r}_2\right|^3} - Gm_3\frac{\mathbf{r}_1 - \mathbf{r}_3}{\left|\mathbf{r}_1 - \mathbf{r}_3\right|^3},$$

$$\ddot{\mathbf{r}}_2 = -Gm_3\frac{\mathbf{r}_2 - \mathbf{r}_3}{\left|\mathbf{r}_2 - \mathbf{r}_3\right|^3} - Gm_1\frac{\mathbf{r}_2 - \mathbf{r}_1}{\left|\mathbf{r}_2 - \mathbf{r}_1\right|^3},$$

$$\ddot{\mathbf{r}}_3 = -Gm_1\frac{\mathbf{r}_3 - \mathbf{r}_1}{\left|\mathbf{r}_3 - \mathbf{r}_1\right|^3} - Gm_2\frac{\mathbf{r}_3 - \mathbf{r}_2}{\left|\mathbf{r}_3 - \mathbf{r}_2\right|^3}.$$

NUR AUF NETFLIX | JETZT ANSEHEN

VON DEN MACHERN VON *GAME OF THRONES*

EINE NETFLIX SERIE

3 BODY PROBLEM

NUR AUF NETFLIX | JETZT ANSEHEN

„gepflegt“. Fingerabdrücke wurden genommen, Fotos mit und ohne Brille gemacht, ihre Tattoos abgelichtet, sie hatte all das schon oft miterlebt, aber nie am eigenen Leib.

Dann wurde sie in die JVA nach Luckau-Duben in Brandenburg überstellt. Noch nie hatte sich eine Zellentür hinter Heike Bruckner geschlossen. Sie antwortete morgens um sechs Uhr, wenn die „Lebendkontrolle“ durchgeführt wurde, auch das kannte sie nur zu gut. Sie musste die Anstaltskleidung tragen, weinroten Jogginganzug und grünes Poloshirt. Sie legte eine Pappe auf die nackte WC-Schüssel ihrer Zelle, weil sie ihre Mahlzeiten nicht neben dem offenen Klosett einnehmen wollte.

In der Freistunde häkelte sie, nahm Kontakt zu anderen Gefangenen auf, auch wenn sie wusste, dass Mörderinnen darunter waren. Niemandem sagte sie, welchen Beruf sie ausgeübt hatte und warum sie einsaß. In der Stille der Zelle las sie sich müde, jeden Tag ein neues Buch. Die Monate vergingen, im Dezember 2022 durfte sie mit ihren Angehörigen skypen. Die Enkelkinder sahen sie auf dem Monitor und fragten, warum sie denn gar nicht braun gebrannt sei, die Eltern hätten doch gesagt, sie sei im Urlaub. 111 Tage blieb sie in ihrer Einzelzelle. Mittlerweile ertrug sie kein Schlüsselgeklapper mehr. Die Schließerin Heike Bruckner hatte endgültig die Kontrolle verloren.

Als sie am 11. Januar 2023 aus der Untersuchungshaft entlassen wurde, war ihre berufliche Karriere zerstört. In der Boulevardpresse wurde hämisch über „Knast-Heike“ und ihr angeblich frivoles Leben in der JVA berichtet.

Fünf Monate später begann der Prozess vor dem Landgericht Berlin, Bruckner erschien zum Schutz vor den Fotografen mit Coronamaske und schwarzer Kappe. Erstmals seit ihrer Festnahme sah sie M. wieder. Sie saßen gemeinsam auf der Anklagebank, aber er grüßte sie nicht. Heike Bruckner schüttelte sich bei dem Anblick des massigen Mannes. Der Beschützer war entzaubert.

Die Staatsanwaltschaft forderte für Bruckner zweieinhalb Jahre Haft wegen Bestechlichkeit und des Handels mit Betäubungs-, Doping- und Arzneimitteln. Sie habe bereits vor jenem Septembertag Handys in die JVA gebracht. Denn der Hinweisgeber aus dem Knast hatte schon im Juli 2022 von einer Schmuggelaktion mit „der Blonden“ erzählt. Tatsächlich hatte Bruckner damals zwei Termine in der Werkstatt. In Bruckners Handys hatten die Ermittler Chatverläufe entdeckt. M. hatte ihr im September geschrieben, dass er bald 2000 Euro bekomme. Und dass er davon 1500 an Heike abtreten werde. Die Staatsanwaltschaft war überzeugt: Damit konnte nur ihr Anteil an der Bezahlung für die Schmuggelaktion gemeint sein. Bestechungsgeld.

Heike Bruckner gestand, dass sie zugestimmt hatte, etwas in die JVA zu bringen. Aber auf keinen Fall Drogen, nur Handys, und nur dieses eine Mal im September. Ob M. ihr schon bei einem früheren Werkstattbesuch heimlich etwas ins Auto gelegt hatte, wisse sie nicht.

Und die 1500 Euro? M. habe ihr erzählt, dass ein Freund endlich seine Schulden beglichen habe. Deshalb könne er ihr nun auch die 1000 Euro zurückzahlen, die sie ihm geliehen hatte, und 500 Euro obendrauf als Zins. Mit dem Schmuggel habe das Geld nichts zu tun gehabt, beteuerte Bruckner. Sie sei nicht bestochen worden. Sie habe es nur getan, weil M. sie emotional unter Druck gesetzt habe.

Damian M. behauptete allerdings, Heike Bruckner sei in alles eingeweiht gewesen. Er habe sich von ihr auch kein Geld geliehen, dementsprechend seien die 1500 Euro auch keine Rückzahlung gewesen, sondern ihr Anteil am Schmuggelgeschäft.

Das Gericht hielt ihn nicht für glaubwürdig. Es ging davon aus, dass seine Schuldzuweisungen nur dazu dienen sollten, selbst mit einer geringeren Strafe davonzukommen. Es war überzeugt, dass er Bruckner tatsächlich getäuscht hatte und sie geglaubt hatte, nur Handys und keine Drogen im Wagen zu haben. Es bescheinigte ihr eine stark ausgeprägte Suggestibilität, Leichtgläubigkeit und übermäßige Emotionalität. M. habe das Vertrauen dieser einfach zu manipulierenden Frau ausgenutzt. An einer ernsthaften Beziehung habe er kein Interesse gehabt, das hatte er selbst so gesagt.

Die Richter rekonstruierten, wie er seinen Plan umgesetzt hatte: Während des letzten Abendessens vor Bruckners Festnahme hatte M. heimlich Bruckners Autoschlüssel genommen, war unter einem Vorwand hinunter auf die Straße gegangen und hatte die beiden Taschen von seinem in ihr Auto umgeladen. Mit einer wesentlich brisanteren Ware, als sie glaubte, fuhr Heike Bruckner zwei Tage danach in die JVA-Werkstatt.

Eines wollten die Richter Bruckner aber nicht glauben: dass die 1500 Euro kein Lohn für die Schmuggeltour waren. Sie waren davon überzeugt, dass ein Mann wie M. niemals freiwillig 500 Euro als Zins für geliehenes Geld zahlen würde.

Am 24. August 2023 wurde Heike Bruckner wegen Bestechlichkeit zu einer Freiheitsstrafe von einem Jahr verurteilt, ausgesetzt zur Bewährung. Das Urteil falle auch deshalb so milde aus, weil sie stark unter der vorverurteilenden Medienberichterstattung habe leiden müssen.

Damian M. wurde zu fünf Jahren und zehn Monaten verurteilt. Unter anderem wegen Bestechung, Besitz von Betäubungsmittel und bewaffneten Handeltreibens damit. Die Polizei hatte in der Wohnung seiner Freundin Paula und im geleasten BMW Drogen und ein Klappmesser gefunden.

„Der hat mir mein ganzes Leben genommen“, sagt Heike Bruckner heute. „Im Nachhinein weiß ich, er ist sehr manipulativ. Er lässt mich hopsgehen, nimmt in Kauf, dass ich alles verliere.“

Sie kann nun nicht mehr in der JVA arbeiten. Sie verbringt die meiste Zeit zu Hause, hegt ihre beiden Britisch-Kurzhaar-Katzen und versorgt die Enkelkinder. Nicht alle Freunde sind an ihrer Seite geblieben. Die verbliebenen sagen, ihre Herzlichkeit mache Heike Bruckner aus. Aber sie sei zu gutgläubig. Sie selbst sagt, sie habe viel über sich gelernt in der Zeit, die sie nicht vor, sondern hinter der Zellentür verbringen musste.

„Wenn ich ein Buch schreiben würde, wäre der Titel: Die andere Seite.“ ●

S C H M U C K L O S E

Auf einem Friedhof in Asunción, Paraguay,



DIE KNOCHEN SIND IN DER GRUFT GEBLIEBEN, VON DEN GRABBEIGABEN IST NICHTS MEHR ZU SEHEN

G E B E I N E

bekommen die Toten mehr Besuch von Dieben als von Verwandten. Der Fotograf Aurélien Buttin war an den Gräbern

VON **FABIAN HILLEBRAND**





WIE EINE HÜBSCHE ALTSTADTSTRASSE WIRKT DER EINGANGSBEREICH VON LA RECOLETA …

In der Nacht kommen die Lebenden zu den Toten, um ihnen ihr letztes Hab und Gut zu nehmen. Die Schatzsucher steigen über meterhohe Mauern. Sie zertrümmern die Glasfenster der Mausoleen, sie brechen hundert Jahre alte Särge auf, sie durchwühlen Grabstätten. Wer Glück hat, findet Gold, doch viel ist nicht mehr da. Silber schon eher. Oder Keramik, Bronze oder wenigstens die Metallbuchstaben, mit denen die Hinterbliebenen die Namen der Verstorbenen und ihr letztes Geleit an die Gräber geschrieben haben. Die Inschriften sind schnell abmontiert. Die Namen bleiben trotzdem erhalten, weil die Buchstaben den Stein vor der Witterung geschützt haben. Aber sie verblassen.

„Der schönste Friedhof der Stadt" sei La Recoleta, hatte der Fotograf Aurélien Buttin in einer kleinen, lauten Bar in Asunción gehört. Am Nachbartisch sprach man über die beeindruckenden Mausoleen und Krypten. Das wollte sich der Franzose, der in Paraguay lebt, ansehen. An einem 33 Grad heißen Sommertag betrat er den Friedhof, wenige Kilometer vom Zentrum der Hauptstadt gelegen, 19 Hektar groß, 26 Fußballfelder, ein kleines Dorf.

Der Eingang dieses Dorfes, in dem die Toten wohnen, ist prunkvoll. Rosa Fliesen zieren ein riesiges Mausoleum. Zwischen den Mauern erhebt sich ein weites Tor. Buttin sah eine pittoreske Stätte vor sich. In zehn Linien stehen die Grabmäler ordentlich aufgereiht nebeneinander, wie in einer Planstadt führen gerade Wege von einem Mausoleum zum nächsten. Die Sonne spiegelte sich in den roten, grünen und fliederfarbenen Fliesen. Alte Bäume warfen ihren Schatten. „Was mir als Erstes auffiel: Keiner der Toten lag unter der Erde", erinnert sich Buttin.

Die Särge liegen in Mausoleen und Krypten, jedes Grab sieht aus wie ein Haus. Manche der Gräber sind eng an-

Jedes Grab ein Haus. Und in manchen davon liegen regelrechte Schätze

einandergedrängt, wie in Trabantenstädten, und in manchen stapeln sich Dutzende Särge, jeder hat ein eigenes Stockwerk mit einem eigenen Fenster. Andere Gräber sind wie Einfamilienhäuser, sie haben eine Tür und einen Vorgarten. Und wieder andere sind Paläste, Prunkbauten, vor denen Engel aus Stein die Eingänge bewachen, Zwiebeltürme ragen in den Himmel. Die Särge sind durch Glasfenster oder Türen zu sehen, sie sind mit Blumen und Bildern geschmückt. Die Lieblingsgegenstände der Verstorbenen wurden daneben abgelegt, Schmuck, kleine Tischdecken, Puppen, manchmal sogar Fahrräder. Auf diese Weise gehen ihre Toten mit Freude und Würde hinüber in die andere Welt, denken die Paraguayer.

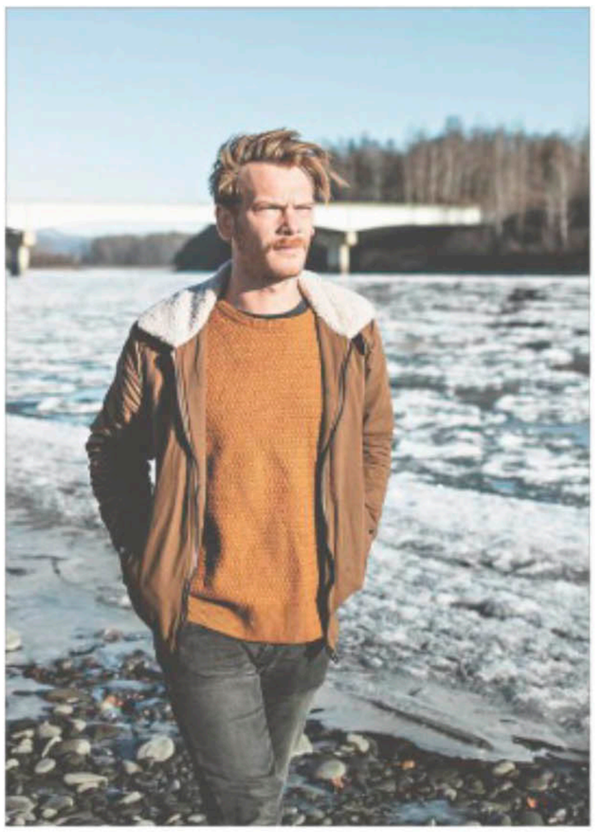
Dringe man aber weiter in den Friedhof vor, werde aus der Planstadt ein Labyrinth und aus der würdevollen Pracht ein makabres Chaos, sagt Buttin. Es kündigt sich langsam an. Neben den Wegen, die kreuz und quer zwischen den Gräbern hindurchführen, finden sich die Hinterlassenschaften der Lebenden: zusammengedrückte Weinkartons, die Stummel von Joints, leere Plastikflaschen, aus denen nächtliche Besucher süßen Zuckerrohrschnaps getrunken haben.

Dann die ersten zertrümmerten Scheiben. Die ersten aufgebrochenen Türen. Die ersten verstümmelten Skulpturen. Im Osten und im Süden des Friedhofs, dort, wo die Mauern schon vor Jahren eingestürzt sind, ein unwürdiger Anblick: Leichen liegen auf dem Boden herum. Särge sind aus ihren Mausoleen gezerrt worden und liegen quer auf den Wegen. Aus ihnen quellen Knochen. Lose Gebisse lachen einen aus Blumen heraus an. Dort, wo einst Goldzähne glänzten, klaffen nun Zahnlücken.

„Bei dem Anblick wurde mir schlecht“, sagt Buttin. Zurück in der Stadt erzählte er dem Vater seiner paraguayischen Freundin von dem Friedhof. Der konnte es kaum glauben. So hätten die meisten Paraguayer reagiert: ungläubig. ⟶

… DOCH JE TIEFER MAN VORDRINGT, DESTO MEHR EINGESCHLAGENE SCHEIBEN FINDET MAN

Aurélien Buttin studierte Geografie. Doch dann reiste er lieber durch die Welt, er war in über 40 Ländern auf drei Kontinenten. Erst seit Kurzem weilt der Fotograf an einem Ort, an dem er länger bleiben will: in Asunción, der Hauptstadt Paraguays





DIE RÄUBER HABEN
ES NICHT NUR
AUF SCHMUCK
ABGESEHEN,
SONDERN AUCH
AUF ZAHNGOLD





IMMER WIEDER BRECHEN BRÄNDE AUS, WEIL DIEBE VERSUCHEN, SICH MIT LAGERFEUERN ZU WÄRMEN

Im Jahr 1842 waren die Innenhöfe der Kirchen von Asunción überfüllt mit Gräbern. Eine neue Kirche wurde gebaut, und das Land um die Kirche wurde zum Friedhof. Damals lag er noch außerhalb von Asunción, später fraß die Stadt die umliegenden Dörfer und alles Land, auch den Friedhof. La Recoleta ist heute die größte Ruhestätte Paraguays, viele Präsidenten des Landes liegen dort, ebenso wie berühmte Sänger und Dichter und vermutlich auch die erste Anwältin und Frauenrechtlerin Paraguays, Serafina Dávalos.

Man könnte denken, die Stadt wolle ein solches Kulturerbe vor Eindringlingen schützen. Laut der Stadtverwaltung gibt es 18 Teams aus Wachleuten. Jedes besteht aus fünf Sicherheitsmännern. Sie arbeiten in vier Schichten. Unlängst wurden die Friedhofsgebühren angehoben, um noch mehr Männer anzustellen.

Bei einem seiner Besuche auf dem Friedhof traf Buttin zwei Wachmänner. Sie erzählten ihm: Die Räuber kommen am Abend. Manche entzünden ein Lagerfeuer, um sich warm zu halten. Dann beginnt die Suche in den Gräbern, oft die ganze Nacht lang.

Warum könne man die Räuber nicht stoppen?, fragte Buttin.

„Das sind Tiere“, sagte der jüngere der beiden Wachleute. Was er damit sagen will: Es seien oft die Ärmsten der Armen, sie hätten nichts zu verlieren, und das mache sie gefährlich. Außerdem sei der Friedhof viel zu groß, um alles zu überblicken. La Recoleta hat 13 Eingänge.

Der Kreis der Menschen, die mit allen Mitteln ums Überleben kämpfen müssen, ist gewachsen. So leben heute 25 Prozent der Bevölkerung unter der Armutsgrenze. Auch wer Arbeit hat, kann nicht zwangsläufig gut davon leben. Als es der Polizei im vergangenen Jahr gelang, einen Grabräuber zu fassen, war es ein „normaler Bürger“. Der Maurer Julio Delvalle arbeitete auf dem Friedhof, bis ihn an einem Dienstagmorgen im Mai Polizisten festnahmen. Auf einem Bild sieht man, wie Polizisten und Sicherheitsleute ihn abführen. Einen stämmigen Mann mit schwarzem Haar. Sein türkisfarbenes Polohemd ist voller Löcher und Flecken. Grund der Festnahme: Die Staatsanwaltschaft hatte ihn wegen Diebstahls von Bronzetafeln und Leichen angeklagt. Noch am selben Tag durchsuchten die Polizisten den Friedhof. In einem Personalraum fanden sie Bronzetafeln, Kruzifixe, Schädel und Gebisse. Sie lagen zwischen Kaffeemaschinen und Tassen herum. Julio Devalle hatte einen Schlüssel zu diesem Raum.

Angehörige konnten sich bei der Polizei melden, wenn sie glaubten, die beschlagnahmten Gegenstände gehörten zu den Gräbern ihrer Familie. Es meldeten sich nur wenige. Die meisten Schädel und Gebisse liegen immer noch bei der Polizei. Die geht davon aus, dass Delvalle viel mehr geraubt hat, als sie an jenem Tag beschlag-

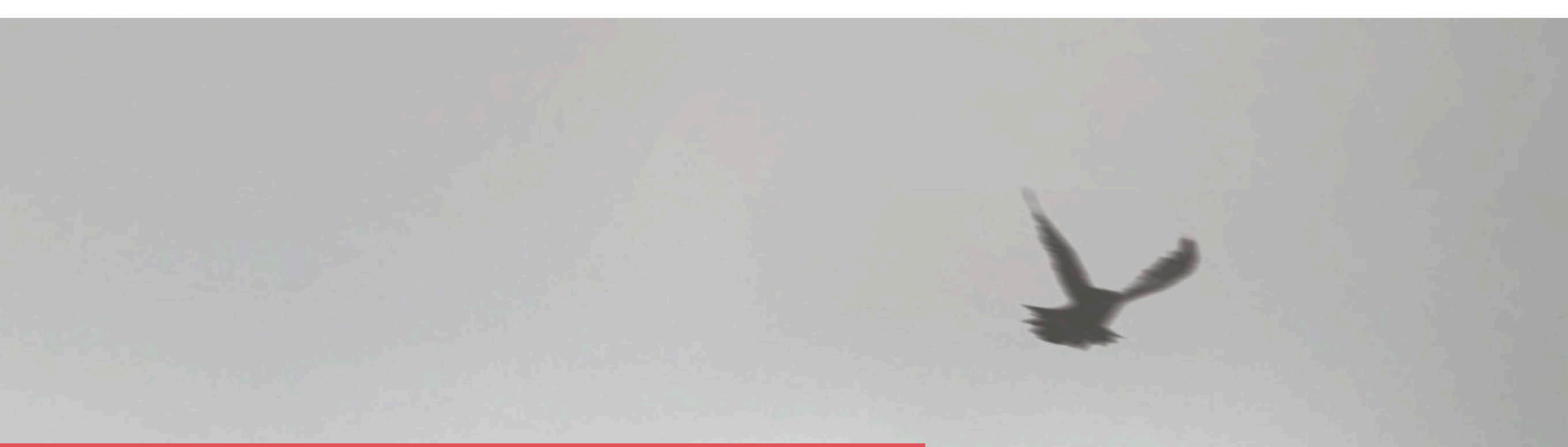


Auch Medizinstudenten bedienen sich an den Toten. Sie brauchen Material für ihre Studien

nahmten. Vieles hatte er wohl längst verramscht. Aber wer kauft Schädel und Gebisse? In manchen von ihnen hatten sich wohl Goldzähne befunden, die der Maurer in aller Ruhe in seinem Lagerraum entfernt hatte. Andere könnte er an Medizinstudenten verkauft haben. Es gibt Berichte darüber, dass sich auch angehende Ärzte auf den Friedhof schleichen. Sie bedienen sich für ihre Studien an den Toten.

Räuber wie Delvalle müssen mit öffentlicher Bloßstellung rechnen. Die Polizei veröffentlicht ihre Namen, samt Personalnummer. Sie postet Bilder von ihnen. Vor allem junge Männer sind dort zu sehen, in Boxershorts, oberkörperfrei. Wer sein Gesicht nicht zeigen will, dem ziehen die Polizisten eine schwarze Kapuze über den Kopf. Mit dem Logo der Polizei drauf. Die Grabräuber sehen damit aus wie die Folteropfer von Abu Ghraib.

Trotz solcher Zurschaustellung gibt es immer neue Grabschänder. Nicht nur in La Recoleta. Die Räuber weichen längst auch auf andere Friedhöfe aus. Es ist der natürliche Zustand der Welt, dass sie viel mehr Tote als Lebende beherbergt. Daher ist es unmöglich, alle Friedhöfe zu überwachen. Die Angehörigen müssen sich also selbst helfen. Statt Gold, Uhren oder Edelsteine legen viele ihren Verwandten nur noch Blumen ins Grab. In einem Video erzählt ein alter Mann mit gebrochener Stimme, Diebe hätten die Inschriften am Grab seiner Großmutter gestohlen. Immer wieder habe er Anzeige erstatten lassen, es sei aber nichts passiert. Die Menschen räumen vermehrt die Gräber ihrer Verwandten aus, berichtet der Fotograf Buttin. Lieber bekommt der Tote keine Gaben mit auf den Weg, als sie Gaunern zu geben, sagen diese Leute. Die Mausoleen werden bescheidener. Manche Paraguayer verzichten sogar ganz auf die alten Sitten. Sie begraben ihre Toten unter der Erde. ●



IHRE VORTEILE IM TEST:

+ 34 % sparen
+ Bequeme Lieferung frei Haus
+ Versandkostenfrei
+ Keine Ausgabe verpassen
+ Einen Tag früher lesen

JETZT BESTELLEN

www.stern-crime.de/testen

Telefonisch unter: **+49 40 55557800**

Bitte geben Sie Ihre Bestellnummer an: 171 7926

3 Ausgaben im Probeabo für zzt. nur 12,80 € (inkl. MwSt. und Versand). Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Anbieter des Abonnements ist Gruner + Jahr Deutschland GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.

Kein Verbrechen:

3 lesen, 2 zahlen.

Crime testen und 34% sparen!



DAS HAUS DES SAMMLERS

Er hat eine Mission.
Und dafür braucht er Menschen

VON **AIREN**





Auf den ersten Blick wirkte das Anwesen in Wilseyville, Kalifornien, nicht verdächtig. Doch je länger die Ermittler suchten, desto grauenhafter war das, was sie entdeckten

„Ich bin eine gefährliche Person.
Die Gesellschaft würde sich Sorgen machen, wenn sie wüsste,
dass ich existiere und was ich vorhabe.“

Aus dem Tagebuch von Leonard Lake

Es ist Zufall, der die Sache in Gang setzt. John Kallas ist an seinem freien Tag zum „South City Lumber & Supply“-Baumarkt in South San Francisco gefahren, als er dort diesen Asiaten sieht: Anfang 20, dicke Brillengläser und in einen schweren Parka gehüllt, der einen Tick zu warm scheint für diesen milden Sommertag. In seinen Händen trägt er einen schweren Schraubstock. Geht damit aber nicht zur Kasse, sondern marschiert direkt an Kallas vorbei durch die Vordertür hinaus.

Kallas, Reserve Officer beim South San Francisco Police Department, folgt dem Dieb, der den Schraubstock in seinen goldfarbenen Honda Prelude geworfen hat. Der Mann macht sich zu Fuß davon. Kallas ruft seine Kollegen.

Sonntag, der 2. Juni 1985, früher Nachmittag.

Es ist Instinkt, der die Sache ins Rollen bringt. Ein komisches Bauchgefühl, das dem eilig angerückten Officer Daniel Wright sagt, dass etwas nicht stimmt mit diesem anderen Kerl, der wenig später aus dem Laden auf sie zustürmt: um die 40, Vollbart, Glatze und sichtlich aufgebracht. Sagt, er wolle keinen Ärger. Die Rechnung für den Schraubstock habe er bereits beglichen. Doch anstatt die Sache auf sich beruhen zu lassen, bittet Officer Wright den Mann um seine Papiere.

Scott Stapley steht auf dem Führerschein. Das Nummernschild des Honda gehört zu einem Buick. Im Auto hat Wright schon zuvor eine .22er Ruger-Halbautomatikpistole entdeckt und einen Schalldämpfer, in Kalifornien verboten. Der Officer legt dem Mann Handschellen an.

Auf dem Polizeipräsidium fragen Wright und seine Kollegen Scott Stapley nach seinem Geburtsdatum, er kann es nicht nennen. Aufgeflogen. Er bittet um Stift und Papier. „Liebe Lyn. Ich liebe dich. Ich vergebe dir. Freiheit ist das Wichtigste“, kritzelt er auf das Blatt. „Tut mir leid für all die Unannehmlichkeiten. In Liebe, Leonard.“ Er verstaut den Zettel in seiner Brusttasche. Danach ist er wie ausgewechselt.

Sein wahrer Name sei Leonard Thomas Lake, er werde im Bezirk Mendocino County gesucht, sagt er, wegen Einbruchs, Waffenverstößen, schweren Diebstahls.

Schweiß tritt auf seine Stirn. Er übergibt sich. Dann knallt sein Kopf auf den Verhörtisch.

Am Abend wird der Mann für hirntot erklärt. Er hat eine Zyankalikapsel geschluckt, wird die Autopsie ergeben.

Die Ermittler sind ratlos. Wer bringt sich wegen eines Diebstahls und einer alten Waffengeschichte um? Nur eines scheint klar: Irgendetwas hatte dieser Mann zu verbergen.

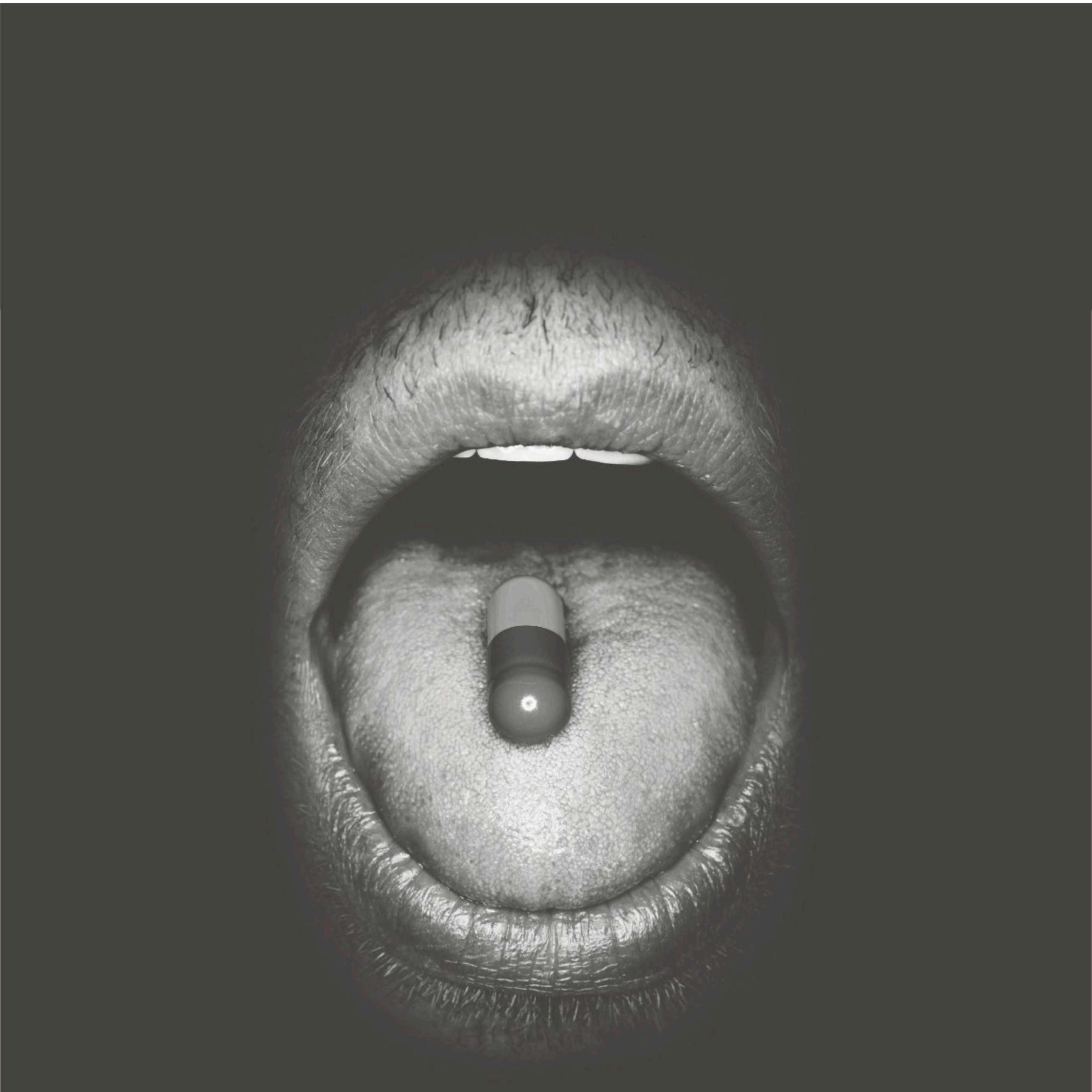
Leonard Thomas Lake, geboren am 29. Oktober 1945 in San Francisco, ist fünf Jahre alt, als sein Vater, ein trunksüchtiger Marinesoldat, die Familie verlässt. Die Mutter folgt dem Vater kurz darauf. Leonard Lake wächst bei den Großeltern auf.

Sein jüngerer Bruder Donald ist ein bisschen langsam im Kopf, seit er von einem Zug erfasst wurde. Leonard Lake verachtet ihn. Er selbst ist fasziniert von nordischer Mythologie, Hexerei und Okkultismus, er züchtet Mäuse und löst ihre toten Körper in Säure auf. Als er 18 wird, sorgt ein Buch für Furore: Der düstere Psycho-Thriller „Der Sammler“ von John Fowles, die Geschichte eines schüchternen Schmetterlingssammlers, der eines Tages die Studentin Miranda entführt und in seinem Keller gefangen hält, weil er sie für sein Kunstwerk hält. Lake verschlingt den Roman. Die Fantasie, eine Frau als Sexsklavin zu halten, wird ihn fortan nie mehr loslassen.

Später schreibt er in sein Tagebuch: „Die perfekte Frau ist eine, die völlig kontrolliert ist, eine Frau, die genau das tut, was ihr gesagt wird, und nichts anderes. Es gibt keine sexuellen Probleme mit einer völlig unterwürfigen Frau. Es gibt keine Frustrationen. Es gibt nur Freude und Zufriedenheit.“

Kaum 18, meldet sich Lake bei den Marines. Er dient als Radartechniker, mit 21 koordiniert er Luftoperationen im Vietnam. Kehrt nach nicht einem Jahr Krieg nach ⟶

Fotos: vorherige Seite: Mike Maloney/San Francisco Chronicle/Polaris/ddp; diese Seite: dpa



Schweiß trat auf seine Stirn. Sein Kopf knallte auf den Tisch. Er hatte eine Zyankalikapsel geschluckt, würde die Autopsie später ergeben

Kalifornien zurück, heiratet eine 20-jährige Mathematikstudentin.

1970 muss er wieder nach Vietnam, auf die Da Nang Air Base. Er will eine Granate auf seinen Computer werfen, sich in Gefahr bringen, nur um zu spüren, dass er noch am Leben ist. „Hysterische Neurose“, diagnostiziert der Militärpsychologe, und: „drohende Schizophrenie“. Zurück in Kalifornien verbringt Lake Monate auf einer psychiatrischen Station, wähnt sich umringt von feindlichen Truppen. Mit 25 wird er, nach sieben Jahren bei den Marines, aus dem Militärdienst entlassen. Eine Gefahr für sich und andere, sagt der Gutachter.

Lakes Gedanken kreisen um einen bevorstehenden Atomkrieg. Dieses nukleare Armageddon, glaubt er, werde die Menschheit größtenteils auslöschen. Überleben würden nur jene, die einen Bunker errichtet und mit Vorräten an Nahrung, Waffen und Geld gefüllt hätten. Dabei soll sein eigener Bunker nicht nur als Schutz vor der drohenden Katastrophe dienen, sondern auch als Ort, um seine dunkle Fantasie auszuleben: die „Operation Miranda“, wie Lake es nennt.

Später notiert er in sein Tagebuch: „Der Hauptfokus des Gebäudes … wird ein verborgener Teil sein. Eine Gefängniszelle, wenn man so will. Der Zweck dieser Zelle wird die Inhaftierung einer jungen Dame sein, die mir wahrscheinlich in diesem Moment noch unbekannt ist.“

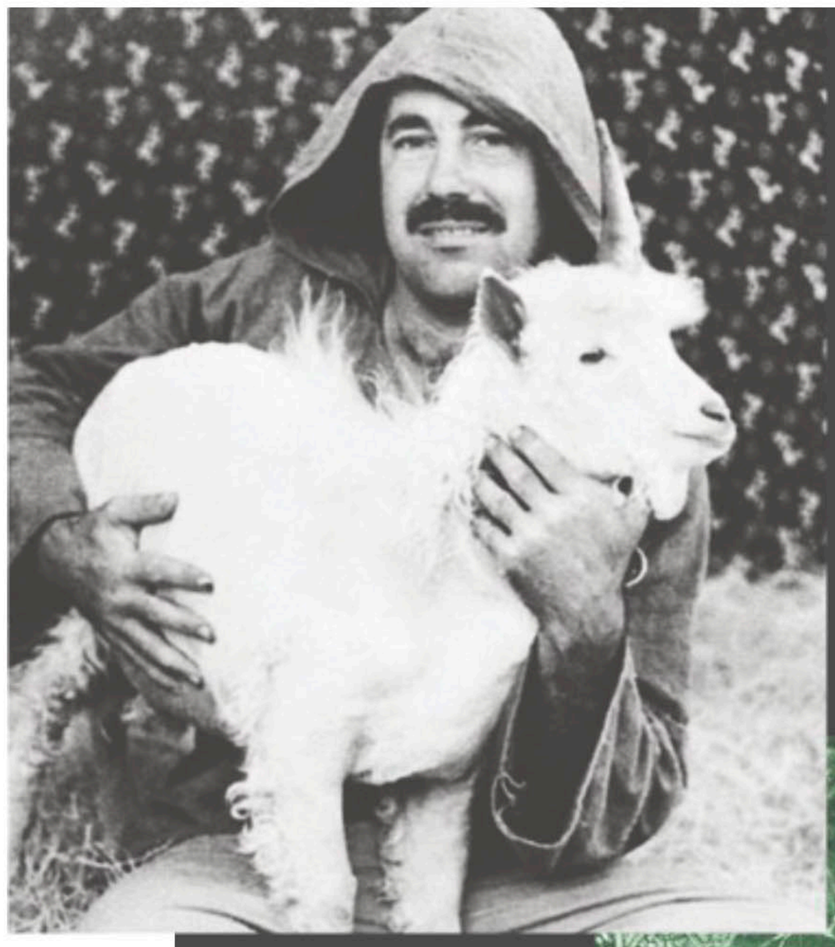
Und: „Wenn Miranda ankommt, wird sie ausschließlich als Hilfskraft dienen. Sie wird da sein, wenn ich Hilfe brauche, das tun, was ihr gesagt wird, und in ihr Zimmer gehen, wenn ich mit ihr fertig bin.“

Lakes Ehefrau wird später von seiner zunehmenden Grausamkeit berichten. Sie zu schlagen ist seine Art von Vorspiel. Wie ein Besessener füllt er Fotoalben mit intimen Aufnahmen von ihr. Den „Sammler“ soll sie lesen, diesen Roman, der anders als alle anderen Bücher sei.

Nach drei Jahren lässt sie sich scheiden. Lake zieht einige Zeit danach auf die Greenfield Ranch, in Mendocino County, Kalifornien. Eine Oase des Friedens. Zwischen Windmühlen und Biogärten proben Hippies dort den alternativen Lebensstil, mit Gemeinschaftswhirlpool und Nackttanz zur Sommersonnenwende.

Leonard Lake fügt sich zunächst gut ein in die Kommune, mit seinem Amalgam aus nordischer Mythologie und Endzeitvisionen. Er hält Hühner und Ziegen, singt im Sufi-Chor und gibt Kurse in Überlebenstraining. Gemeinsam mit anderen tingelt Lake über Festivals und Volksfeste, mit dabei „Sir Lancelot, das lebende Einhorn“, ein Zicklein, auf dessen Stirn ein Horn transplantiert wurde.

Doch mancher Kommunarde nimmt Anstoß an dem breitschultrigen Vietnam-Veteranen, der im Tarnanzug und mit Knarre am Gürtel durch die Kommune marschiert, ein Waffennarr unter Blumenkindern. Der Marihuana anbaut und verkauft, selbst aber keine Drogen anrührt. Der Frauen zu anzüglichen Fotoshootings drängt und, selbst über 30, mit einer 16-Jährigen anbandelt. Und der ständig von einer omi-





Mit Lancelot, dem „lebenden Einhorn“, tingelte Leonard Lake über Jahrmärkte. Auf einem lernte er Lyn Balazs kennen, seine spätere Ehefrau. Bald tauchte Charles Ng, ein vom FBI gesuchter Marinesoldat, bei den beiden unter. Lake weihte ihn in seine Pläne ein



nösen „Operation Miranda“ schwafelt, sich in unverständliches Gerede über Zyanidkapseln versteigt und schwört, dass „sie“ ihn „nicht lebend kriegen“ würden.

Zum Eklat kommt es, als Lake kurzzeitig ins Gefängnis muss. Er hat Material abgezweigt, als er außerhalb der Kommune Häuser renoviert hat. Gegen Kaution kommt er frei und wird später zu einem Jahr auf Bewährung verurteilt. Von der Greenfield Ranch wird er daraufhin verbannt.

Doch Lake, der Einzelgänger, ist nicht mehr allein. Auf einem Mittelalterfest, bei einem Auftritt mit Lancelot, dem lebenden Einhorn, hat er eine Frau kennengelernt, die er bald als seine Seelenverwandte bezeichnen wird: Claralyn Balazs, kurz: Lyn. Eine hochgewachsene Schulassistentin aus der Bay Area von San Francisco mit dunklem Haar und blauen Augen, die auf Fesselspiele und Sex mit Frauen steht. Für Lakes „Operation Miranda“ kommt sie allerdings nicht infrage: zu selbstbewusst, zu tough.

In Philo, einem Nest etwa 50 Kilometer von der Kommune entfernt, nimmt Lake einen Job als Wirtschafter des Philo-Motels an. Balazs findet eine Anstellung als Hilfslehrerin. Gemeinsam beziehen sie ein Zimmer im Motel. Sein Einkommen bessert das Paar mit selbst gedrehten Pornofilmen auf, die es an private Interessenten verkauft.

Im September 1981, er ist 35 Jahre alt, heiraten Leonard Lake und Claralyn Balazs. Doch ihre Zweisamkeit währt nicht lange. Bald wird jemand Drittes zu ihnen stoßen.

Charles Chi-Tat Ng, sein Nachname wird „ing“ gesprochen, kommt an Heiligabend des Jahres 1960 in der britischen Kronkolonie Hongkong zur Welt. Sein Vater, Verkaufsagent für Leica-Kameras, verschafft ihm einen Platz an einer begehrten katholischen Schule. Doch statt zu pauken, zeichnet der kurzsichtige Ng und versenkt sich in Origamikunst. Bringt er schlechte Noten nach Hause, fesselt der Vater ihn und schlägt mit dem Stock zu. So wird Ng es später erzählen.

Als er den Kampfkünstler Bruce Lee entdeckt, kommt ein neuer Ng zum Vorschein. Einer, der stundenlang am Boxsack trainiert. Der Molotowcocktails von Häuserdächern wirft. Der Kinder im Park überfällt. Der obszöne Briefe an Lehrer verfasst, in der Schule einen Brand verursacht und zum Verdruss des Vaters mit 15 von der Schule fliegt.

Charles Ng kommt bei Verwandten in England unter, geht in eine teure Privatschule. Als heller Schüler gilt er dort, mit Talent für Mathematik und Naturwissenschaften. Aber auch als einer, der einen Mitschüler bestohlen hat.

Per Studentenvisum reist der 18-jährige Ng zu einer Tante in die Bay Area von San Francisco. Prompt gerät er in Schwierigkeiten. Rammt sein gerade gekauftes Auto gegen einen Strommast und begeht Fahrerflucht. Wohl um einer Anklage zu entgehen, tritt er in das US Marine Corps ein, mit einer gefälschten US-Geburtsurkunde.

Auf einer Luftwaffenbasis nahe Honolulu lernt er den Umgang mit der Panzerfaust. Unter seinen Vorgesetzten gilt der drahtige Ng als exzellenter Schütze und hervorragender Soldat. Kein Alkohol, keine Drogen, keine Frauen. Stundenlang übt er Drehtritte, verschlingt Magazine über Survivaltraining.

Im Oktober 1981 bricht Ng gemeinsam mit zwei weiteren Marines in das Waffendepot ein, raubt Granatwerfer und Maschinengewehre, um sie später zu verkaufen. Die Sache fliegt auf. Während eines Verhörs flieht Ng durch ein Fenster. Zwei Nächte schläft er in der Wildnis. Dann schlüpft er bei einem Kameraden unter. Ng lässt sich von seinen Eltern Geld schicken, marschiert durch die Flughafenkontrolle und verlässt Hawaii.

Der Kamerad hat ihm den Kontakt zu einem Survivalspezialisten in Mendocino County gegeben. Ein Ex-Marine und Waffennarr mit einer ansehnlichen Fotosammlung nackter Frauen, der in einem Motel irgendwo in der Pampa lebt. Ideal, um eine Weile unterzutauchen.

Charles Ng und Leonard Lake verstehen sich sofort: Beides Ex-Marines, beide lieben Waffen, beide haben das Gesetz gebrochen. Lake verehrt Wikinger, Ng die Ninjas. Lake ist bewandert in Geschichte und Geografie; Ng in Buddhismus und Taoismus. Lake behauptet, er habe bei den Marines den Rang eines Feldwebels bekleidet; Ng, ein einfacher Gefreiter, fühlt sich ihm zu Gehorsam verpflichtet. In Lake findet Ng jene Vaterfigur, nach der er sich stets gesehnt hat. Und ist Loyalität nicht die erste Tugend jedes Marines? Semper fidelis, kurz Semper fi, so der Marines-Kodex, immer treu.

Zeugen, die das Duo in Philo erleben, werden Lake später als dominante Figur beschreiben, die den 15 Jahre jüngeren Ng herumkommandiert und beleidigt habe. Ng hingegen habe unterwürfig gewirkt, bemüht um das Wohlwollen Lakes.

An einem Tag Ende April 1982, Ng ist seit einem halben Jahr auf der Flucht, schlägt das FBI zu. Ein Sondereinsatzkommando, unterstützt von einem Helikopter und einem Flugzeug, nimmt Lake und Ng auf einer abgelegenen Ranch fest, die ihnen als Versteck diente. Den Spezialkräften fällt ein ganzes Waffenarsenal in die Hände: ein Dutzend Gewehre und Pistolen, eine Maschinenpistole mit Schalldämpfer, Handgranaten, Sprengstoff, Kisten voller Munition. Vieles wurde bei Einbrüchen in der Umgebung gestohlen.

Leonard Lake schiebt alle Schuld auf Ng.

Semper fi.

Ein Militärgericht verurteilt Ng zu 18 Monaten Haft. Lake hingegen kommt zunächst gegen Kaution frei. Er hat gegen Bewährungsauflagen verstoßen und wird wegen Einbruchs, Diebstahls und des Besitzes von Sprengstoff und automatischen Waffen angeklagt. Ihm drohen mehrere Jahre Gefängnis.

Doch Lake flieht. Lebend werden sie ihn nicht kriegen, das hat er sich geschworen.

Von San Francisco fährt man rund drei Stunden, bis man das kalifornische „Gold Country“ erreicht. Ihren Namen verdankt die Gegend dem großen Goldrausch, als um 1850 Tausende in die kalifornischen Berge strömten, um nach den glitzernden Nuggets zu schürfen. Zwischen sanften Hügeln schmiegt sich hier das Örtchen Wilseyville in die Ausläufer der Sierra Nevada. Ein kleiner Weiler umgeben von Zedernwäldern ⟶

und Ponderosa-Kiefern, der nur über eine kurvenreiche Bergstraße erreichbar ist.

1983 gibt es in Wilseyville ein Postamt, einen kleinen Supermarkt, eine Handvoll Häuser und ein paar abgeschiedene Gehöfte ringsherum. So wie das rund einen Hektar große Anwesen drei Kilometer talwärts, durch dichtes Blattwerk und niedrige Hügel vor neugierigen Blicken geschützt. Ein eingeschossiges gelbes Holzhaus thront dort über einem Steilhang, dessen ausgedehnte Redwood-Terrasse über das Gefälle hinausragt. Seit Kurzem hat das Anwesen einen neuen Eigentümer: den Vater von Lyn Balazs.

Balazs hat sich im November 1982 von Lake scheiden lassen – das Leben auf der Flucht ist nichts für sie. Trotzdem treffen sich die beiden zum Sex. Unter anderem in Wilseyville. Seit Leonard Lake dort ein paar Tage mit ihr verbracht hat, ist er ganz hingerissen von dem Ort: Er ist perfekt.

Im Frühjahr 1983 wird er in sein Tagebuch notieren: „Ich muss zurück aufs Land, nicht nur für meine Sicherheit und meinen inneren Frieden, sondern auch, um ungestört meine Operationsbasis zu errichten."

Immer häufiger kommt er nach Wilseyville, streicht Wände, verlegt Gasleitungen, installiert Wasserfilter. Und treibt dann wieder durch die Bay Area, mietet sich unter falschem Namen in Motels ein oder schlüpft bei Verwandten unter. Ende 1982 stattet er seiner Mutter einen überraschenden Besuch ab.

Es gebe da einen Job für seinen Bruder Donald, erzählt Lake. Anstatt ohne Einkommen bei der Mutter zu leben, könne der doch auf ein Haus aufpassen, weiter oben im Norden. Die Mutter freut es, ihren Sohn so versöhnlich zu sehen. All die Jahre hat Lake seinen Bruder Donald stets als faulen Parasiten bezeichnet, der wegen seiner Behinderung staatliche Zuwendungen abgegriffen habe. Gemeinsam brechen die Brüder auf.

Monate später erhält die Mutter Post von Donald. Er lebe jetzt in Reno, Nevada, bei Drogenhändlern. Seine Unterstützungsleistungen werden nun an ein Postfach gesendet. Es gehört Leonard Lake.

Sein Bruder Donald wird nie wieder gesehen.

Im Januar 1983 beginnt Leonard Lake Tagebuch zu führen. Dort schreibt er, dass ihn im Frühjahr desselben Jahres sein Freund Charles Gunnar in Wilseyville besucht. Die beiden kennen sich seit ihrer Zeit bei den Marines, Gunnar war Lakes Trauzeuge. Er ist wahrscheinlich der einzige Freund, den Lake je hatte. Trotzdem verachtet er den ehemaligen Kameraden, der von seiner Frau verlassen wurde und wegen einer Verletzung seinen Job als Postbote beenden musste. „Er schaut fern, hat Zeit, sich immer wieder bescheuerte Komödien anzusehen, aber nichts von historischem oder bildendem Wert", schreibt Lake in sein Tagebuch.

Dort ist bald von einer „Operation Fisch" die Rede – gemeint ist Gunnar, der schließlich so fett sei wie ein Wal. Lake besorgt eine Seilwinde, um den massigen Körper zu bewegen, und Säure. Am 24. Mai 1983 notiert Lake: „Phase eins von Fisch komplett, endlich!" Fortan kassiert Lake die Invalidenrente Gunnars.

Er hat sich gut eingerichtet in Wilseyville: Er baut Cannabis an, und um Frauen kennenzulernen, schaltet er Kontaktanzeigen auf einem Wandbrett im Nachbarort, besucht sogar eine Bibelgruppe. Mit seinem Charme gelingt es Lake, Mädchen in die Einöde zu locken, die er für seine Sammlung fotografiert.

Die meiste Zeit aber ist er mit Bauarbeiten beschäftigt. „Charles Gunnar", wie er sich jetzt nennt, stellt zwei Helfer an, mietet einen Bagger. In einem Video, das die Polizei später sichern wird, hält er fest, wie die Schaufel eine Grube in den Hang reißt, das Fundament für seinen Bunker. Ein Schäferhund ist ebenfalls zu erkennen, Lake hat ihn sich gerade erst angeschafft. „Oh oh, kleiner Hund jagt Schmetterling", kommentiert Lake das Geschehen, eine Anspielung auf den Protagonisten aus „Der Sammler". Und dann keuchend: „Ich kann's kaum erwarten."

Nur einer fehlt noch.

Ein Mithäftling im Leavenworth-Militärgefängnis in Kansas wird sich später gut an den durchgeknallten Hongkonger erinnern. Einer, der von seiner eigenen Guerillaeinheit fantasierte, von Massenmord und davon, Frauen zu foltern. Pausenlos habe Charles Ng Marschrufe skandiert: „No thrill, no kill", „No gun, no fun", „Daddy dies, mommy cries, baby fries".

Manchmal kriegt er Post von Leonard und Lyn, seiner „zweiten Familie", wie er sie später nennen wird. Sie schicken ihm Fotos von Frauen und vom Grundstück in Wilseyville. Ng antwortet mit handgefalteten Origami-Engeln. Längst hat ihn Lake in seine Pläne eingeweiht.

Dass Charles Ng Ende Juni 1984 das Gefängnistor von Leavenworth als freier Mann passiert, hat er einer Behördenpanne zu verdanken. Eigentlich müsste er nach Hongkong abgeschoben werden. Aber so landet er einige Tage später am Flughafen von San Francisco. Lyn Balazs wartet schon auf ihn.

Am Tag darauf, es ist der 10. Juli 1984, enden Leonard Lakes Tagebuchaufzeichnungen abrupt. Als er sie zwei Monate später wieder aufnimmt, vermerkt Lake lapidar, er habe „eine Zeitspanne verstreichen lassen, die besser unprotokolliert bleibt".

Donald Albert Giuletti, 36 Jahre alt, ist Radio-DJ und offeriert per Erotikinserat „Oralsex für heterosexuelle Männer". Am 11. Juli 1984 öffnet er einem Interessenten die Tür seines eleganten Apartments in San Francisco. Sekunden später wird Giuletti per Kopfschuss hingerichtet. Sein Mitbewohner, dem in die Brust geschossen wird, beschreibt den Schützen später als Asiaten, circa 1,75 Meter groß, schlank, mit Brille.

Harvey Dubs, 29, lebt mit seiner Frau Deborah, 33, und dem 16 Monate alten Sohn Sean ebenfalls in San Francisco. Dubs, ein Druckereiangestellter, hat eine Zeitungsannonce eingestellt: Videoanlage zu vermieten. Am Abend des 25. Juli 1984, genau zwei Wochen nach dem Mord an Giuletti, verschwinden die Dubs spurlos, genauso wie ihr Videoequipment. Nachbarn beobachten einen Asiaten, der einen schweren Koffer aus der Wohnung wuchtet und im Auto der Dubs verstaut. Am Steuer erkennen sie einen weißen Mann mit Vollbart. ⟶



Von Mord und Folter fantasierte Charles Ng. Im Gefängnis skandierte er Marschrufe – „Daddy dies, mommy cries, baby fries" – und zeichnete die passenden Comics dazu

Im „Pink Palace“, einem Mehrfamilienhaus in San Francisco, das seinen Namen der auffälligen rosafarbenen Fassade verdankt, hat der Hippiegeist auch bis Mitte der 80er-Jahre überwintert. Es ist ein Refugium für Künstler und Sinnsuchende, durch das der süßliche Duft von Marihuana wabert. Das Gras liefert ein bulliger Typ, Vollbart, Haarkranz, grüne Augen, der sich „Alan Drey“ nennt und ständig auf der Suche nach weiblichen Fotomodellen ist.

Sheryl Okoro, eine zierliche Frau mit roten Locken, willigt einer Fotosession nahe dem Golden Gate Park ein. Ein paar Wochen danach verschwindet sie spurlos.

Der Sänger Maurice Rock, 37, und der Gitarre spielende Vietnam-Veteran Randy Jacobson, 35, nehmen Dreys Angebot an, ihm bei der Marihuanaernte zur Hand zu gehen, in einem Kaff namens Wilseyville, irgendwo oben in den Bergen. Sie kehren nie wieder zurück. Nur Jacobsons Schecks von der Sozialversicherung werden weiterhin eingelöst.

In sein Tagebuch schreibt Lake: „Es ist jetzt Routine. Schweiß, Schmutz, aber keine Reue.“

Danach verschwindet Paul Cosner, 40, Autohändler aus San Francisco, der seinen goldfarbenen Honda Prelude verkaufen wollte.

Es verschwinden die Möbelpacker Cliff Peranteau, 24, und Jeff Gerald, 25.

Und am 12. April 1985 verlässt Mike Carroll, 23, abends um zehn Uhr sein Motelzimmer in Milpitas, einer Kleinstadt im Herzen des Silicon Valley, und kommt nicht mehr zurück. Seine Freundin Kathleen Allen, 18, die mit ihm dort lebt, sorgt sich. Sie arbeitet im Safeway-Supermarkt. Die Tochter einer Japanerin betont ihre braunen Augen und ihre vollen Lippen gern mit auffälligem Make-up. Ihr langes, dunkles Haar trägt Kathi, wie sie von allen genannt wird, offen.

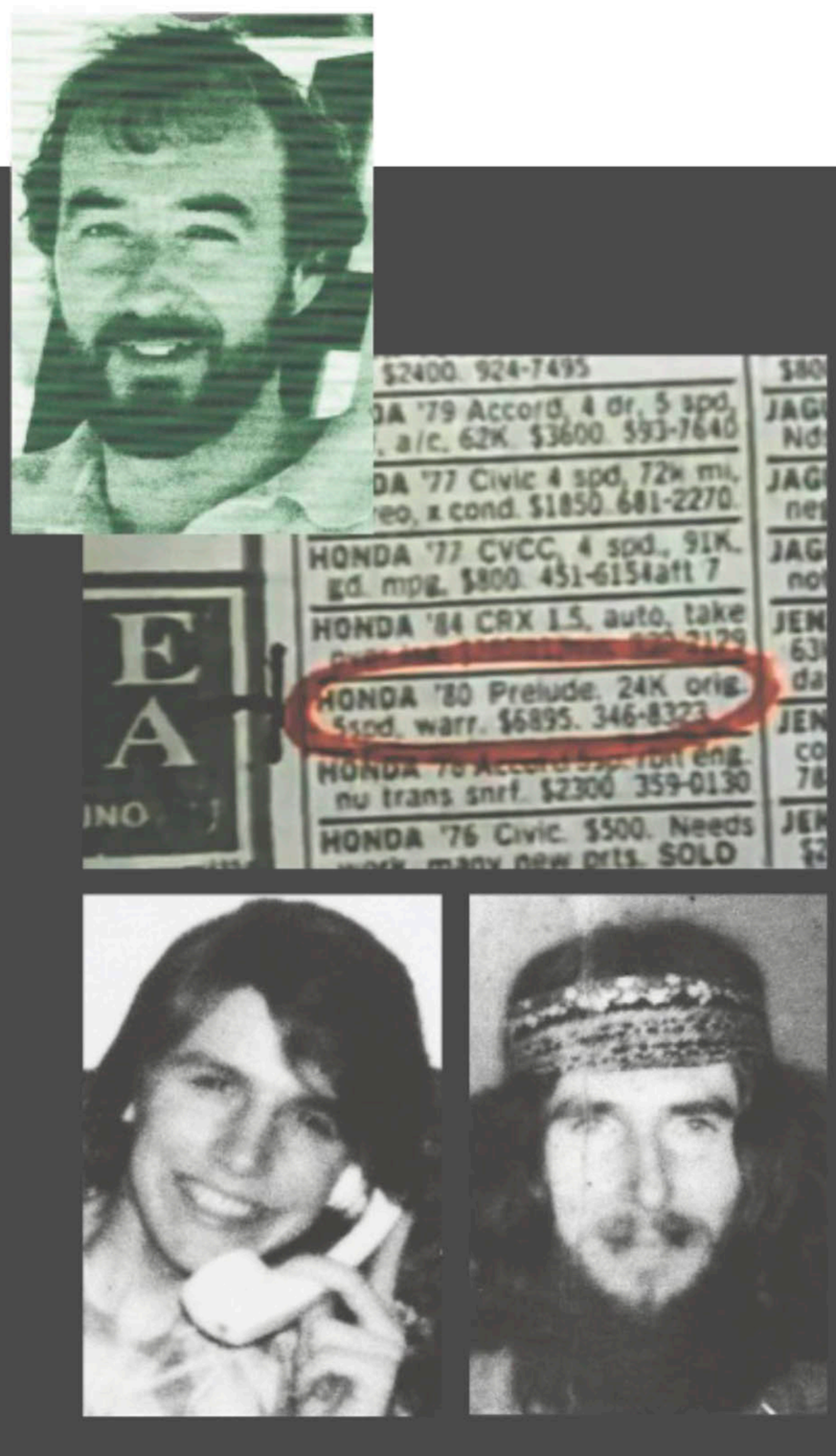
Zwei Tage später beobachtet eine Kollegin, wie Kathi Allen um kurz vor sieben auf dem Parkplatz vor dem Safeway-Markt in einen goldfarbenen Honda steigt. Am Steuer sitzt ein Mann um die 40, mit kahlem Kopf und Vollbart.

Am Abend ruft Allen bei einem Freund an, sie klingt nervös. Sie sagt, dass sie sich in einem Hotel in Milpitas befinde und gerade nicht frei reden könne. Jemand sei bei ihr im Zimmer, der Mann sei „irgendwie komisch“ und habe Fotos von ihr machen wollen.

Am nächsten Tag ruft sie im Safeway-Markt an und bittet um vier Wochen Urlaub. Einige Zeit später geht dort ein mit Schreibmaschine geschriebener Brief ein. Sie habe einen neuen Job in Lake Tahoe angenommen, schreibt Kathi Allen darin. Poststempel: Wilseyville.

Lonnie Bond, 27, seine Lebensgefährtin Brenda O’Connor, 19, und deren gemeinsames Baby Lonnie Bond Jr., ein Jahr alt, sind aus San Diego in die Abgeschiedenheit von Wilseyville gezogen. Sie wollen dort illegal Cannabis anbauen, wofür das trockene, heiße Klima der Sierra Nevada ideale Bedingungen bietet. Ihre Zufahrt teilen sie sich mit einem bulligen Mann mit Vollbart, der sie nicht zu mögen scheint und sich beim Hausverwalter über sie beschwert.

Am 19. April 1985 bekommen die Bonds Besuch von Scott Stapley, einem alten Freund aus San Diego. Danach werden



Der Autohändler Paul Cosner (o.) hatte eine Anzeige geschaltet, um einen Honda Prelude zu verkaufen. Er traf sich mit einem Interessenten. Danach wurde er nicht mehr gesehen. Auch der Möbelpacker Cliff Peranteau (l.) und der Vietnam-Veteran Randy Jacobson verschwanden

Lonnie Bond, Brenda O'Connor, das Baby und auch Scott Stapley nie wieder gesehen.

Fünf Tage später klingelt es bei Scott Stapleys Freundin in San Diego. Vor der Tür stehen ein Asiate sowie ein Mann, der sich als „Gunnar" vorstellt. Er habe Scott, Lonnie, Brenda und das Baby tot in deren Haus in Wilseyville aufgefunden, sagt Gunnar der verdutzten Frau. Die Leichen habe er nach einem indianischen Ritual verbrannt und das Haus gereinigt. So habe er vermeiden wollen, dass die Polizei dort herumschnüffle, schließlich hätten die Bonds mit Waffen und Drogen zu tun gehabt. Stapleys Freundin ist fassungslos. Auf Bitten der Männer übergibt sie ihnen Scotts Fahrrad, Kleidung und weitere Habseligkeiten. Die beiden Männer laden die Sachen in den Pick-up und fahren davon.

Sechs Wochen später rollt Paul Cosners goldfarbener Honda auf den Parkplatz des „South City Lumber & Supply"-Baumarkts im Süden von San Francisco, und der Zufall macht, was der Zufall eben manchmal so macht: Er wirbelt alles durcheinander.

Irene Brunn arbeitet seit 25 Jahren beim San Francisco Police Department. Die erfahrene Ermittlerin mit den braunen Augen und dem kurzen, gewellten Haar ist zuständig für Mord- und Vermisstenfälle. Sie hat schon viele Rätsel gelöst. Aber dieser Fall wirkt besonders eigenartig: Was hat es mit diesem Leonard Lake auf sich, fragt sie sich, der mitten auf dem Polizeirevier und scheinbar ohne Grund eine Zyankalikapsel geschluckt und sich das Leben genommen hat? Und was ist mit dem anderen Mann, der den Schraubstock gestohlen hat und geflohen ist? Kurz bevor er sich umbrachte, hat Lake dessen Namen verraten: Charles Ng.

Brunn stellt einen Haftbefehl aus. Dann nehmen sie und ihre Kollegen sich den goldfarbenen Honda vor. Zugelassen ist er auf den Autohändler Paul Cosner – Brunn kennt den Namen, sie hat Cosners Vermisstenanzeige aufgenommen, er wird seit sieben Monaten vermisst. Das Nummernschild ist registriert auf Lonnie Bond: vermisst.

Im Innenraum findet Brunn neben einem Elektroschocker und Munition eine Bankkarte, die einem gewissen Randy Jacobson gehört: vermisst. Sie findet diverse Ausweisdokumente, ausgestellt auf den Namen Scott Stapley: vermisst. Sie findet einen Brief, adressiert an Sheryl Okoro: vermisst. Sie findet die Quittung eines Reisebüros, ausgestellt auf Charles Gunnar, seit gut zwei Jahren: vermisst. Und dann ist da noch ein merkwürdiger griechischer Fischerhut. Irene Brunn erinnert sich an ein Video. An einem Geldautomaten wurde ein Asiate gefilmt, der exakt den gleichen Hut trug, als er eine Karte benutzte, die Harvey Dubs gehörte: ebenfalls vermisst.

Brunn ahnt, dass dieser Fall gewaltige Ausmaße haben könnte.

Unter einem der Sitze entdecken sie und ihre Kollegen eine Stromrechnung, ausgestellt auf den Namen Claralyn Balazs, adressiert an ein Grundstück in Wilseyville. Doch am Telefon scheint Balazs nicht sonderlich erschüttert, als sie vom Schicksal ihres Ex-Mannes erfährt. Das Haus in Wilseyville gehöre ihrer Familie, sagt Balazs, derzeit stehe es aber leer. Was offensichtlich eine Lüge ist, wie die Stromrechnung beweist.

Am nächsten Morgen treffen Irene Brunn und ein Kollege Balazs und ihre Mutter vor dem Postamt in Wilseyville. Sie seien schon gestern Abend angereist, erzählen die beiden Frauen. Sie hätten das Haus geputzt und ein paar Sachen von Lake fortgeschafft. Brunn traut ihren Ohren nicht.

Sie und ihr Kollege fahren durch dichten Kiefernwald, biegen in eine Einfahrt ein und rumpeln über einen Schotterweg. Auf einer Lichtung erscheint ein gelbes Holzhaus, gekrönt von einem recht flachen, hellgrünen Dach. Daneben steht ein bunkerartiger Zementblock. Brunn fragt, was es mit dem Bunker auf sich habe. Dafür habe sie keinen Schlüssel, antwortet Balazs.

Brunn und ihr Kollege sehen sich im Haus um. Aus einer Schublade ragen durchsichtige Dessous. Über einem Türrahmen entdecken sie ein paar Kapseln – Zyankali, wie sich später herausstellen wird. Auf einem Bücherregal steht ein Gerät, mit dem man Videos kopieren kann, Marke Hybrid 8 Generator.

„Oh shit", entfährt es Brunn. Exakt das gleiche Modell wurde aus dem Haus der Dubs gestohlen. Allerdings hat jemand die Seriennummer entfernt. Bei einem Videoplayer hat Brunn mehr Glück: Sie ruft im Büro an und gibt die Seriennummer durch – es ist das Gerät von Harvey Dubs.

Balazs wirft Brunn und ihren Kollegen daraufhin aus dem Haus. Sie beantragen umgehend einen Durchsuchungsbeschluss.

„Wir wussten sofort, dass es riesig war", sagt Mitch Hrdlicka. An einem Wintermorgen im Dezember 2023 sitzt er in seinem mit Zimmerpflanzen und Kunstdrucken überladenen Wohnzimmer und wippt angespannt auf seinem Schaukelstuhl vor und zurück, Hände in den Hosentaschen, einen Chihuahua auf dem Schoß.

Hrdlicka ist jung geblieben für seine 72 Jahre. Heute arbeitet er als Handwerker, gibt Abendkurse zum Thema „Reparaturarbeiten rund ums Haus" an der Uni von Ashland, einem 20 000-Seelen-Ort in Oregon, umgeben von verschneiten Bergen, in dem er gemeinsam mit seiner zweiten Frau lebt.

Damals war er 34, Deputy Sheriff in Calaveras County. Eine kleine Dienststelle, die mit 35 Polizisten über ein Revier von 2500 Quadratkilometern wacht, ein Gebiet größer als Luxemburg. „Einfach tragische, gottverdammte Dinge" seien damals passiert, sagt Hrdlicka. Man merkt ihm an, dass er mit sich kämpft, wenn er von damals spricht.

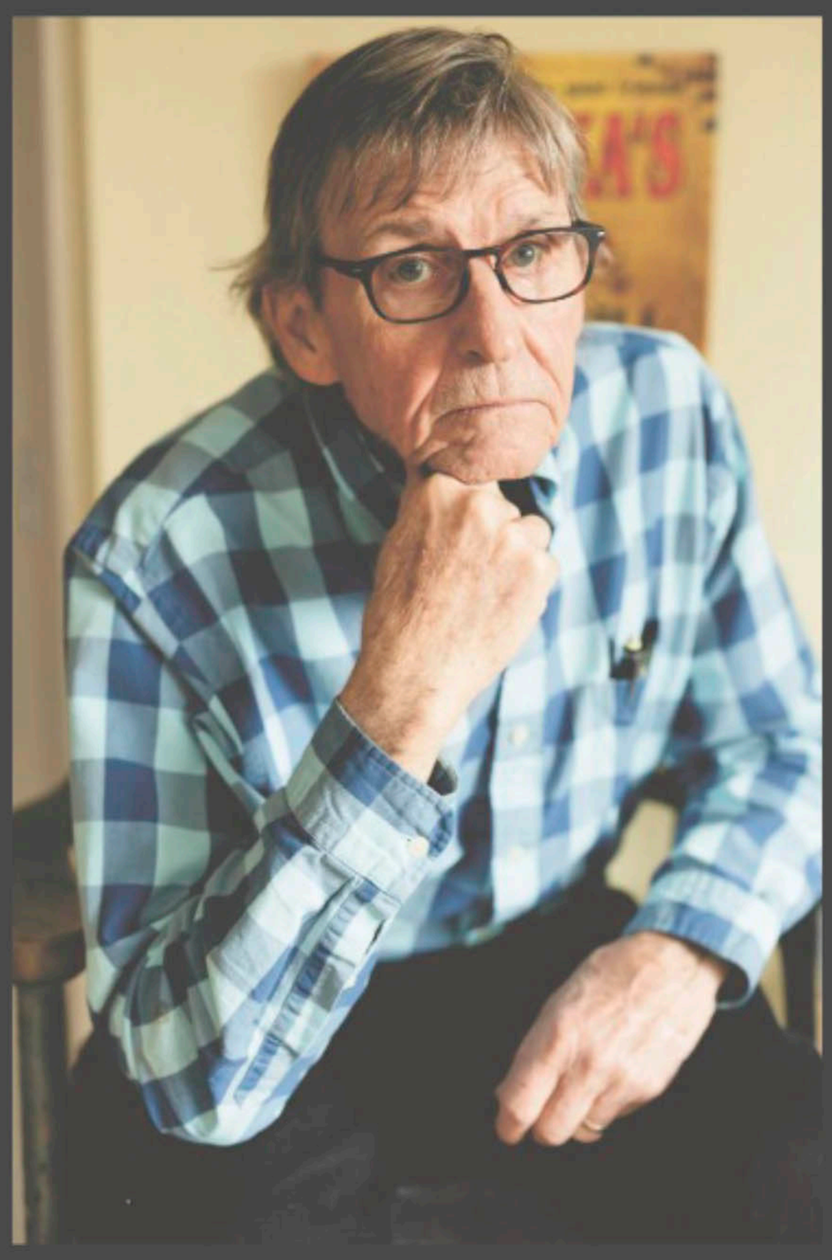
Alles habe ihm der Fall abverlangt. 16 Stunden pro Tag hätten sie gearbeitet, Tag und Nacht, Jahre seines Lebens sei er mit nichts anderem befasst gewesen. Während dieser Zeit sei seiner ersten Frau klar geworden, dass sie sich zu Frauen hingezogen fühle, seine Schwester sei an Krebs gestorben und kurz darauf der Großvater. Einmal, sagt Hrdlicka, habe er sechs Tage lang nicht geschlafen. „Ich befand mich am

Fotos: Orange County/CA Superior Court (3)





Nur ein kleiner Schuppen voller Werkzeug, so wirkte es zunächst. Doch dann fiel einem der Ermittler auf, dass das Gebäude von außen viel größer aussah, so wie auf dieser Skizze der Polizei abgebildet. Er zog an einem Regal, und eine verborgene Tür schwang auf



Der Fall habe ihm alles abverlangt, sagt der ehemalige Polizist Mitch Hrdlicka heute

Rand des Wahnsinns. Ich war depressiv, geschieden, dachte sogar an Suizid."

In einem Serienmord sollte Hrdlicka danach nie wieder ermitteln. Er bearbeitete Finanzdelikte, mit 50 ging er in Pension und gründete einen Handwerksdienst.

Damals in Wilseyville habe er sich zunächst um die Spurensicherung gekümmert, sagt Hrdlicka. Bei sengender Hitze durchsuchen er und seine Kollegen das gesamte Grundstück Zentimeter für Zentimeter. Im Schlaf- und Wohnzimmer entdecken sie Einschusslöcher und Blutspritzer an der Decke sowie tausend Schuss Munition. Im Garten blutverschmierte Kleidung. Handschellen. Ein kleines Krematorium. Ein Spürhund stößt auf die vergrabene Wirbelsäule eines Menschen, dann auf ein Grab mit einem menschlichen Leichnam.

Sie brechen den Bunker auf. Auf den ersten Blick ein gewöhnlicher Schuppen voller Werkzeug. Doch dann sei einem Beamten aufgefallen, dass der Bunker von außen viel größer sei als die Werkstatt, erzählt Hrdlicka. „Er geht wieder rein, und da ist eine große Sperrholzplatte, mit Bildern von Frauen und Schraubenbehältern. Er zieht an dem Regal, und die ganze Tür schwingt auf."

Eine Kammer kommt zum Vorschein: Bett, Schreibtisch, Regale mit Essensvorräten. Auf einem Wandbord liegt „Der Sammler" von John Fowles. Hinter einer weiteren Tür verbirgt sich eine kleine, schallisolierte Zelle, deren Tür nur von außen geöffnet werden kann und die sich durch einen Einwegspiegel observieren lässt. Auf dem Boden eine Schaumstoffmatratze, ein Plastikeimer und eine Rolle Toilettenpapier. An der Wand eine mit Schreibmaschine getippte Liste mit sechs Regeln: „1. Ich muss immer bereit sein, meinen Herrn zu bedienen. Ich muss sauber, gebürstet und gepflegt sein, meine Zelle muss aufgeräumt sein." Es sei verboten zu reden, der Blick müsse gesenkt bleiben. Jede Form von Ungehorsam führe zu Bestrafung.

In den folgenden Tagen durchkämmen Hrdlicka und seine Kollegen den roten, staubigen Boden des Grundstücks. Verwesungsgeruch liegt in der Luft. Sie exhumieren die stark verwesten Leichen von zwei männlichen Schwarzen. Bei dem einen handelt es sich um Maurice Rock, den Sänger aus dem Pink Palace, hingerichtet mit einem Kopfschuss. Der andere hat gebrochene Knochen, seine Identität wird nie geklärt werden.

Nachdem Claralyn Balazs ihnen einen Tipp gegeben hat, entdecken sie auch den Leichnam von Randy Jacobson, dem Gitarre spielenden Vietnam-Veteranen aus dem Pink Palace. Er liegt in der Nähe des Hühnerstalls und ist an einer Zyankalivergiftung gestorben, wie eine Autopsie ergeben wird. Womöglich haben die drei Männer beim Bau des Bunkers geholfen, bevor sie ermordet wurden, vermuten die Ermittler. Dann machen sie einen Fund, der die Dynamik des ganzen Falls verändert.

„Wir standen in der Einfahrt, und ein Kollege bemerkte eine Kuhle im Boden", erinnert sich Mitch Hrdlicka an den Moment. „Warum gibt es da eine Vertiefung? Sie schien fehl am Platz. Jemand holte eine Schaufel und begann zu graben." Sie stoßen auf einen verschlossenen Plastikeimer, aus dem sie Leonard Lakes Tagebuch und zwei Videokassetten fischen. Eine trägt die Beschriftung: „M-Ladies, Kathi/Brenda".

M wie Miranda.

In der Hütte schieben die Ermittler die Kassette in den Videospieler. Eine körnige Aufnahme erscheint, sie zeigt Kathi Allen, die 18 Jahre alte Frau aus dem Safeway-Markt in Milpitas. Sie sitzt auf einem braunen Sessel, vor der Fototapete eines leuchtenden Herbstwalds, die Hände hinter dem Rücken gefesselt.

„Jetzt geben wir dir eine Wahl, Kathi, und das ist wahrscheinlich die letzte Wahl, die du haben wirst", sagt eine männliche Stimme aus dem Off, sie gehört Leonard Lake. „Du kannst mit uns kooperieren, du kannst alles tun, was wir dir sagen. Und in etwa 30 Tagen – wenn du ein Datum für deinen Kalender haben möchtest: der 15. Mai – werden wir dich betäuben, dir die Augen verbinden und dich zurück in die Stadt bringen und dich freilassen. Mein Name ist dir unbekannt. Sein Name ist Charlie, aber egal."

Man sieht Charles Ng aus dem Schatten ins Bild treten. Dann erscheint auch Lake vor der Kamera, seine Glatze glänzt. Er überprüft die Fesseln an Allens Knöcheln und verschwindet wieder aus dem Blickfeld. Erneut ertönt seine Stimme: „Wenn du nicht mit uns zusammenarbeitest, werden wir dich ins Bett bringen, dich fesseln, vergewaltigen, erschießen und begraben. Entschuldigung, Lady, die Zeit ist abgelaufen. Triff deine Wahl."

Eine andere Aufnahme zeigt Kathi Allen geschminkt, in Dessous, Lake schießt Fotos von ihr und gibt Anweisungen wie ein Modefotograf. Dann sieht man Allen, wie sie Charles Ng massiert. In der letzten Sequenz liegt sie anfangs mit dem Gesicht nach unten an ein Bett gefesselt, nur mit kurzen Hosen bekleidet. Lake beschuldigt sie, an ihrer Zellentür gerüttelt zu haben. Am Ende der Aufnahme befiehlt er Allen, sie solle sich anziehen. Sie würden jetzt nach draußen gehen. Es sind die letzten Bilder, die Kathi Allen lebend zeigen.

Dann flackert das Bild von Brenda O'Connor über den Monitor, der Partnerin von Lonnie Bond. Sie sitzt auf demselben Sessel, ebenfalls mit auf den Rücken gefesselten Händen. „Bitte sagt mir, wo mein Baby ist!", fleht O'Connor. Lake antwortet, das Kind schlafe „wie ein Stein", und fährt dann fort: „Du wirst für uns arbeiten, du wirst für uns waschen, du wirst für uns ficken." Andernfalls „werden wir dich ans Bett fesseln, dich vergewaltigen und dann nach draußen bringen und erschießen. Deine Wahl."

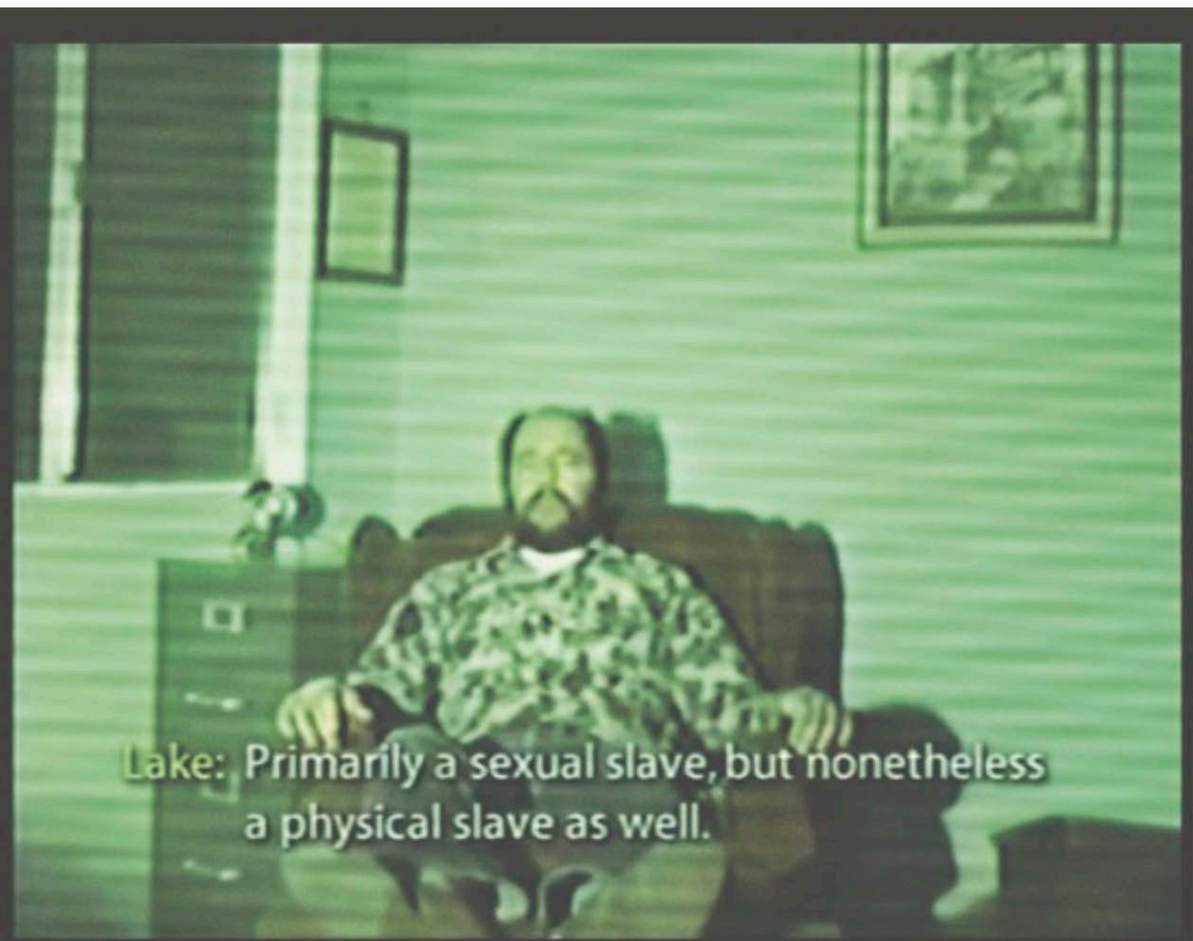
Ng reißt ihr T-Shirt in Fetzen, zertrennt ihren BH mit einem Butterflymesser. Lake tritt ins Bild, eine Pistole mit Schalldämpfer in der Hand.

„Man muss ein verdammter Perverser sein, um das sehen zu wollen", sagt Mitch Hrdlicka in seinem Schaukelstuhl.

Tausende Knochensplitter finden die Ermittler, viele verkohlt, über das ganze Grundstück verteilt. Insgesamt zählen sie 25 als vermisst geltende Menschen, die mit Leonard Lake und Charles Ng Kontakt hatten. Anhand von Zahnfragmenten können Kathi Allen und Brenda O'Connor identifiziert werden. Ein Beinknochen und ein Nackenwirbel werden per DNA-Analyse Sheryl Okoro zugeordnet, der Frau mit den roten Locken aus dem Pink Palace. Später werden in einem Waldstück, rund einen Kilometer entfernt, Lonnie Bond ⟶

Fotos: Mike Maloney/San Francisco Chronicle/Polaris/ddp; Lahna Graham/stern





„WAS ICH WILL DAS IST...

...VOR ALLEM EINE SEXSKLAVIN, ABER ZUGLEICH AUCH JEMANDEN, DER KÖRPERLICH FÜR MICH ARBEITET“

Nicht nur einige seiner Taten zeichnete Leonard Lake per Video auf. Er hinterließ auch ein 20-minütiges Manifest



„ICH MÖCHTE SIE EINFACH WEG-SPERREN …“





Die 18-jährige Kathi Allen (o.) wurde gefangen gehalten und ermordet. Genauso wie Brenda O’Connor. Auch deren Lebensgefährte Lonnie Bond wurde getötet, ihr einjähriger Sohn Lonnie Bond Jr. nie wieder gesehen

und Scott Stapley entdeckt, gefesselt, geknebelt, erschossen. Jahre später wird der neue Eigentümer bei Bauarbeiten auf die Überreste von Charles Gunnar stoßen. Die Leber eines Kindes kann weder Sean Dubs noch Lonnie Bond Jr. zugeordnet werden.

Und Donald Lake? Paul Cosner, der Autohändler? Mike Carroll, der Freund von Kathi Allen? Jeff Gerald und Cliff Peranteau, die beiden Möbelpacker? Ihre Leichen bleiben verschollen.

Hrdlicka und seinen Kollegen bleibt nur eine Chance: Sie müssen Charles Ng schnappen, den flüchtigen Komplizen.

In der vierten Woche seiner Flucht geht ihm das Essen aus. Nachdem er vom Parkplatz des Baumarkts geflüchtet war, ist Charles Ng zügig zur nahe gelegenen Wohnung von Claralyn Balazs geeilt. Mit ihrem Auto sind sie zum Baumarkt gerast, haben den Streifenwagen gesehen und Lake, wie er mit einem Polizisten diskutiert. Etwa zu der Zeit, als Lake sich auf dem Polizeirevier das Leben nimmt, ist Ng bereits auf dem Weg nach Chicago, die Waffen schickt er sich zuvor per Post dorthin. Ein alter Knastkumpan bringt ihn nach Detroit, wo Ng allein die Grenze nach Kanada passiert.

Und nun kauert er in einem bewaldeten Tal nahe Calgary, 1600 Kilometer nordöstlich von San Francisco, in einem selbst gebauten Unterstand aus Sperrholz.

Am 6. Juli 1985 treibt der Hunger Charles Ng in ein Kaufhaus in Calgary. Er wird ertappt, als er eine Dose Lachs, Pepsi und Dosensuppe stehlen will. Bevor er überwältigt wird, schießt er bei einem Gerangel noch einem Sicherheitsmann in die Hand. Die Anklage lautet: Raub, Waffenbesitz und versuchter Mord. Für Letzteres reichen die Beweise aber nicht aus, Ng wird in Kanada zu viereinhalb Jahren Haft verurteilt. Die USA beantragen seine Auslieferung.

Im Gefängnis studiert Ng die kanadischen Gesetze und Präzedenzfälle, er lernt, Anträge zu stellen. Weil ihm in den USA die Todesstrafe droht, klagt Ng bis zum kanadischen Obersten Gerichtshof gegen seine Auslieferung. Im September 1991, gut sechs Jahre nach seiner Festnahme, entscheidet das Gericht: Ng darf abgeschoben werden. Noch am selben Tag wird er in die USA geflogen.

Der Prozess gegen ihn beginnt im Herbst 1998, 14 Jahre nach seiner Festnahme. Um den Prozessbeginn zu verzögern, hat Ng alle Register gezogen: Anwälte gefeuert, die Abberufung des Richters gefordert, eine Verlegung ins 600 Kilometer entfernte Orange County erwirkt.

Mitch Hrdlicka arbeitet mittlerweile als Chefermittler bei der Bezirksstaatsanwaltschaft. Er ist durchs Land gereist, hat mit Dutzenden Zeugen und etlichen Angehörigen gesprochen. Auch dank seiner Arbeit können Charles Ng nun die Morde an zwölf Menschen zur Last gelegt werden: sieben Männer, drei Frauen, zwei Babys.

Die Verteidigung plädiert, Lake habe die Morde begangen. Ng sei ihm hörig gewesen, lediglich ein willfähriger Gehilfe. Die Staatsanwaltschaft sieht das anders, genauso die Geschworenen. Am 30. Juni 1999 wird Charles Chi-Tat Ng zum Tode verurteilt.



Charles Ng, kurz vor seiner gerichtlichen Vernehmung. Die Staatsanwaltschaft plädierte auf die Todesstrafe

Und Claralyn Balazs?

Wie die Ermittler in Erfahrung gebracht haben, hat sie von der „Operation Miranda“ gewusst. Sie hat Beweise aus dem Haus in Wilseyville entfernt und geholfen, Dokumente zu fälschen, um Charles Gunnars Kindergeld abzuräumen. Doch für ihre Aussage, die die Ermittler zu der unter dem Hühnerstall vergrabenen Leiche von Randy Jacobson führt, erhält sie Immunität. Sie wird nie für eine etwaige Beteiligung an den Morden belangt.

Mitch Hrdlicka macht das zu schaffen. Aber vor allem kann er nur schwer ertragen, wie er seufzend erzählt, dass es noch immer so viele lose Enden in diesem Fall gibt: Warum musste der Radio-DJ Donald Albert Giuletti sterben? Warum wurden die Möbelpacker Cliff Peranteau und Jeff Gerald entführt und ermordet? Und vor allem: Wer fiel Lake und Ng noch zum Opfer? Eigentlich hatte die Staatsanwaltschaft einen Deal mit der Verteidigung ausgehandelt: Man lässt die Todesstrafe fallen – und im Gegenzug legt Ng die Identität aller Opfer offen, schildert ihre Todesumstände und führt die Ermittler zu ihren Leichen. Im letzten Moment platzte der Deal jedoch am Veto des Generalstaatsanwalts von Kalifornien. Er befürchtete, er könnte zu milde wirken, wenn er Ng die Todesstrafe erlässt.

Manche Angehörige werden daher wohl nie Gewissheit erlangen. Nie erfahren, wo sich die sterblichen Überreste ihrer Liebsten befinden. „Das bricht mir das Herz“, sagt Hrdlicka.

Charles Ng sitzt unterdessen im San Quentin State Prison. Er ist 63 Jahre alt. Die Todesstrafe wird seit wenigen Jahren in Kalifornien nicht mehr vollstreckt. Er wird wohl weiter schweigen. Bis ans Ende seiner Tage. ●

Fotos: vorherige Seite: Orange County/CA Superior Court; diese Seite: AP

Hollywood.
Helden.
Happy End.



cinema

Dein Guide für Kino und Streaming.

Jeden Monat neu.



3. OKTOBER 2017, PARADISE BEI LAS VEGAS, NEVADA

FBI-Beamte inspizieren das Gelände, auf dem ein Musikfestival stattgefunden hat

Gene Blevins sammelte erste Berufserfahrungen bereits in der Highschool als Fotoassistent für die Los Angeles Dodgers. Seit 1986 arbeitet er für Zeitungen wie die „Los Angeles Daily News“ und Agenturen wie Reuters, Polaris Images und Zuma Press





„DA STEHT EINER UND SCHIESST EINFACH DUTZENDE VON MENSCHEN TOT“

Als der Fotograf Gene Blevins aus seinem Hotelzimmer auf das Festivalgelände blickt, wird ihm bewusst, wie unglaublich die Tat zwei Tage zuvor war

Das Attentat ereignete sich am Sonntag, dem letzten Tag des dreitägigen „Route 91 Harvest“-Musikfestivals in Paradise, einem Vorort von Las Vegas. Ein großer Teil des „Strip“, der Hauptvergnügungsmeile, verläuft durch Paradise.

Gegen 22 Uhr begann ein Mann aus einem Hotelfenster im 32. Stock des Mandalay Bay Hotels wahllos in die Besuchermenge zu schießen. 58 Menschen starben, etwa 870 wurden verletzt. Jemand von der Nachrichtenagentur Zuma Press rief mich an und fragte, ob ich Fotos machen könnte. Ich setzte mich ins Auto und fuhr die knapp fünf Stunden von L. A. rüber nach Las Vegas. Ich spürte das Entsetzen in der Stadt und die bedrückte Stimmung. Menschen weinten auf offener Straße. Überall standen brennende Kerzen. Die Ermittler hatten einen Zaun aus Planen um den Tatort aufgestellt. Es war klar: Für ein gutes Bild brauchte ich den Blick von oben.

Das Veranstaltungsgelände ist riesig, etwa so groß wie elf Football-Felder. Also mietete ich mir im berühmten Luxor-Hotel ein Zimmer in einer der oberen Etagen, genau wie der Täter es gemacht hatte. Das Mandalay Bay und das Luxor liegen etwa 500 Meter auseinander, beide mit Blick auf das Festivalgelände. Als ich da oben stand, wurde mir noch einmal bewusst, wie unglaublich diese Tat war. Da steht einer und schießt einfach Dutzende von Menschen tot. Mit 14 Gewehren und mehr als 1000 Schuss Munition. Bis heute hat niemand herausgefunden, was den Attentäter Stephen Paddock dazu bewogen hat. Der 64-Jährige liebte das Glücksspiel und war wohlhabend, er galt als unauffällig. Das FBI schloss später einen extremistischen Hintergrund aus. Als die Polizei mehr als eine Stunde nach dem letzten Schuss sein Zimmer stürmte, hatte sich Paddock selbst getötet.

Zwischen seinem Hotelfenster und der Konzertbühne lagen ungefähr 350 Meter. Mein Hotel war in ähnlicher Entfernung. Als ich aus dem Fenster schaute, tauchten die FBI-Beamten auf dem Veranstaltungsgelände auf. Um keine Spuren zu verwischen, trugen sie blaue Schützer an den Füßen. Ich sah, wie die drei auf dem Platz herumliefen, zwischen all den Sachen, die die Konzertbesucher in ihrer Panik zurückgelassen hatten: umgeworfene Campingstühle, Rucksäcke, Picknickdecken. Rasch holte ich meine Kamera aus der Tasche. Als News-Fotograf muss ich schnell sein. Oft habe ich nur einen Versuch, also darf ich es nicht vermasseln. Eine Chance, eine Sekunde, ein Foto.

Obwohl ich so viel Schreckliches sehe, liebe ich meinen Job. Ich war am Absturzort des Hubschraubers von NBA-Legende Kobe Bryant, bei dem auch seine Tochter und sieben weitere Menschen starben. Ich habe 2003 die „Columbia“ fotografiert, als sie beim Wiedereintritt in die Atmosphäre über Texas zerbrach. Ich mache mir möglichst wenig Gedanken um die Schicksale, die ich abbilde. Im Moment meiner Arbeit liegt mein Fokus einzig und allein auf dem bestmöglichen Bild. ●

Protokoll: Constanze Löffler

„SEIT DER ANTIKE KÄMPFEN WIR MIT DEN GLEICHEN THEMEN“

Starautor Don Winslow ist mit der Mafia groß geworden. Aber erst die griechischen Mythen brachten ihn dazu, über sie zu schreiben

INTERVIEW VON **JULIA MEYER-HERMANN**



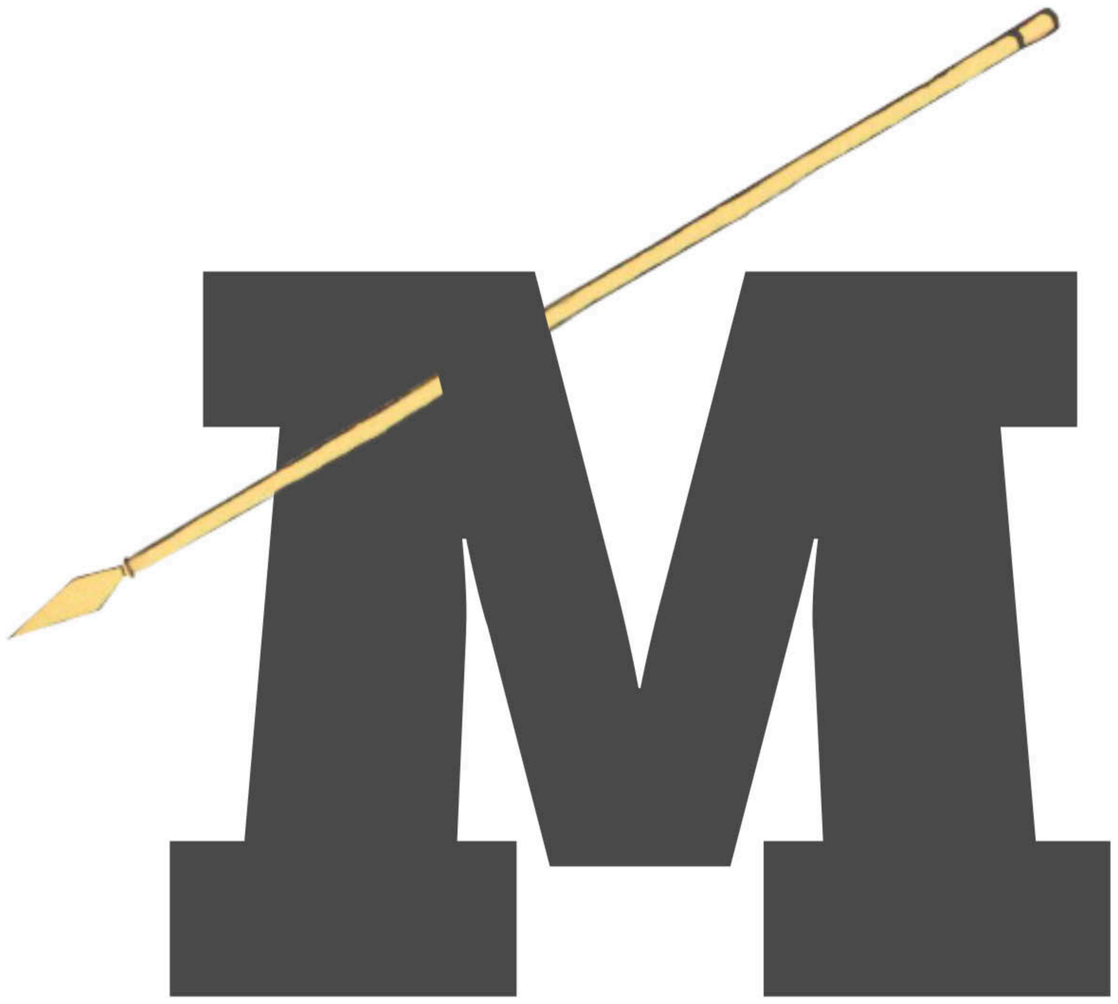
Rache. Nach seiner Rückkehr zieht Odysseus in einen blutigen Kampf gegen die Freier seiner Frau Penelope





ZUR PERSON

Don Winslow, 70, war Privatdetektiv, Anti-Terror-Ausbilder und Fremdenführer auf afrikanischen Safaris, bevor er zu einem der erfolgreichsten Krimiautoren der USA wurde. Er hat etliche internationale Bestseller verfasst wie „Tage der Toten“ und „Das Kartell“. „Zeit des Zorns“ wurde von Oscar-Preisträger Oliver Stone verfilmt. Im Mai erscheint mit „City in Ruins“ (Harper Collins, 448 Seiten, 24 Euro) der dritte und letzte Teil seiner Mafia-Trilogie. Winslow hat angekündigt, dass es sein letztes Buch werde.



Mr Winslow, demnächst erscheint „City in Ruins“, der dritte Teil Ihrer berühmten Trilogie. Der Roman spielt in Las Vegas. Die Hauptfigur Danny Ryan kommt aus Providence in Rhode Island und hat in die Mafia eingeheiratet. Sie selbst sind in Providence aufgewachsen. Wie präsent war die Mafia damals in Ihrem Alltag?

Als Kind war es für mich normal, dass an jeder Ecke so ein 19-jähriger Nachwuchs-Mafioso stand. Ich wusste, dass er dafür verantwortlich war, die Straße zu kontrollieren. Diese Kerle haben uns Kindern Geld für Eis oder Comics gegeben. Wir fanden sie also nett. Im Rückblick und mit etwas mehr Reife begreifst du dann, dass diese Kerle auch mitverantwortlich dafür waren, dass anderen Schmerzen zugefügt wurden und dass es Opfer gab. Ich erinnere mich daran, dass ich als Kind Menschen gesehen habe, denen man sichtbar Gewalt angetan hatte. Aber ich hatte als Zehnjähriger natürlich kein Bewusstsein für die Mafia-Strukturen und deren Tragweite.

Wann wurde Ihnen das bewusst?

Als ich im Studium einen Journalismuskurs belegte, in dem wir uns mit einem Buch über die Mafia beschäftigt haben. Ich sah einige der darin abgebildeten Männer und dachte mir: Oh, den kennst du und den auch, bei dem warst du zu Hause und bei dem auch! Es war für mich damals vollkommen natürlich, Kontakt mit solchen Leuten zu haben. Ab und zu spricht mich auch heute noch ein alter Mafia-Gangster an, um mir zu sagen, dass er meine Bücher gelesen hat oder weiß, wer ich bin.

Sie haben in Ihrer Mafia-Trilogie antike Heldensagen verarbeitet und die griechischen Helden und Trojaner durch Mafiosi und Gangster ersetzt. Jedem Kapitel stellen Sie ein Zitat aus „Aeneis“ des Dichters Vergil voran. Warum diese Verbindung?

Die Wahrheit ist: Ich habe mit Anfang 30 realisiert, dass ich keine gute literarische Bildung hatte. Ich kannte die ganzen Klassiker nicht. Ich habe mir also eine dieser großartigen Buchlisten besorgt und alle aufgeführten Titel gelesen, was sieben Jahre gedauert hat. Darunter waren auch die „Ilias“, die „Odyssee“ und die „Aeneis“. Mir fiel sofort auf, wie ähnlich sie der Kriminalliteratur sind. Als ich die „Ilias“ las, erinnerte ich mich an einen Konflikt zwischen der irischen und italienischen Mafia in New England, also dort, wo ich aufgewachsen bin. Ich hatte dann die Idee, ein zeitgenössisches Epos zu schreiben, das sich aus antiken Geschichten und Charakteren speist. Das war irgendwann in den 1990er-Jahren.

Also vor 30 Jahren … Sie haben diesen Stoff seitdem mit sich herumgetragen?

Ich habe daran gearbeitet, ihn wieder beiseitegelegt. Mal dachte ich, es sei eine gute Idee, dann dachte ich, es sei eine schlechte Idee. Ich habe mindestens 300 Seiten weggeworfen. Die Schwierigkeit war, diese klassischen Geschichten wirklich modern zu gestalten. Die meisten Menschen bemerken die Parallelen zu den griechischen Mythen gar nicht, man kann meine Bücher als reine Gangstergeschichten lesen. Aber mir ist es wichtig zu zeigen, dass wir seit der Antike mit den immer gleichen Themen hadern und kämpfen. Es geht um Geld, Macht, Land und Anerkennung. Seit Tausenden von Jahren haben wir Menschen immer noch die gleichen Bedürfnisse, Wünsche und Fehler.

Ihre Hauptfigur Danny Ryan ist kein strahlender Held, keine Kämpfernatur. Er ist eher ein Mann aus der zweiten Reihe. Welche Figur aus der Antike hatten Sie da als Vorbild im Kopf?

Alle Charaktere in der Trilogie beruhen auf Figuren aus der „Ilias“, „Odyssee“ oder „Aeneis“. Das Schreiben wäre mir vermutlich leichter gefallen, wenn ich mir einen Kriegshelden wie Achill zum Vorbild genommen hätte. Aber ich habe Danny Ryan an Aeneas angelehnt, dem trojanischen Prinzen, der im ⟶

Fotos: vorherige Seite: Getty Images; Eduardo Munoz; diese Seite: Getty Images; Eduardo Munoz



Heldentum. Aeneas rettet Vater und Sohn aus dem brennenden Troja. Ein Polizist bringtwährend einer Schießerei in Tijuana ein Kind in Sicherheit

Kampf schwer verwundet wird. Mir gefiel, dass Aeneas irgendwie ein Außenseiter ist. Ein eher besonnener Charakter in diesem ganzen Männlichkeitswahn. Auch Danny Ryan ist so ein Außenseiter, anfänglich kein Mafioso, er hat einen Fuß drin im Geschäft, einen Fuß draußen. Das ermöglicht mir eine vielschichtigere Perspektive auf das Geschehen.

Haben Sie jemals in Erwägung gezogen, selbst einen Fuß in das Mafia-Business zu setzen? Wo Sie doch ohnehin Kontakte zur Unterwelt hatten?

Warum bin ich ein Schriftsteller und kein Mafioso? Zum einen fehlt mir die entsprechende Mentalität, ich bin kein gewalttätiger Typ. Ich wurde irisch-katholisch erzogen, also fühle ich mich verantwortlich und schuldig für Dinge, die ich tue. Meine Eltern hatten außerdem nichts mit der Mafia zu tun, wir haben nur in diesen Vierteln gelebt. Im Übrigen tritt man nicht einfach in die Mafia ein. Es ist nicht so, als würde man sagen: Oh, ich gehe zur Armee. Ich habe als Jugendlicher tatsächlich einige illegale Alkohollieferungen für die Mafia erledigt. Ein kleiner Nebenjob an Sonntagen, wenn kein Alkohol verkauft werden durfte. Ich bin hinten in den örtlichen Spirituosenladen gegangen, habe meinen alten Wagen beladen und die Ware ausgeliefert. Näher bin ich dem Ganzen aber nie gekommen.

Stattdessen haben Sie die andere Seite gewählt. Bevor Sie als Schriftsteller Erfolg hatten, waren Sie Privatdetektiv. An welchen Fällen haben Sie gearbeitet?

Ich habe am Times Square in New York angefangen. Ich war undercover unterwegs, war für die Sicherheit in Kinos zuständig, es ging um Taschendiebstahl, kleine Drogendeals und um Ausreißer. Später bin ich für einige Jahre als Safari-Guide nach Afrika gegangen, bin zurückgekommen und habe Militärgeschichte studiert. Ende der 1980er-Jahre habe ich meinen ersten Roman geschrieben, aber weil ich nicht davon leben konnte, habe ich wieder als privater Ermittler gearbeitet, es ging dann allerdings um Brandstiftung, Versicherungsbetrug, um Gewalttaten und auch um Morde.

Haben Ihnen die Erfahrungen als privater Ermittler beim Schreiben geholfen?

Ich habe stundenlang mit Mördern zusammengesessen und sie im Zuge von Ermittlungen befragt. Das hat mir Einsicht in eine bestimmte Art von Mentalität gegeben. Ich habe das Justizsystem und die unterschiedlichen Rollen von Anwälten, Polizisten, Richtern und Angeklagten kennengelernt. Es gibt eine ausführliche Gerichtsszene in „City in Ruins“. Die konnte ich nur schreiben, weil ich bei so vielen Prozessen dabei war. Ich habe auch gute Kontakte aus jener Zeit, ich kann Anwälte anrufen und sagen: „Könnt ihr sicherstellen, dass richtig ist, was ich schreibe?“ Wirklich wertvoll sind aber die Recherchetechniken, die ich mir als privater Ermittler angeeignet habe. Ich habe gelernt, Dokumente zu lesen und zu vergleichen, Fakten zu überprüfen, Widersprüche zu erkennen. Davon profitiere ich auch als Schriftsteller.

Sie schildern oft unvorstellbare Arten des Mordens und Sterbens. Das trifft vor allem auf Bücher wie „Tage der Toten“ oder „Das Kartell“ über den Drogenkrieg in Mexiko zu.

Fotos: Getty Images; Jorge Duenes/REUTERS

Die Wirklichkeit ist allerdings oft viel grausamer als das, was ich beschrieben habe.

Woher wissen Sie das?

In „Savages“, der Verfilmung von „Zeit des Zorns“, gibt es eine Szene am Anfang, in der Menschen mit Kettensägen enthauptet werden. Der Regisseur Oliver Stone zeigt das natürlich nicht im Einzelnen. Aber diese Szene bezieht sich auf ein sehr explizites und nachweislich echtes Video, das ich per Mail geschickt bekommen hatte. Es gibt in meinen Büchern keine Gewaltszene, die nicht wirklich passiert ist! Ich habe während meiner Recherchen etliche solcher grausamen Videos gesichtet. Und weil ich an diesen Themen lange gearbeitet habe, kann ich auch sagen, dass die Gewalt zunimmt. In „Tage der Toten“ gibt es eine Szene, in der 19 Menschen abgeschlachtet werden. Unvorstellbar eigentlich! Aber zehn Jahre später, als ich das „Das Kartell“ schrieb, wäre das in den mexikanischen Nachrichten schon keine Schlagzeile mehr gewesen.

Was macht so eine Recherche mit Ihnen?

Das war hart. Ich möchte aber vorwegstellen, dass ich mich in keiner Weise mit mexikanischen Journalisten vergleichen kann. Mehrere Hundert von ihnen wurden gefoltert und ermordet, weil sie die Wahrheit publik machen wollten. So ein Charakter bin ich nicht. Ich bin kein Held. Ich lebe gut und sicher auf der anderen Seite der Grenze. Trotzdem habe ich meiner Frau Jean irgendwann versprochen, nicht mehr über diese Themen zu schreiben. Ich hatte mir das selbst eigentlich bereits 2005 nach „Tage der Toten“ geschworen. Aber dann hatte ich das Gefühl, dass ich meinen Lesern erklären sollte, was sich in Mexiko abspielt. Es gibt ja viele Menschen, die lieber Romane statt journalistischer Texte lesen. Also habe ich noch „Das Kartell“ und „Jahre des Jägers“ geschrieben.

Wenn Sie mit so viel menschlicher Grausamkeit konfrontiert sind, wie entscheiden Sie, was davon Sie Ihren Lesern zumuten?

Man bewegt sich da immer auf diesem schmalen Grat und übertritt ihn leider manchmal. Ich nenne es die „Pornografie der Gewalt“, und die ist eine echte Gefahr. Ich habe so viel Entsetzliches gesehen, dass ich womöglich das richtige Maß gar nicht mehr kenne. Ich möchte Gewalt aber nicht verharmlosen, indem ich sie in einem Unterhaltungsroman verarbeite. Mord ist kein Gesellschaftsspiel. Es besteht die Gefahr, dass solche grausamen Bilder, Szenen, Fakten deine Persönlichkeit ungünstig beeinflussen. Du stumpfst ab.

Wann haben Sie das bei sich festgestellt?

Schon während meiner Tätigkeit als Privatermittler. Ich erinnere mich an einen Tag, an dem ich Autopsiefotos während meiner Mittagspause angesehen habe. Es war ein voller Tag, ich hatte keine Zeit zum Rausgehen, und ich musste diese Fotos für einen Prozess analysieren und vorbereiten. Also habe ich die Bilder einer ermordeten Frau

„Ich bin kein Held. Ich lebe gut und sicher auf der anderen Seite der Grenze“

angesehen, während ich nebenbei ein Schinkensandwich gegessen habe. Plötzlich fiel mir das auf, und ich dachte: Was ist aus dir geworden? So willst du nicht sein.

Hatte diese Erkenntnis Auswirkungen auf Ihr Schreiben?

Ich habe mir gesagt: Wenn ich der Gewalt gegenüber abstumpfe, kann das meinen Lesern auch passieren. Ich habe mich dann entschieden, weniger über die tatsächliche Gewalt zu schreiben und mehr über die Konsequenzen. Ich habe angefangen, den Schock, den Schmerz, die Trauer zu beschreiben.

Geht es Ihnen in Ihren Büchern auch darum, Moral zu vermitteln?

Ich bin weder Priester noch Philosoph. Ich fälle keine moralischen Urteile. Ich überlasse es den Lesern, welche Schlussfolgerungen oder moralischen Bewertungen sie ziehen. Ich versuche, so objektiv wie möglich zu sein. So war ich auch als Ermittler. Ich saß mit Menschen an einem Tisch, die für mich zu den schlimmsten Menschen der Welt gehören. Ich hatte zwei Jahre lang mit Fällen von sexuellem Kindesmissbrauch zu tun. Manchmal wollte ich über den Tisch springen und mein Gegenüber erwürgen. Aber natürlich habe ich diesem Impuls nie nachgegeben. Ich richte nicht. Das war damals nicht mein Job, und das ist auch nicht mein Job als Schriftsteller.

Mussten Sie erst zu dieser inneren Haltung gelangen, bevor Sie Schriftsteller werden konnten? Sie waren beinahe 40, als Sie Ihren ersten Kriminalroman veröffentlichten.

Ich wollte schon immer Schriftsteller werden und schreibe seit meinem sechsten Lebensjahr. Das hatte sich auch in meinen Zwanzigern nicht geändert, aber ich hatte damals echte Probleme mit meinem Selbstvertrauen und habe an meinem Talent gezweifelt. Ich hatte außerdem alle Hände voll damit zu tun, meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Ich musste die Miete bezahlen, Lebensmittel kaufen, später hatte ich eine Frau und ein Baby. Also habe ich zunächst nur in meiner Freizeit geschrieben. Im Rückblick trifft diese Frage aber den zentralen Punkt. Um meine Art von Büchern zu schreiben, braucht es ein gewisses Alter, eine Art kritische Masse an Lebenserfahrung. Wenn ich „Tage der Toten“ in meinen Zwanzigern geschrieben hätte, wäre ich daran gescheitert.

Sie machen einiges anders, als es im Krimi-Genre üblich ist. Bei Ihnen gibt es oft seiten- und kapitellang kein Verbrechen, und stattdessen folgt man dem Alltag der Hauptfiguren. Warum drosseln Sie das Tempo so?

Warum sollte in einem Thriller die Hauptfigur von der ersten Seite an in tödlicher Gefahr sein? In meinem Buch „Frankie Machine“ passiert auf den ersten 63 Seiten nichts. Ein Kerl macht seinen Job, repariert die Wasser- ⟶

leitungen bei seiner Ex-Frau und isst mit der Tochter zu Mittag. Wenn er dann ab Seite 63 in tödliche Gefahr gerät, kennst du als Leser diesen Kerl und interessierst dich für ihn.

Die Menschen, über die Sie schreiben, haben oft psychopathische Züge …

Manchmal beschleicht mich das Gefühl, dass offenbar jeder lügt. Ich erinnere mich daran, dass ich in einer Befragung mal zu einem Zeugen gesagt habe: „Weißt du was, lass uns einfach jeder einen Kaffee trinken, deine erste Lügenstufe überspringen und bei deiner zweiten Lügenstufe weitermachen, um die Dinge zu verkürzen." Mein Misstrauen war in konstanter Alarmbereitschaft, ich hatte wenig Vertrauen. Andererseits hatte ich eine Ehefrau, einen Sohn und Freunde, von denen ich wusste, dass sie keine Lügner und keine Psychopathen sind. Denen konnte ich aber nicht von den schlimmen Dingen erzählen, mit denen ich mich beschäftigte. Ich musste also ganz bewusst einen Übergang von einer Realität in die andere finden. Auf diese Weise bin ich zum Familienkoch geworden. Ich habe eine Stunde lang etwas Normales und Schönes getan, bevor wir uns zusammengesetzt haben. Das tat uns und mir gut. Trotzdem ist mir sehr bewusst, dass es beunruhigend viele psychopathische Charaktere gibt. Viele Kriminelle sind Psychopathen, etliche brillante Menschen ebenfalls, viele von ihnen sind Soziopathen. Und viele dieser Soziopathen und Psychopathen sind nicht im Gefängnis, sie laufen frei herum, so wie der republikanische Präsidentschaftskandidat.

„Es gibt in meinen Büchern keine Gewaltszene, die nicht wirklich passiert ist!"

Sie formulieren Ihre Abneigung gegenüber Donald Trump sehr deutlich. Stimmt es, dass Sie ihn schon 2014, vor seinem Präsidentschaftswahlkampf, öffentlich als Faschisten bezeichnet haben?

Ich wusste schon Ende der 1970er-Jahre während meiner Zeit in New York, dass er ein faschistischer Mistkerl ist. Die Leute haben mich damals für verrückt erklärt. Ich wünschte, sie hätten recht gehabt. Aber leider lag ich mit meiner Einschätzung richtig. Spätestens nach dem Sturm auf das Kapitol in Washington am 6. Januar 2021 und den Ereignissen davor – alle angefacht von dem Anti-Demokraten Donald Trump! – ist das auch vielen Zweiflern bewusst.

Sie wollen die Wiederwahl von Donald Trump verhindern. Deswegen haben Sie vor zwei Jahren auf Twitter verkündet, dass Sie mit der aktuellen Mafia-Trilogie Ihre Karriere als Schriftsteller beenden und „in die Schlacht ziehen" werden. Seitdem feuern Sie gegen Trump mit Tweets und Videobotschaften. Warum nicht in Form eines Romans?

Wir müssen uns an die Erfordernisse unserer Zeit anpassen. Wenn Trump wiedergewählt wird, ist es das Ende der US-Demokratie. Bis ich darüber ein Buch geschrieben und veröffentlicht hätte, wäre schon alles vorbei. Ich muss also dort kämpfen, wo ich etwas beitragen kann. Das ist in den sozialen Medien. Ich bin zwar kein großer Name, aber meine politischen Videos haben mehr als 300 Millionen Aufrufe, mehr als zehn Millionen haben sich die letzten drei Videos angesehen. Ich hoffe, das zeigt Wirkung.

Wenn diese Schlacht vorüber ist, gibt es dann eine Chance auf ein Comeback von Ihnen als Krimiautor?

Wie die Rolling Stones? Die haben ein gutes Comeback, das stimmt wohl. Ich bin auch alt genug, um zu wissen, dass man niemals „nie" sagen sollte. Aber diese Trilogie fühlt sich wie ein guter Abschluss an. Meine Frau und ich leben eigentlich einen Großteil des Jahres in einem kleinen Ort namens Julian bei San Diego. Aber seit einiger Zeit verbringen wir wieder viel Zeit in Rhode Island, um für meine Mutter da zu sein. Die Story über Danny Ryan und sein Leben mit der Mafia habe ich größtenteils auf ihrer Veranda geschrieben. Ich habe Rhode Island im Alter von 17 Jahren verlassen, ich bin viel durch die Welt gereist und kehre jetzt zu meinen Wurzeln zurück. Es fühlt sich richtig an, an dieser Stelle aufzuhören. ●



Königssturz. El Chapo Guzman, Kopf des Sinaloa-Kartells, wird vom mexikanischen Militär zurück ins Gefängnis gebracht, aus dem er zuvor geflohen war

Fotos: Getty Images; Imago



ROMAN Der Spanier Kiko Amat erstaunt in „Revanche“ mit irrem Tempo und einer neuen, hammerharten Sprache

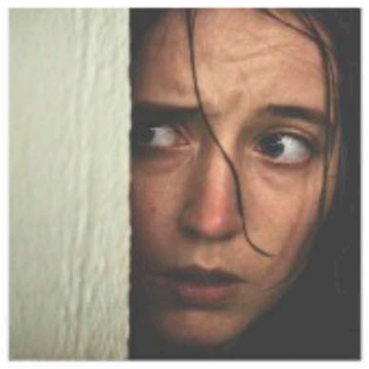
Der Hammer auf dem Buchumschlag zeigt es schon an: Hier geht es zur Sache. Erst schlagen, dann fragen, lautet die Devise in „Revanche“, dem neuen Roman des 52-jährigen Spaniers Kiko Amat. Wobei der Titel beinahe schon zu elegant klingt. Sollte es nicht besser „Rache“ statt „Revanche“ heißen? Würde man Kiko Amat fragen, bekäme man womöglich eine Schleppocke* auf den Schocht** oder die Nappe*** dermaßen blutig gehauen, dass einem der Kapott**** brummt. Wer jetzt stutzt, der muss wohl nachsitzen, um sich die wichtigsten Grundbegriffe der sogenannten Lokoslingo draufzuschaffen, einer von Amat für dieses Buch ersonnenen Sprache.

Im Mittelpunkt der rasanten Geschichte stehen Amador, Vizeboss der Lokos, einer Hooligan-Gang des FC Barcelona, und César Beltran, genannt Jabali, ein Ex-Rugby-As, das jetzt als Rächer im Untergrund arbeitet. Als sich einer der Loko-Leute mit einer größeren Summe absetzt, gerät ausgerechnet Césars Schwester ins Visier von Amador. Klarer Fall von Shoot-out? Nicht so bei Kiko Amat, der in Sant Boi de Llobregat, einer Trabantenstadt nahe Barcelona, aufgewachsen ist und die Gesetze der Straße aus eigener Erfahrung kennt. Seinen ungewöhnlichen Krimi um die ungleichen Widersacher erzählt er so schnell, dass man sich beim Lesen besser anschnallt, wobei er gekonnt sprachliche Härte mit dem Humor der Straße kombiniert. Wer „Clockwork Orange“ und „Trainspotting“ liebt, sollte den Regalplatz zwischen diesen beiden Klassikern für „Revanche“ freiräumen. Hier übrigens die Auflösung: *Schlag, **Mund, ***Nase, ****Kopf. (btb, 17 Euro) Aktuell im Handel

Ingo Scheel ●

Illustration: Johannes Wiebel; Fotos: New Pictures & All3Media International; Crime+Investigation/A+E Networks

FILM



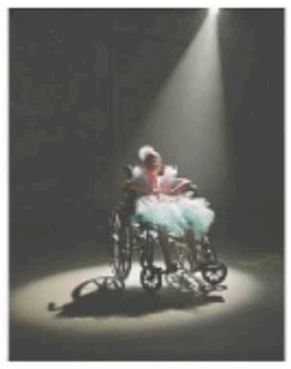
GUTE NACHT
Student Martin wacht in der Pathologie über die Opfer eines Sexualmörders und gerät selbst in dessen Visier: 1995 setzte Ole Bornedal mit „Nightwatch“ die dänische Filmrevolution in Gang. Nun kommt mit **„Nightwatch: Demons are Forever“** die Fortsetzung. Der Täter kehrt zurück und hat es auf Martins Tochter abgesehen. Kinostart: 16. Mai

SERIE



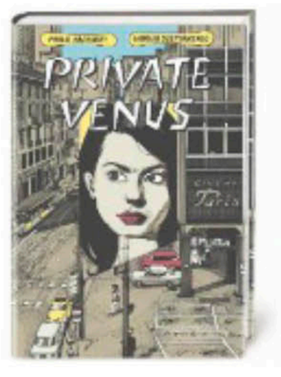
BRITISCHES TRAUMA
Der Boulevard nannte ihn „Yorkshire Ripper“: den britischen Serienmörder Peter Sutcliffe, der zwischen 1975 und 1980 mindestens 13 Frauen tötete und sieben weitere zum Teil lebensgefährlich verletzte. Der Siebenteiler **„The Long Shadow“** schildert die aufwendige Fahndung nach ihm und zeigt die Traumata, die seine Taten ausgelöst haben. (auf DVD) Aktuell im Handel

DOKUMENTATION



QUALKAMPF
Eine Mutter, die am Münchhausen-Stellvertretersyndrom leidet, täuscht bei ihrer Tochter jahrelang Krankheiten vor, bis diese ihre Peinigerin ermorden lässt. In der sechsteiligen Doku-Serie **„Der Fall Gypsy Rose Blanchard“** berichtet das Opfer selbst über die Tat sowie Hintergründe aus dem Leben mit ihrer Mutter. Ab 14. April auf Crime+Investigation und diversen Plattformen

COMIC



CIAO BELLA
Die Schönheiten Italiens von ihrer düsteren Seite. In der Graphic Novel **„Private Venus“** von Giorgio Scerbanenco (Text) und Paolo Bacilieri (Zeichnung) ermittelt kein Profi, sondern ein ehemaliger Arzt. Dieser stößt in Mailand auf Aktfotografen, Mädchenhändler und Polizisten, die ihre Ruhe wollen. Ein Thriller, so verstörend wie unvorhersehbar. (Avant-Verlag, 25 Euro) Aktuell im Handel



Der Essay über die Angst von Frauen in der Nacht hat nicht nur unsere Leserinnen sehr bewegt, sondern auch die Leser

LESERBRIEFE

// **Augenöffner**
Meine Mitbewohnerin ist langjährige Abonnentin Ihres Magazins, und seitdem wir zusammenwohnen, befinden sich auch meine Fingerabdrücke regelmäßig auf den Seiten der Hefte. Das Essay von Vivian Alterauge in Ausgabe Nr. 53 veranlasst mich, den allerersten Leserbrief meines Lebens zu schreiben. Der Artikel ist bemerkenswert – die Autorin bringt präzise auf den Punkt, wie viele Frauen sich nachts in den beschriebenen Situationen fühlen, wie ich mich fühle. Ein echter Augenöffner. Ich hielt mich für eine weitgehend furchtlose Person. Der Text jedoch brachte mir schlagartig mein eigenes Verhalten auf den nächtlichen Heimwegen ins Bewusstsein – und ich bin erschrocken. Erschrocken darüber, wie tief es wurzelt und wie wenig ich darüber nachgedacht habe, dass diese Beklemmung nicht der Normalzustand sein sollte! Ich wünschte, mehr Männer würden dieses Essay lesen, mehr Männer würden sich die Ängste der Frauen bewusst machen und wie im Artikel beschrieben handeln. Danke, Vivian Alterauge. Bitte mehr davon.

LISA FUTSCHIK

// **Tipps von Männern**
Neben den Überlebensstrategien Flight und Fight findet sich in zahlreichen TV-Dokus auch die Alternative Freeze. Es gibt jedoch – auch am helllichten Tage – einfache Regeln, welche zu mehr Sicherheit führen. Wer offenen Auges selbstbewusst durch die Welt schreitet, macht schon einmal Grundlegendes richtig. Da hat Ihre Autorin völlig recht. Der britische Autor Rodney Hauer sieht zudem vier Säulen des Überlebens in der Stadt: Awareness (Aufmerksamkeit/Rundum-Bewusstsein – wie vielen Menschen begegnet man täglich, die sich in einer Bubble, einem Vakuum befinden, abgeschirmt vom Straßengeschehen durch Kopfhörer und fortwährende Handy-Daddelei?). Beim Passieren eines Schaufensters kurz zu prüfen, ob man verfolgt wird, ist vernünftig und nicht gleich paranoid. Anticipation (u. a. Planung der nächsten Schritte wie im Schach, warum nicht ein paar Fluchtrouten durchspielen; wo ist der nächste noch offene Schnellimbiss, erleuchtet, mit Menschen?). Avoidance (einem möglichen Aggressor ausweichen, den potenziellen Angriff/den Hotspot tunlich vermeiden). Annihilation als Ultima Ratio (so schwer das manchen Frauen vielleicht fallen mag, den Aggressor „vernichten“, im Sinne von „kampfunfähig machen“ oder ihm solche Schmerzen zufügen, dass er ablässt – und dann: Renn!).

ROBERT HRDINA

// **Namenloses Mädchen**
Ich lese *stern* Crime seit der ersten Ausgabe. Doch in Ausgabe 53 sind mir im Beitrag „Das namenlose Mädchen“ zwei Dinge aufgefallen. Zum einen schreibt Ihre Autorin: „N. N. stand auf der Steinplatte (…). No name.“ Da muss ich widersprechen, denn N. N. stammt aus dem Lateinischen und bedeutet ausgeschrieben „nomen nominandum“ oder „nomen nescio“. Es kommt eben nicht immer alles aus dem Englischen. Zum zweiten stoße ich mich sehr an folgendem Satz auf Seite 16: „Und wie konnte es sein, dass Evi (…) an einer Kiefer (…) baumelte?“ Das Verb „baumeln“ finde ich in diesem Kontext sehr pietätlos und unanständig. Das sollte nicht passieren. Viele Grüße, Ihre trotz Kritik treue Leserin

CHRISTINA NAGEL

Anmerkung der Redaktion:
Liebe Frau Nagel, es freut uns, dass Sie uns trotz Ihrer kritischen Anmer-

Wenn Sie uns schreiben möchten: info@stern-crime.de

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen und auch elektronisch zu veröffentlichen. Bitte geben Sie Namen und Anschrift an.

kungen treu bleiben. Mit Ihrem Einwand zu N.N. haben Sie natürlich recht. Dass die Formulierung „baumeln" pietätlos wirkte, bedauern wir ebenfalls. Zumal wir insgesamt finden, dass unserer Autorin ein sehr empathischer Text gelungen ist.

// **Suizide sind keine Morde**

Mit viel Freude und Spannung lese ich seit Jahren Eure tolle Zeitschrift. Immer wieder wurde ich dabei mit dem Begriff „Selbstmord" konfrontiert. Auch dieses Mal wieder, im Artikel „Das namenlose Mädchen", und jetzt dachte ich, ich schreibe Euch mal. Viele denken dabei sofort an Mord, den Straftatbestand, der Heimtücke und niedrige Beweggründe voraussetzt. Das Wort „Mord" stigmatisiert jeden, der damit in Verbindung gebracht wird. Suizid sei eine kriminelle Tat – das suggeriert der Begriff „Selbstmord" – zumindest unterschwellig. Der einzige wertfreie Begriff – der aber leider noch zu wenig in die Umgangssprache eingedrungen ist – ist das Fremdwort „Suizid" (= Selbsttötung). Sprache und Bewusstsein ändern sich nur langsam. Es wäre sehr schön, wenn Ihr Euren Beitrag dazu leisten könntet und das Wort „Selbstmord" nicht verwendet, sondern „Suizid" oder „sich selbst umbringen".

NELLY ENNEMOSER

Anmerkung der Redaktion:
Liebe Frau Ennemoser, diese Perspektive auf den Begriff „Selbstmord" ist absolut nachvollziehbar, und wir können uns vorstellen, dass die Konnotation gerade für Angehörige schmerzlich sein kann. Wir werden versuchen, das Wort in Zukunft zu vermeiden. Bitte haben Sie Nachsicht, wenn es an der ein oder anderen Stelle dennoch auftauchen sollte. Wie Sie zu Recht schreiben, ist das der Fluch der Sprache: Sie wird so selbstverständlich, dass auch wir als professionelle Schreiber die (bitteren) Feinheiten immer mal wieder übersehen.

// **James Brown**

Kinners, Ihr wisst aber schon, dass der Kerle seit Weihnachten 2006 tot ist?!

MIRIAM SCHÄFER

Anmerkung der Redaktion:
Liebe Frau Schäfer, ja, das wissen wir. Wir hielten Browns Tod für so bekannt, dass wir ihn nicht noch extra im Text erwähnt haben.

// **Femizide**

Ich schreibe sonst nie Leserbriefe, aber zu diesem Artikel zum Thema Femizid muss ich einfach *Danke* sagen. Es ist schön, dass das Thema „Frauen, die zu Opfern von Gewalttaten werden, nur weil sie Frauen sind", hier wirklich gut beschrieben wird. Es kann überall passieren und jedem. Leider werden solche Fälle in vielen Medien kleiner gemacht, allein durch die Bezeichnung „Beziehungstat". *MONICA RÜLING*

// **Cyber-Crime**

Zum Interview mit dem Cyberkriminologen Thomas-Gabriel Rüdiger in Ausgabe 53 möchte ich mich nun einmal bei Ihnen schriftlich äußern. Das Gespräch hat mir sehr gut gefallen, denn es ist äußerst spannend und informativ für mich. Es wäre sehr interessant, neue Informationen zu diesem spannenden Thema in einem dementsprechenden Bericht in *stern* Crime zu lesen. Viele Grüße von Ihrer begeisterten, neugierigen Leserin!

BIRGIT KRAFT-LOVRIC

Anmerkung der Redaktion:
Liebe Frau Kraft-Lovric, es freut uns, dass Sie das Gespräch spannend fanden. Auch wir halten die von Herrn Rüdiger entworfenen Szenarien für recht plausibel. Entsprechend wird uns das Thema wohl noch häufiger begegnen.

PODCAST



Die zehnte Staffel von *stern* Crime „Spurensuche" läuft. Spezialistinnen und Spezialisten erzählen von ihrer Arbeit und ihren interessantesten Fällen.
Die neuen Folgen sind zuerst kostenlos auf RTL+ Musik und stern.de zu hören und eine Woche später u.a. bei iTunes und Spotify

Exklusiv auf Audible: Fälle mit Originalaufnahmen aus Gesprächen mit Opfern, Angehörigen und Ermittlern. Erzähler der Geschichten ist Christian Redl. Die neunte Staffel von „Wahre Verbrechen" ist soeben gestartet:
audible.de/crime

STERN PLUS

Unsere Geschichten, Rubriken und Interviews finden Sie auch online, und dazu weitere exklusive Crime-Geschichten sowie all unsere Podcasts, Fernsehdokumentationen, Videos und eingelesenen Texte.
Mit dabei: das komplette digitale Angebot von *stern* PLUS.
www.stern.de/crime

HEFTE BESTELLEN



www.stern-crime.de

Auf unserer Internetseite können Sie die aktuelle Ausgabe und die bisher erschienenen Hefte bestellen

// das team dieser ausgabe



Als JULIA MEYER-HERMANN, freie Autorin aus Hannover, um zehn Uhr kalifornischer Ortszeit bei Don Winslow anrief, wollte der 70-jährige US-Autor als Erstes wissen, wie weit entfernt Hamburg sei. Dort könne er sich gut vorstellen zu leben, erzählte Winslow. „Hamburg ist eine der offensten Städte der Welt." Über seinem Arbeitsplatz hänge sogar ein Aufkleber des FC St. Pauli, weil ihm dessen Message so gut gefalle: „Kein Mensch ist illegal."



Serienmörder sind fast immer Einzeltäter. Leonard Lake und Charles Ng bildeten jedoch eine ungewöhnliche Partnerschaft, geprägt von Kaltblütigkeit und Sadismus. Etliche Menschen fielen den beiden zum Opfer. Der Reporter **AIREN**, der in Mexiko lebt, ist nach Oregon gereist, um den Ermittler Mitch Hrdlicka zu treffen, dem der Fall bis heute zu schaffen macht.



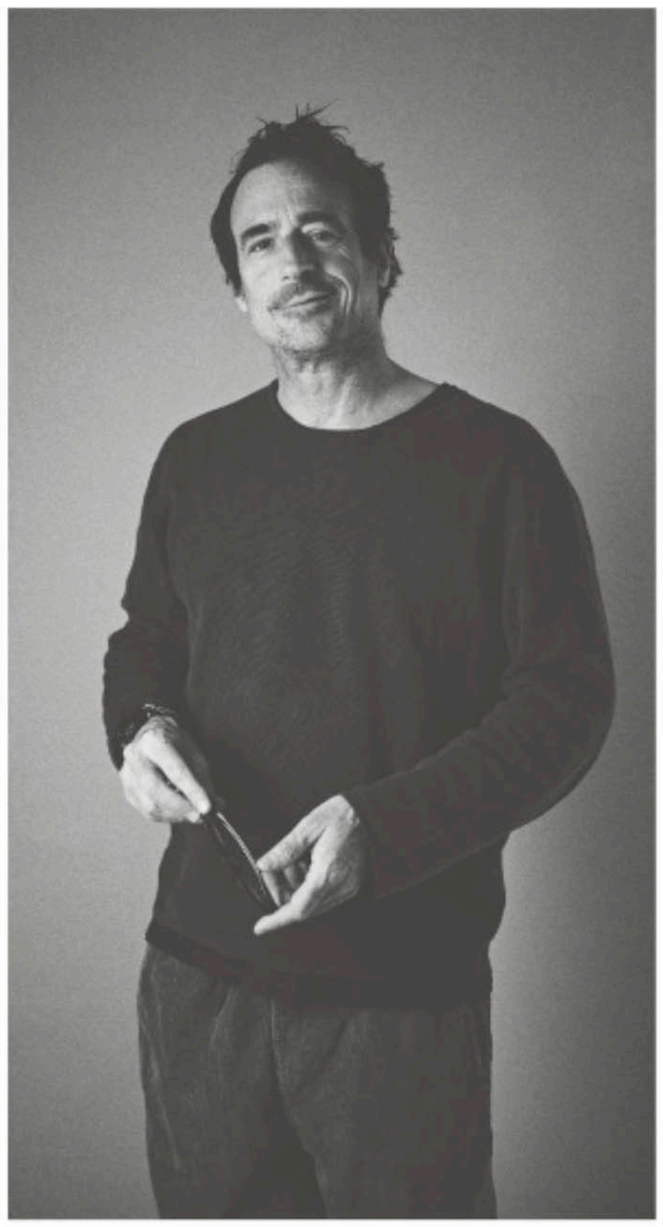
BARBARA BACHMANN, freie Reporterin aus Südtirol, lernte Sardinien auf diversen Recherchereisen kennen. Für diese Ausgabe hat sie sich mit einem Kunstprojekt befasst, das sich um die zahlreichen Entführungsfälle dreht, welche die Insel jahrzehntelang prägten. Besonders gefällt Bachmann daran, wie es der Künstlerin Valeria Cherchi gelingt, einen tiefen Einblick in die Seele Sardiniens zu gewähren. Im Anschluss an das Telefoninterview bemerkten Bachmann und Cherchi, dass sie vor Jahren dasselbe Seminar zum Thema Factchecking besucht hatten.





KATRIN BISCHOFF, Gerichtsreporterin der „Berliner Zeitung", begleitete das Verfahren am Landgericht Potsdam gegen Andreas Frey (Name geändert) wegen versuchten Mordes. Ihr ist noch gut in Erinnerung, wie die neunjährige Tochter ihre Eltern nannte: „der Geier" und „das Gänseblümchen". Bischoff sprach mit dem Gänseblümchen Henriette W., die von ihrem Partner, dem Geier, beinahe umgebracht worden wäre. Die Reporterin begegnete keiner gebrochenen Frau, sondern einer absolut starken und lebenslustigen Persönlichkeit. Auch den Fotografen **MAXIMILIAN GÖDECKE** beeindruckte die Stärke und Widerstandsfähigkeit von Henriette W. Er fotografierte in der Siedlung, in der sich das Verbrechen ereignete. Auf den ersten Blick eine sehr idyllische Gegend.





MARGHERITA BETTONI, freie Journalistin, recherchiert zu Organisierter Kriminalität. Für ihr Buch „Die Mafia in Deutschland“ begleitete sie gemeinsam mit Kollegen eine Kronzeugin der kalabrischen ’Ndrangheta. Seitdem hält Bettoni Frauen für ein wichtiges Element bei der Bekämpfung krimineller Gruppen. Als sie die Strafjustizexpertin Mara Garavini Seisselberg über eine Studie zu Frauen in der Organisierten Kriminalität interviewte, war Bettoni überrascht zu erfahren, dass es in vielen Ländern an Aussteigerprogrammen mangelt, die sich speziell an Frauen richten. Der Fotograf **PHILIPP FAYE-HORAK** war begeistert von dem Ort, an dem er Garavini Seisselberg fotografieren konnte. Ein großer Sitzungssaal in der Wiener Hofburg, in dem sich Hunderte leere Stühle aneinanderreihten.





STEFAN DOBLINGER, freier Reporter, und SYLVIA CHYBIAK, freie Autorin, recherchierten den Fall einer JVA-Beamtin, die sich in den notorisch kriminellen M. verliebt hatte. Doblinger verfolgte den Prozess am Kriminalgericht in Berlin-Moabit und führte mehrere Interviews mit der JVA-Beamtin. Chybiak interessierte sich insbesondere für die Liebesgeschichte des ungleichen Paars.

Fotos: Klaus Fritsch; Tobias Schult; Metin Yilmaz

// impressum

stern Crime erscheint in der Gruner+Jahr Deutschland GmbH, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, Tel. 040/3703-0

Herausgeber
Gregor Peter Schmitz (V.i.S.d.P.)

Chefredaktion
Giuseppe Di Grazia

Redaktionsleitung
Bernd Volland

Managing Designer
Felix Bringmann, Alena Schleef

Textchefs
Nicol Ljubić, Björn Stephan

Grafik
Kristin Pötschke

Bildredaktion
Susanne Baumann, Rahel Zander; Angelika Hala, Carolin Theilen

Chef vom Dienst
Derik Meinköhn

stern Crime PLUS
Ralf Sander

Mitarbeiter dieser Ausgabe
Airen (fr.), Barbara Bachmann (fr.), Margherita Bettoni (fr.), Katrin Bischoff (fr.), Mark Bowden (fr.), Fabrice Braun (fr.) Sylvia Chybiak (fr.), Stefan Doblinger (fr.), Miguel Helm (fr.), Fabian Hillebrand (fr.), Constanze Löffler (fr.), Stephan Maus, Julia Meyer-Hermann (fr.), Frank Ochmann (fr.), Josef Saller (fr.), Ingo Scheel (fr.), Matthias Schmidt, Tobias Schmitz, Alrun Steinrueck, Bernd Teichmann, Anuschka Tomat

Verifikation, Schlussredaktion, Recherche
Quality Board
Leitung: Tobias Hamelmann; Susanne Elsner, Hildegard Frilling, Cornelia Haller, Ursula Hien, Judith Ketelsen, Mai Laubis, Michael Lehmann-Morgenthal, Christian Schwan, Joshua Spies, Andrea Wolf

Publishing Manager
Nicola Wagner

Anzeigen
Head of Brand + Direct Sales:
Petra Küsel, Ad Alliance GmbH, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg
Es gilt die aktuelle Preisliste.
Infos hierzu unter www.ad-alliance.de

Vertrieb
Madeleine Wolgast, DPV Deut. Pressevertrieb

Marketing
Sandra Meyer (Director), Kim Lisa Klemp (Manager)

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Sabine Grüngreiff

Herstellung
G+J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.), Mario Richter

Lithografie
Peter Becker GmbH, Würzburg

Druck
Firmengruppe APPL, appl druck, Wemding

Abonnement- und Einzelheftbestellung
stern-Crime-Kundenservice, 20080 Hamburg
Tel. 040/55557800 (Mo.–Fr. 7.30–20, Sa. 9–14 Uhr), Fax 01805/8618002 (14 Cent/Min. aus dem dt. Festnetz).
Einzelheft bestellen: *heft-service@guj.de; Kosten: 6,50 € (D), 7,30 € (A), 10,50 CHF (CH), alle Preise zzgl. Versandkosten, bitte geben Sie die gewünschte Heftnummer an.*
Abonnement bestellen: *abo-service@guj.de; Kosten: 39,00 € (D), 43,80 € (A), 63,00 CHF (CH) für 6 Ausgaben (ggf. inkl. Sonderhefte zum Preis zzt. 6,50 €). Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich. www.stern-crime.de*
ISSN 2364-7930

G+J Medien GmbH
Geschäftsführung
Bernd Hellermann, Carina Laudage, Ingrid Heisserer

// ein prominenter fall

TRAVIS SCOTT



Der Rapper versetzt sein Fans gern in Rage. Doch das Spiel mit dem Publikum ist auch ein Spiel mit dem Feuer

Klar: Rap ist keine Kammermusik. Und bei Rap-Konzerten gelten andere Benimmregeln als in der Oper. Es geht meist rustikal zu auf der Bühne, vor allem aber im Publikum. Rapper Travis Scott ist durch drei Dinge bekannt: durch seine Musik, durch seine On-off-Beziehung mit Reality-Star und Multimillionärin Kylie Jenner und durch seine Auftritte, bei denen die Zuhörenden jede Hemmung verlieren sollen. Scott – bürgerlich Jacques B. Webster – liebt es, wenn seine Fans so richtig steilgehen.

„Raging" nennt er die Atmosphäre: Sein Publikum soll rasend werden, ausrasten, alles rauslassen. Am 13. Mai 2017 aber gerät ein Konzert außer Kontrolle. Travis Scott tritt in einem überdachten Amphitheater in der Stadt Rogers im US-Bundesstaat Arkansas auf. Angeblich, so erklärt es zumindest die Polizei später auf Facebook, fordert Scott die ohnehin schon aufgeheizte Menge dazu auf, die Bühne zu stürmen. Es kommt zu einem Gedränge, das vergleichsweise glimpflich abläuft. Aber mindestens zwei Menschen werden verletzt. Der Rapper wird nach seinem Auftritt festgenommen. Er habe sich ungebührlich verhalten, zu Ausschreitungen angestachelt und Minderjährige gefährdet.

Scott Travis bekennt sich schuldig und zahlt 6825,31 Dollar Schadensersatz an die Verletzten plus 640 Dollar Gerichtskosten. Der Musiker kennt Fälle wie diesen bereits: Schon im August 2015 hatte er sich Ärger mit der Polizei eingehandelt, nachdem er bei einem Konzert in Chicago das Publikum dazu aufgefordert hatte, die Bühne zu stürmen. Niemand wurde damals verletzt.

Die wirkliche Tragödie ereignet sich Jahre später: Gut 50 000 Menschen verfolgen 2021 den Auftritt des Rappers beim von ihm mitorganisierten Astroworld-Festival in Houston. Im Publikum bricht eine Massenpanik aus. Zehn Menschen sterben, Hunderte werden verletzt. Doch diesmal ergeben die Ermittlungen, dass Travis Scott weder für die Panik noch für deren Folgen verantwortlich war. ●

Tobias Schmitz

Foto: ddp

DEINE Leidenschaft

Brigitte \ DEIN LEBEN. DEIN WEG.

HAWESKO
JEDER WEIN EIN ERLEBNIS

Frankreichs Rosé-Vielfalt



8 Flaschen + 2 Weingläser statt € ~~87,74~~ nur **€ 39,90**

VERSANDKOSTENFREI BESTELLEN: hawesko.de/crime

JAHRZEHNTELANGE ERFAHRUNG
60 Jahre Erfahrung im Versand und Leidenschaft für Wein bündeln sich zu einzigartiger Kompetenz.

GARANTIERTE QUALITÄT
WIR stellen hohe Qualitätsanforderungen an unsere Weine – von der Entscheidung beim Winzer bis zur fachgerechten Lagerung.

BESTER ONLINE WEINFACHHÄNDLER 2021
AUSGEZEICHNET mit der Frankfurt International Trophy beim Wine, Beer & Spirits Competition.

Hier zum Angebot:

Vorteilsnummer 1111804

Zusammen mit 8 Flaschen im Vorteilspaket erhalten Sie 2 Gläser der Serie PURE von Zwiesel Glas, gefertigt aus TRITAN® Kristallglas, im Wert von € 19,90. Telefonische Bestellung unter 04122 50 44 55 mit Angabe der Vorteilsnummer (wie rechts angegeben). Versandkostenfrei innerhalb Deutschlands. Max. 3 Pakete pro Kunde und nur, solange der Vorrat reicht. Es handelt sich um Flaschen von 0,75 Liter Inhalt. Alkoholische Getränke werden nur an Personen ab dem vollendeten 18. Lebensjahr geliefert. Informationen zu Lieferbedingungen und Datenschutz finden Sie unter www.hawesko.de/service/lieferkonditionen und www.hawesko.de/datenschutz. Ihr Hanseatisches Wein- und Sekt-Kontor Hawesko GmbH, Geschäftsführer: Gerd Stemmann, Alex Kim, Anschrift: Friesenweg 24, 22763 Hamburg, Handelsregistereintrag: HRB 99024 Amtsgericht Hamburg, USt-Identifikationsnr: DE 25 00 25 694.